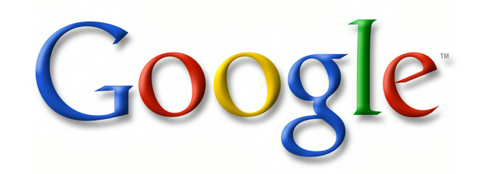


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

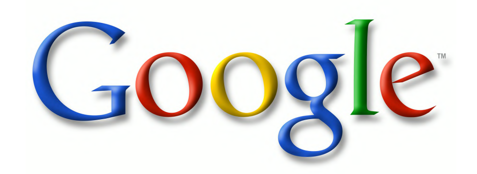
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

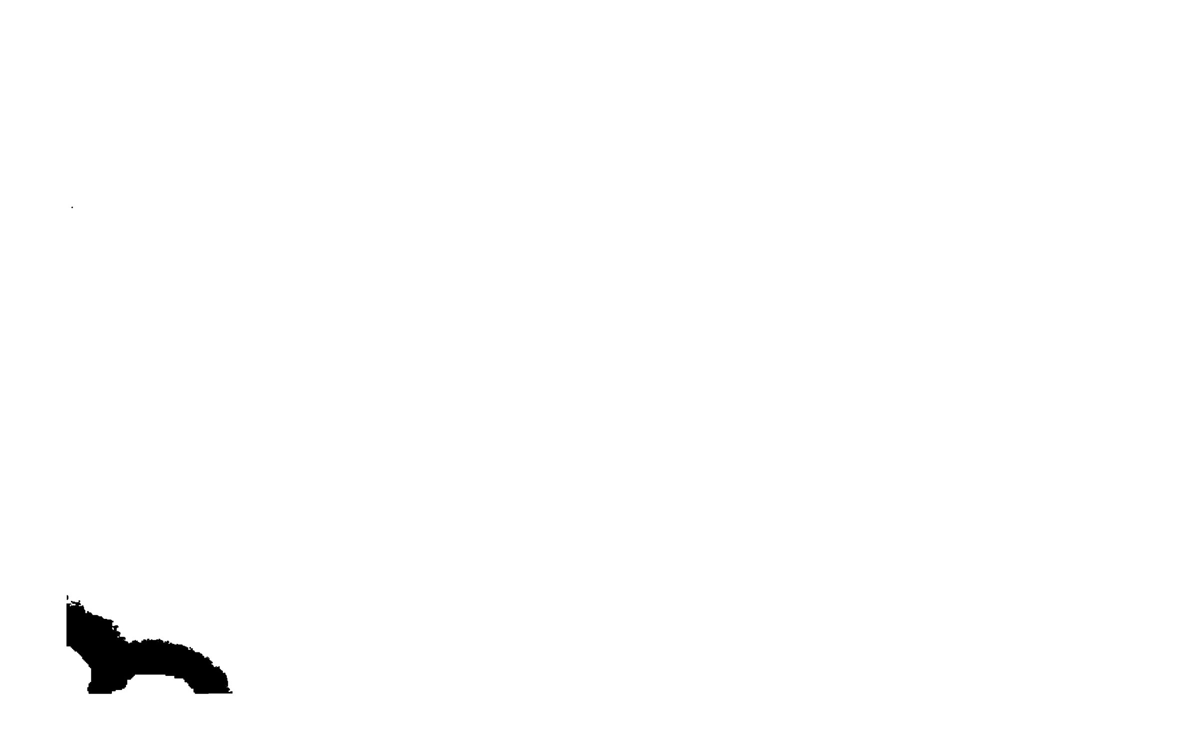
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 3433 06826023 5







Festpostille und Festchronik

Aufsätze und Vorträge über Ursprung Entwicklung und Bedeutung aller Feste, Feier- und Heiligentage des Jahres

nebst Erklärungen der damit verbundenen

Sagen, Sitten und Gebräuche

Von Dr. J. H. Albers

[illegible], vermehrte und verbesserte Auflage

Stuttgart 1907 Verlag von Carl Ulshöfer





Festpostille und Festchronik

Aufsätze und Vorträge über Ursprung Entwicklung und Bedeutung aller Feste, Feier- und Heiligentage des Jahres

nebst Erklärungen der damit verbundenen

Sagen, Sitten und Gebräuche

Von Dr. J. H. Albers

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage

Stuttgart 1907 Verlag von Carl Ulshöfer

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Ulshöfer, Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort zur ersten und zweiten Auflage.

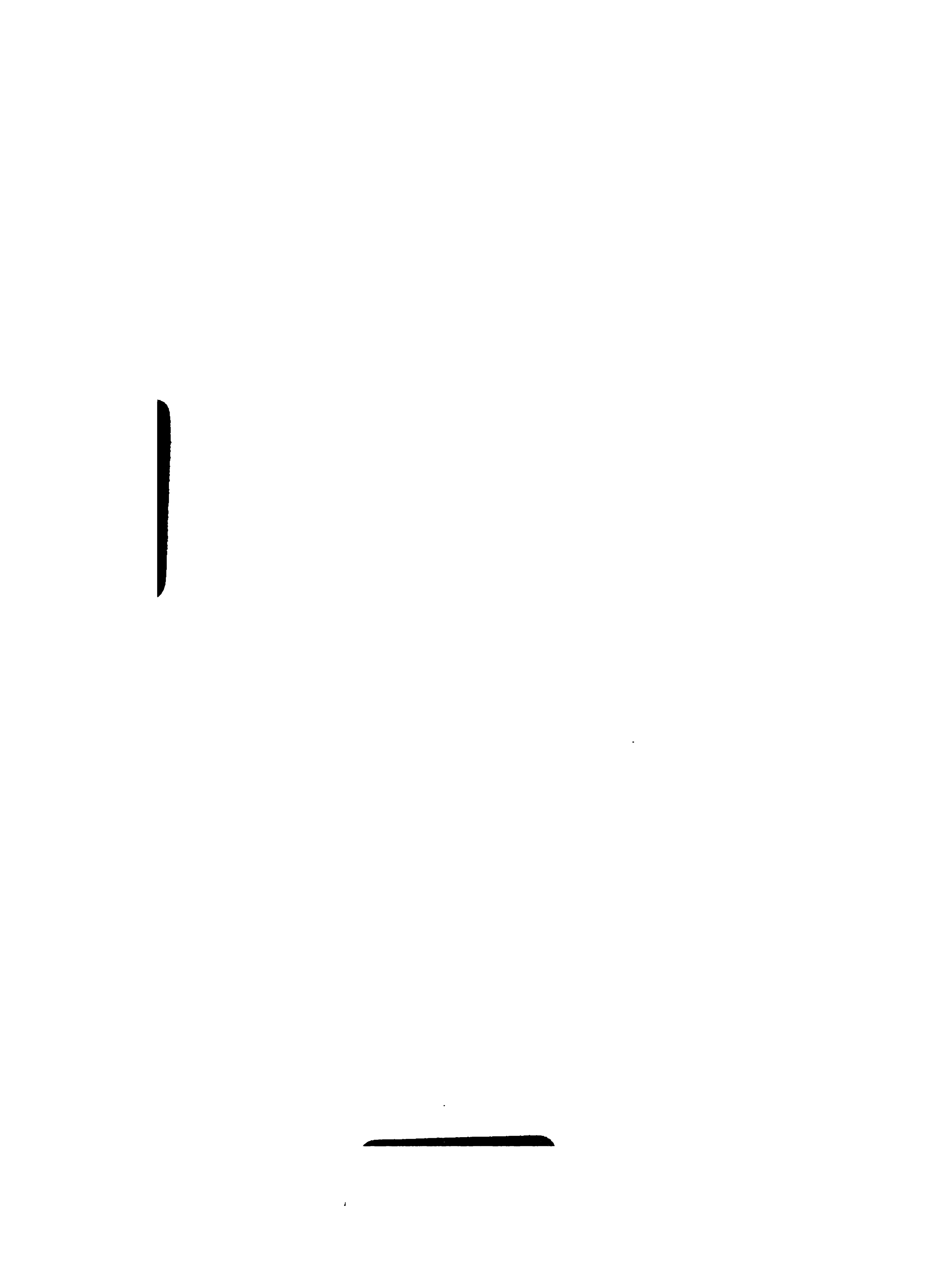
Die erste Anregung zu der Entstehung des vorliegenden Werkes gab ein im Jahre 1877 erlassenes Preisausschreiben für die beste populäre Darstellung der christlichen Feste. Meine Beteiligung an dieser Preisbewerbung liegt in einer 1878 bei Stollberg in Gotha erschienenen Broschüre gedruckt vor.* Bei Gelegenheit der einzelnen Feiertage faßte ich dann später alles auf dieselben Bezügliche zusammen und veröffentlichte die Aufsätze im Feuilleton verschiedener Tagesblätter, oder ich bearbeitete einzelne Feste zu Vorträgen, die dann in Vereinen gehalten wurden.**

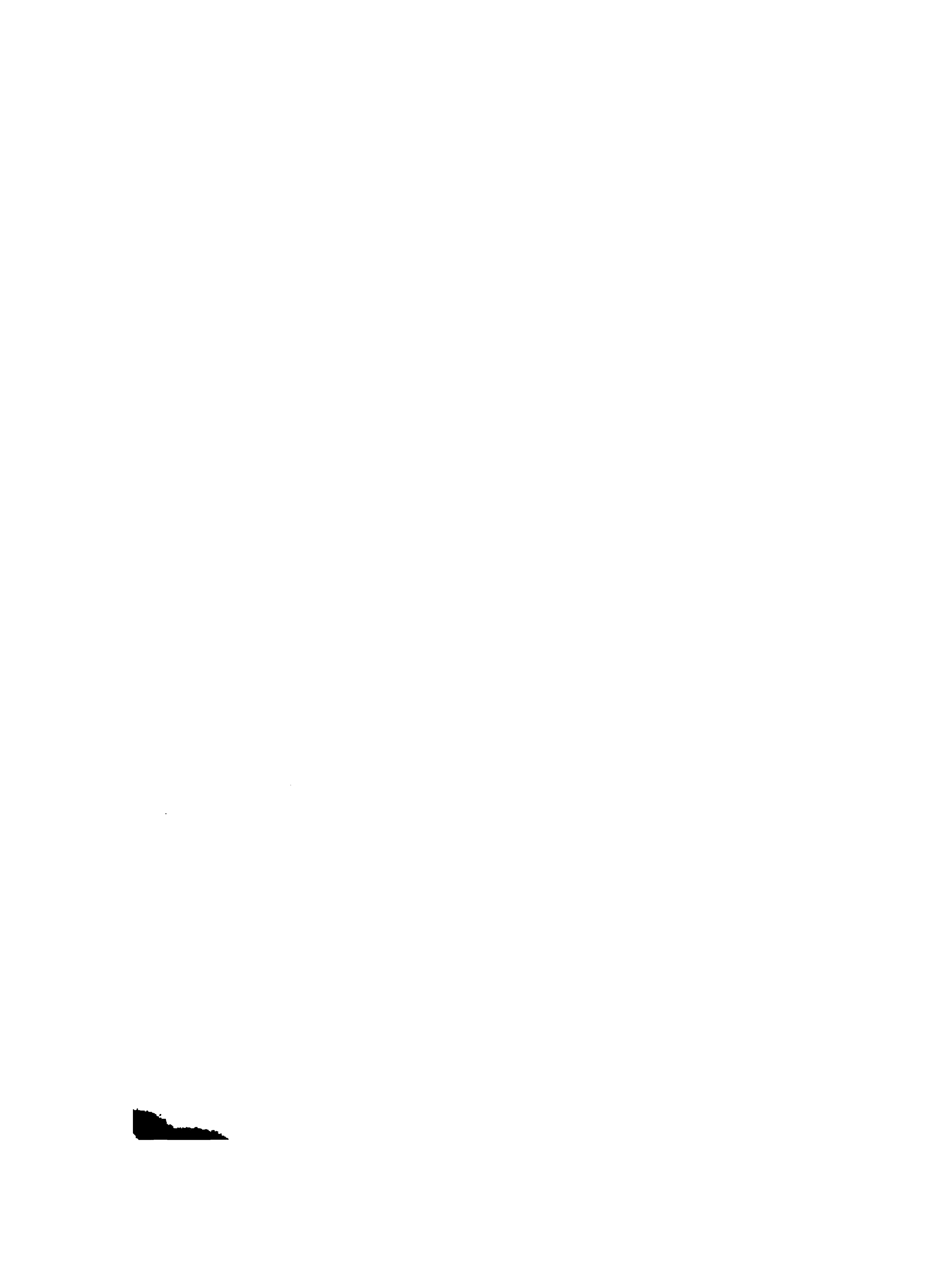
Natürlich mußte ich zu diesem Zweck die Arbeiten so allgemeinverständlich als möglich gestalten und oft auch auf die lokalen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Daß hierbei die diesbezügliche Literatur in erster Reihe benutzt wurde, versteht sich von selbst, doch schöpfte ich auch vielfach aus eigener Erinnerung und Beobachtung.

Begreiflicherweise entstand in mir der Wunsch, das so zusammengebrachte reichhaltige Material überarbeitet und gesichtet zu einem Ganzen verarbeitet zu sehen. Diese Sammlung und Überarbeitung erschien nun im Jahre 1891 in Buchform, und zwar verfuhr ich bei

* Die christlichen Feste. Nach Ursprung und Bedeutung allgemein faßlich dargestellt von Dr. J. H. Albers.

** Die Aufsätze erschienen fortlaufend in der „Straßburger Post“, in der „Litterarischen Beilage der Gemeinde-Zeitung“, in der „Landeszeitung für Elsaß-Lothringen“ und in mehreren norddeutschen Zeitungen. Ich führe dies an, um nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, es handle sich hier um Aufsätze von verschiedenen Verfassern. Die kleine Weihnachtsgeschichte auf Seite 338—343 ist von mir nach einem dänischen Original bearbeitet.







Einleitung.

Welcher Gedanke beschäftigt dich, lieber Leser, wenn du am Samstag Abend dein Arbeitsgerät aus der Hand legst und aus deiner oder eines anderen Werkstatt, in der du die ganze Woche, sei es körperlich oder geistig, je nach Stand und Beruf, deiner Pflicht obgelegen hast, heimkehrst zu deinen Lieben? Ich weiß es und will es dir sagen; du denkst stillvergnügt: Morgen ist's Feiertag! und ich sehe es dir an, daß du dich ordentlich auf den Tag freust. Und so ist es recht. Wenn einer die ganze Woche gearbeitet und redlich das Seine getan hat, so ist der Sonntag der Tag der wohlverdienten Ruhe und Erholung, an dem er alle Mühen und Beschwerden der Woche vergessen und neuen Mut und neue Lust zum Wirken und Schaffen gewinnen kann. — Die Natur schon hat den Menschen auf einen Wechsel von Arbeit und Ruhe hingewiesen. Die am Tage verbrauchten Kräfte müssen sich zum größten Teil während der Nachtruhe ersetzen. Hiermit ist aber das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung noch keineswegs völlig befriedigt. Das merkt jeder an sich selbst, je näher er dem Ende einer arbeitsvollen Woche kommt. Das ist immer so gewesen, und in dem Worte: „Gott ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte",* spricht Moses nichts anderes aus, als die gefühlte Notwendigkeit einer Ruhepause für den hier ganz menschlich aufgefaßten Schöpfer der Welt. In der Tat finden wir denn auch schon bei den ältesten Kulturvölkern einen teils regelmäßigen, teils unregelmäßigen Wechsel zwischen Werk- und Feiertagen. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine

* 1. Mos. 2, 2.



was du liesest?", so tut es in unseren Tagen gar not, manchem Christen, der jahraus-jahrein an den Festtagen seine besten Kleider anzieht, des Mittags gut ißt und des Abends sich voll trinkt, oder auch dem, der am liebsten vom Morgen bis zum Abend auf den Kirchenbänken hockt und über die Schlechtigkeit der Welt lamentiert, die schon vor 1900 Jahren ihren Heiland gekreuzigt habe, zuzurufen: „Weißt du auch, was du — feierst?" Die rechte Festtagsfeier beruht auf der rechten Erkenntnis derselben. Da ist es vor allen Dingen not zu wissen, warum und wozu man eigentlich feiert. Wir wollen daher in den nachfolgenden Aufsätzen zu zeigen versuchen, wie unsere christlichen Fest- und Feiertage entstanden sind, wie sich die Feier derselben entwickelte, und welche Bedeutung sie für den denkenden Menschen haben. Selbstverständlich wird es sich dabei mehr um Belehrung als um Erbauung handeln, denn die letztere ist Sache der Kirche. Gleichwie die Postillen des Mittelalters wollen die nachfolgenden Aufsätze nicht etwa die kirchliche Feier der Feste überflüssig machen, oder gar die Predigt ersetzen; im Gegenteil, da wo von der Bedeutung der einzelnen Feste die Rede ist, wollen sie auf die kirchliche Feier derselben entweder vorbereiten, oder durch weitere Belehrung, als dies in der Predigt geschehen kann, die sittliche Wirkung der Festfeier erhöhen helfen.

Die Woche und ihre Tage.

Jedes Schulkind weiß, daß die Woche sieben Tage hat, und kennt auch ihre Namen. Aber warum sind es gerade sieben, und woher stammen die Namen? Wenden wir uns zunächst zu dem Ausdruck „Woche". Die Wurzel dieses Wortes liegt in dem gotischen wiko, das im Altnordischen vikâ geworden ist. Im Angelsächsischen hat es die Formen wice, wicu und wucu angenommen, und im Althochdeutschen hat es sich zu wehha oder wëcha umgebildet, aus dem dann unmittelbar das heute gebräuchliche Woche entstand. In allen germanischen Sprachen ist der ursprüngliche Stamm des Wortes noch deutlich zu erkennen; man vergleiche nur beispielsweise das englische week und holländische week (sprich waek) mit dem dänisch-norwegischen uge (unmittelbar aus wucu entstanden) und dem schwedischen veeka. Die ursprüngliche Bedeutung des gotischen Wortes ist: Ordnung, Wechsel, Reihenfolge, und unsere Woche ist ja auch in Wirklichkeit nichts anderes als eine Reihenfolge von sieben Tagen. Der römische Geschichtsschreiber Dio Cassius (gest. um das Jahr 235 n. Chr.) berichtet, sowohl die

Zahl als auch die Namen der Wochentage stammen von den sieben Planeten her, die **Ptolemäus** zählte, als er um das Jahr 150 n. Chr. sein Sonnensystem aufstellte. Was die Namen anbetrifft, so ist dies richtig, nicht aber bezüglich der Zahl. Der Umstand, daß man die siebentägige Woche bei den ältesten und zugleich räumlich entlegensten Kulturvölkern, den Chinesen und den alten Peruanern, gefunden hat, führte zu der Annahme, die Siebenteilung beruhe auf den nach je sieben aufeinander folgenden Tagen wiederkehrenden Mondphasen. Ursprünglich waren es wohl die vierzehn Tage, die Zeit zwischen Vollmond und Neumond, nach denen man rechnete, die man dann später aber in zwei gleiche Hälften teilte. Diese Ansicht stimmt auch mit dem Umstand überein, daß die älteste Zeiteinteilung überhaupt auf dem Mond und seinem Verhältnis zur Erde beruhte. Ob die Juden ihre Woche, die sie schebua nannten und von scheba, d. h. sieben, ableiteten, von den Ägyptern angenommen haben, oder ob dieselbe bereits zu Abrahams Zeit in Chaldäa heimisch war, ist unentschieden, das letztere aber wohl wahrscheinlich. Sie hatten keine eigenen Namen für die Tage, sondern bezeichneten sie mit den sieben ersten Buchstaben des hebräischen Alphabetes. Die Ägypter aber waren es, die zuerst anfingen, die Wochentage nach den sieben damals bekannten Planeten: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn zu bezeichnen. Im zweiten Jahrhundert kam von Alexandrien aus die siebentägige Woche mit diesen Benennungen zu den Griechen und verdrängte die dort üblichen Dekaden, die aus zehn Tagen bestanden. Von den Griechen erbten sie natürlich die Römer, die vorher die Nundinae, die neuntägige Woche, hatten. In den Ländern romanischer Sprache haben sich die Namen der Tage noch bis heute in der alten Form erhalten, während in denen germanischer Zunge dagegen die nordische Mythologie einzelne derselben beeinflußte.

Sonntag ist der Tag der Sonne. Althochdeutsch hieß er Sunnentâc und Altnordisch Sunnudagr. In allen germanischen Sprachen ist der Name noch ähnlich: englisch Sunday, niederländisch Zondag und skandinavisch Söndag. In den romanischen ist der Name dagegen aus dem christlichen Dies Dominicus oder Dominica, Tag des Herrn, das an die Stelle des heidnischen Dies Solis getreten war, entstanden und lautet z. B. italienisch, französisch und spanisch resp. Domenica, Dimanche und Domingo. Selbst die Portugiesen, welche die übrigen Tage durch Zahlen bezeichnen, haben für den ersten Tag der Woche diese Ableitung beibehalten. Der Sonntag galt von jeher als ein Glückstag, an dem man gern Neues unternahm. Schon Griechen und Römer betrachteten

ihn so, und wer an ihm geboren wurde, galt als „Glückskind" oder „Sonntagskind" und hatte das sogenannte zweite Gesicht, d. h. konnte in die Zukunft sehen. Die Römer nannten die Sonntagskinder Fortunae filii, auch Albae gallinae filii oder Kinder der weißen Henne. Weiße Tiere galten überhaupt als glückbringend. Auch im Deutschen hat das Wort Sonntagskind dieselbe Bedeutung als Hell-, Geister- und Gespensterseher und war und ist noch jetzt vielfach im Gebrauch. Da aber eigentlich doch recht viele Menschen am Sonntag geboren werden, so müßte die Zahl der Glückskinder recht groß sein. Da dies wohl mit der Erfahrung nicht recht übereinstimmte, so kam man später auf den Gedanken, nur den gülbenen Sonntag, den Trinitatistag, als den rechten Glückstag gelten zu lassen. Wer an ihm geboren ist, aber auch nur um die Mitternachtsstunde, der ist ein gülden Sonntagskind und kann Geister sehen.*

Montag ist der Tag des Mondes. Die Ableitungen sind wie bei Sonntag. Im Althochdeutschen hieß er Mânetâc, später Mântâc und im Altnordischen Manadagr. Hieraus sind das englische Monday, das niederländische Maandag und das skandinavische Mandag entstanden, während das lateinische Dies Lunae in das italienische Lunedi, das französische Lundi und das spanische Lunès überging. In manchen Gegenden gilt der Montag als ein Unglückstag, und was man an ihm beginnt, wird nicht „wochenalt". In Hannover und Schleswig-Holstein hüten sich deshalb die Dienstboten, an einem Montag die Herrschaften zu wechseln. Dieser Aberglaube beruht auf der rabbinistischen Auslegung der Schöpfungsgeschichte. An allen anderen fünf Tagen der Schöpfung, nur nicht am ersten, hieß es: „Und es war gut." Wegen des Fehlens dieses Zusatzes, sagen die Rabbinen der älteren Zeit, soll man am Montag keine Arbeit anheben. Andere Ausleger aber beziehen eine Stelle Ovids (Fast. I, 57), nach welcher bei heidnischen Völkern überhaupt der Tag nach einem Feiertage als unglücklich galt, auf diese Sitte.**

Schwieriger ist die Ableitung des Namens Dienstag. In Rom war er der Tag des Mars und hieß Dies Martis. Der deutsche, bezw. der altnordische Kriegsgott war Tyr, der auch Tius, Zius oder Ziu hieß. Nach ihm nannte man den Tag im Althochdeutschen Ziuwestâc, im Altnordischen dagegen Tyrsdagr. Aus dem letzteren haben, wie ersichtlich, die nordischen Sprachen direkt abgeleitet, da sie ihn Tirsdag

* Siehe den Aufsatz über Trinitatis.

** Vergleiche Alt, der christliche Kultus.

und Tisdag nennen; die Engländer dagegen haben aus Ziuwestâc ihr Tuesday gebildet. Franzosen und Spanier folgten in ihrem Mardi und Mártes der lateinischen Bezeichnung, ebenso die Italiener in Martedi. Von dem Namen Ziu kommt auch die in Süddeutschland übliche, besonders in Schwaben und dem Elsaß gebräuchliche Bezeichnung „Zieschdi" oder „Ziestig" her. In Bayern heißt der Tag in einigen Gegenden „Ertag" oder „Erctag", welcher Name von Err oder Eor, wie der altnordische Schwertgott auch hieß, herstammen soll. In Skandinavien war der Dienstag zugleich der Gerichtstag, Dies judicii, und wird deshalb zuweilen Thies- oder Thingstag genannt, welcher Umstand zu der falschen Schreibung „Dinstag" mit der Ableitung von Dings- oder Gerichtstag geführt hat. Dieser Ableitung sind die Niederländer gefolgt, indem sie den Tag Dingsdag nennen.*

Mittwoch ist rein deutsch und bezeichnet natürlich die Mitte der Woche. Die Römer nannten ihn Dies Mercurii, das im Französischen in Mercredi und im Spanischen in Miércoles und im Italienischen in Mercordi überging. An Stelle des Merkurs trat der Göttervater Odin, Wuotan oder Wodan. Ihm wurde der vierte Tag in der Woche geheiligt und im Althochdeutschen Wuotanestâc genannt, das in altnordischer Form Odinsdagr hieß. Das englische Wednesday bedeutet Wodanstag, und das skandinavische Onsdag, sowie das niederländische Goens- oder Woensdag und das noch in Westfalen übliche Gauns- oder Godensdag entstanden aus Odinstag. Der Wodankultus erhielt sich in dem christlichen Deutschland am längsten, und das Andenken an diesen Gott lebt ja noch heute im Volksaberglauben fort; die christliche Kirche wollte selbst seinen Namenstag nicht dulden, und so trat schon sehr früh Mittwoch an dessen Stelle. Um Odins Andenken möglichst abzuschwächen, widmete die mittelalterliche Kirche den Tag der Jungfrau Maria und machte ihn zum Fasttag.

Donnerstag ist der Tag des Thor oder Donar, des Donnerers, des Jupiter tonans der nordischen Völker. Englisch heißt er deshalb Thursday und skandinavisch Torsdag und Thorsdag. Franzosen, Italiener und Spanier aber sind dem alten Jupiter getreu geblieben, ihr Jeudi, Giovedi und Juéves stammen direkt von Dies Jovis, was bei dem Italienischen allerdings nicht ganz auf den ersten Blick einleuchtet. Da Thor eine der höchsten Gottheiten war, ist anzunehmen, daß unsere Vorfahren diesen Tag heilig gehalten haben, und in der Tat sind noch

* Grimm, deutsche Mythologie, S. 113.

manche abergläubische Vorstellungen davon vorhanden. Sie finden sich besonders bei den Festen, die auf einen Donnerstag fallen. Spuren der Feier des Donnerstags selbst lassen sich bis tief ins Mittelalter hinein nachweisen. Am Oberrhein wurde er sogar noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts gefeiert. In Straßburg war er der gesetzliche Hochzeitstag. Auch die Erbsenspeisen, die man noch heute vielfach an Donnerstagen ißt, sollen zu solchen Spuren gehören, denn die Erbse war dem Thor geweiht. Gewisse Versteinerungen (Belemniten) führen im Volksmund den Namen Donnerkeile, und man glaubt, sie fallen mit dem Blitze vom Himmel, und gewähren ihrem Besitzer Schutz vor dem Unwetter.

Freitag ist der Tag der Freya oder Frigga, der Venus des Nordens und des allgewaltigen Wodans zärtlich geliebter Gemahlin. Im Althochdeutschen hieß er Friatâc und im Angelsächsischen Frigedaeg, aus welchem das englische Friday entstand, während das skandinavische Fredag wohl auf die altnordische Form Friadagr zurückzuführen ist. Ebenso sind Vendredi, Venerdi und Viérnés sofort als Ableitungen vom alten Dies Veneris (Venustag) zu erkennen. Als Todestag Christi wurde er früher vielfach durch einen Gottesdienst oder wenigstens durch ein Geläute ausgezeichnet. Aus demselben Grunde gilt er auch in der katholischen Kirche als Fasttag. Der Volksaberglaube hält ihn an einigen Orten, ähnlich wie den Montag, für einen Unglückstag, an dem man nichts anfangen oder unternehmen darf. Besonders die Seeleute der deutschen Nordseeküste hüten sich, an einem Freitag in See zu stechen; es bringt Unglück, sagen sie. Weil er der Göttin der Liebe geheiligt war, wurden früher an diesem Tage mit Vorliebe die Ehen geschlossen. Die Kirche suchte den Brauch als heidnisch abzustellen und brachte den Freitag, den sie als einen Tag der Trauer ansah, in Verruf. Im protestantischen Norden, besonders in Dänemark, feiert man trotzdem noch heute gern die Hochzeiten am Freitag. Die Sitte, daß am Donnerstag Abend nicht gesponnen werden darf, ist wohl auch auf Freya zurückzuführen, da sie ja die fleißigen Spinnerinnen in ihren besonderen Schutz genommen hatte, und der Vorabend des Freitags schon ihr gehörte.

Sonnabend ist der Vorabend des Sonntages. Die älteste vorkommende Form des in ganz Süddeutschland gebräuchlichen Namens Samstag ist eigentlich Sambztâc. Es gibt dafür besondere Ableitungen. Grimm meint, es sei nach dem lateinischen Dies Saturni zuerst Saterestag geworden, und leitet hiervon Samstag her. Eine andere

Ableitung gibt Weigand, nämlich von Sabbati Dies, aus welchem auch das französische Samedi entstanden ist. Eine dritte Ableitung ist die, welche Samstag auf dieselbe Wurzel zurückführt, die sich im deutschen „samt“ wiederfindet. Demnach bedeutet Samstag einen Tag, der die Gesamtheit der Tage, die Woche, abschließt. Die Dänen und Schweden nennen den letzten Wochentag Löverdag und Lördag, und ihre Etymologen sind sich über Ursprung und Bedeutung des Wortes ebenso uneinig, wie die unserigen über das Wort Samstag. Alle nehmen aber an, es stamme von dem altnordischen Laugadagr ab. Dieses Wort erklärt Grimm als Badetag, weil am Schlusse der Woche gebadet wurde. Die Holländer, Niederdeutschen und Engländer sind hier die konservativsten gewesen; sie haben das lateinische Dies Saturni direkt als Zaturdag, Saterdag und Saturday in ihre Sprache hinübergenommen. Das französische Samedi und das deutsche Samstag, ebenfalls auf Saturn, den seine Kinder verschlingenden Titanen, zurückzuführen, scheint uns etwas gewagt, wenn auch der letzte Tag der Woche, mit dem dieselbe unwiederbringlich in die Vergangenheit hinabsinkt, dem gierigen Titanen wohl zu vergleichen wäre.

Die Feier des Sonntags geht bis in die ältesten Zeiten des Christentums zurück. Zwar befindet sich im Neuen Testament kein bestimmtes Gebot für dieselbe, die apostolischen Christen feierten vielmehr, wie die Apostelgeschichte dies ausführlich berichtet, den jüdischen Sabbat mit, allerdings wohl nicht in alttestamentlicher Strenge der Pharisäer, sondern in der ihnen vom Messias gewordenen Freiheit. Daneben feierten sie aber auch den Sonntag, den ersten Tag der beibehaltenen jüdischen Woche. Als Auferstehungstag des Herrn war er ein Freudentag und wurde von den Aposteln meistens zu Versammlungen der Gemeindeglieder und zu gemeinsamer Erinnerung an die Tage, die sie mit ihrem Meister verlebt hatten, benutzt. Allmählich gab man aber, um sich auch äußerlich von den Juden zu unterscheiden, die Feier des Sabbats immer mehr auf. Zuletzt blieb, da man den Tag von dem Abend an rechnete, nur der Sabbatabend als eine Art Vorfeier im Gebrauch. Die von Petrus gestifteten judenchristlichen Gemeinden waren in der Sabbatfeier viel strenger als die heidenchristlichen. Erstere übertrugen auch die Verbote jeglicher Art mehr und mehr auf den Sonntag, doch stammen die ersten gesetzlichen Bestimmungen über die Sonn- und Festtagsheiligung durch Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit erst aus der Zeit Konstantins d. Gr. Am meisten tat für die strenge Sonntagsfeier der griechische Kaiser Leo III. (717—741), der Isaurier genannt.

Er, der durch das strenge Verbot der Bilderverehrung bekannt ist, untersagte ebenso strenge jegliche Sonntagsarbeit und führte zugleich weltliche Strafen für die Übertretung seines Verbotes ein. Die außerordentliche Strenge der Sabbatforderungen der Engländer und Nordamerikaner geht im Grunde genommen auf diese alten Verbote zurück. Die neuere Gesetzgebung stellt sich fast überall, besonders aber in Deutschland, Frankreich und Italien, auf den Standpunkt, daß der Staat alle offiziellen Amtshandlungen am Sonntag zu untersagen, bei seinen eigenen Unternehmungen die Sonntagsarbeit zu vermeiden und die Arbeitnehmer gegen die Forderungen der Arbeitgeber vor Sonntagsarbeit zu schützen hat.

Auch bei uns macht sich, selbst nach Regelung der Sonntagsruhe nach diesen Gesichtspunkten durch Gesetz, aber noch über dieses Maß der Sonntagsfeier hinaus das Bestreben geltend, die oben erwähnte strengere Form der Sonntagsfeier wieder einzuführen. Man begründet diese Forderung mit dem Materialismus, dem unsere Zeit mehr als die frühere huldigt. Alles rennt und jagt heutzutage nur nach den Gütern dieser Erde und nach sinnlichem Genuß derselben, heißt es gewöhnlich. Ob dieser Vorwurf wirklich begründet ist oder nicht, kann uns hier gleichgültig sein, aber soviel ist sicher, daß gerade eine wirkliche Sonntagsfeier mehr als vieles anderes geeignet ist, uns im Kampfe gegen diese Richtung der Zeit unendlich zu stärken. Die Gefahr, im Kampfe um das irdische Dasein sittlich unterzugehen, mag für manchen nahe genug liegen. Gerade die Sonntagsfeier kann ihm zum Rettungsanker werden. Aus dem Egoismus, der Selbstsucht, soll sie ihn herausreißen und mitten im Kampfe gegen denselben das Ideal des Lebens, die sittliche Reinheit, hochhalten. Die sittliche Reinheit soll sich aber durch alle unsere Tage hinziehen, und jeder Tag soll so eigentlich immer mehr ein Sonntag werden.

Bei einer solchen Auffassung des Sonntags und seiner Feier dürfte eine größere Strenge kaum erwünscht, ja vielleicht kaum förderlich sein. Auf diesem Standpunkt steht auch tatsächlich die freisinnige theologische Partei, während umgekehrt die Orthodoxen einer größeren Strenge das Wort reden und die mittelalterlichen Sabbatordnungen gern wieder eingeführt sehen möchten. Die Wahrheit liegt auch hier, wie bei so vielem, in der Mitte. Die Sonntagsruhe wird jetzt niemandem mehr verkümmert, als durchaus notwendig ist, und alle auf Nachahmung englischer Strenge abzielende Bestrebungen sind entschieden vom Übel. Daß die „Sonntagsruhe" die Arbeiter durchaus nicht in die Kirchen getrieben hat, wie die „Frommen im Lande" sich eingebildet hatten, hat die Erfahrung in den

letzten Jahren genugsam bewiesen. Der Materialismus hat eher zu- als abgenommen. Ein Zwang ist überall vom Übel.

„Saure Wochen, frohe Feste,
Tages Arbeit, Abends Gäste“
Rufet uns der Dichter zu,
Aber ohne Sonntagsruh'
Fehlt dem Hause doch das Beste!

Die Entstehung heidnischer Feste.

Alle alten Religionen sind Naturreligionen. Die wohltätig oder vernichtend wirkenden Kräfte der Natur wurden personifiziert, d. h. zu Wesen gemacht, die empfinden, denken und handeln wie Menschen, und wurden dann göttlich verehrt. Als die Quelle aller wohltätig wirkenden Naturkräfte betrachtete man vielfach die strahlende Sonne. Sie war selbstverständlich für die ältesten Völker der Mittelpunkt der ganzen Welt, denn daß eine große Anzahl Sterne nicht nur bedeutend größer ist, als die Sonne, sondern auch für andere Gestirne dieselbe Bedeutung hat, wie die Sonne für unsere Erde, das konnten sie nicht wissen, da ihnen die Instrumente zur Erforschung des Himmels fehlten.

Die Sonne ist das große Licht, das scheinbar die ganze Welt regiert. Von ihr empfängt die Erde Licht und Wärme, die beiden notwendigsten Bedingungen alles Lebens. Sie ist der Ausgangspunkt alles dessen, was Odem hat; ihr Kommen zeugt Leben, ihr Verschwinden bringt Tod. Wie sie steigt und sinkt, pulsiert auch auf der Erde das Leben. Ist es da ein Wunder, daß sie zum Mittelpunkt der Welt wurde, und man ihr entgegenjauchzte und frohlockte, wenn sie im höchsten Glanze strahlte, und besorgt und bekümmert zu ihr emporblickte, wenn sie zu verschwinden drohte? Oder mit anderen Worten: wenn man ihr Feste feierte? Diese Sonnenfeste sind unstreitig die allerältesten. Die Babylonier und Assyrier — die eigentlichen Sternanbeter — waren die ersten, welche die scheinbaren Bewegungen der göttlich verehrten Sonne beobachteten und nach denselben das Jahr einteilten. Bei ihnen finden sich auch die ersten Spuren von Festen, die der Sonne gewidmet waren. Aber nicht sie allein, sondern auch die Ägypter, die klassischen Völker des Altertums, sowie die Germanen, Slaven und Kelten feierten, gerade wie die Kulturvölker des Ostens, die Zeiten der Sonnenwende und der Tag- und Nachtgleiche; erstere um die Mitte des Sommers und Winters in dem Sommer- und Winterfest, letztere in dem Frühlings- und Herbstfest.

Außer diesen allen Völkern gemeinsamen Sonnenfesten wurden auch solche Naturerscheinungen gefeiert, die für eine bestimmte Gegend von besonderer Wichtigkeit waren. So feierte man in Ägypten das jährlich wiederkehrende Steigen und Fallen des Niles durch festliche Umzüge, und noch heute ist in den nördlichen Gegenden der Tag, an dem der erste Schnee fällt, ein allgemeiner Freudentag. Beides sind Volksfeste, jenes, weil es den Bewohnern einer bestimmten Gegend die Hoffnung auf eine reiche Ernte gab, dieses, weil die glatte Schneebahn ihnen die Möglichkeit eines Verkehrs mit den weit entfernten Städten gewährt.

Neben diesen Natur- und Volksfesten stehen die Familienfeste, die nur einen noch engeren Kreis angingen. Sie waren und sind noch heute Gedenktage wichtiger Begebenheiten. Sofern diese Begebenheiten über das Leben der Familie hinaus auch andere interessierten, wie z. B. Ereignisse aus dem Leben bedeutender Männer, als Religionsstifter, Stammeshäupter, Kriegshelden u. s. w., wurden diese Familienfeste zu Nationalfesten. So wissen wir, daß die alten Inder und Perser bereits die jährliche Wiederkehr der Geburts- und Hochzeitstage feierten und in Ägypten die Geburt eines neuen Gottes in der Gestalt des Apis, eines schwarzen Stieres mit weißem Fleck an der Stirn, mit dem Jubel des ganzen Landes begrüßt ward. Sowohl die Begebenheiten, als auch die gefeierten Naturereignisse konnten einen doppelten Charakter haben, den der Freude und den der Trauer. War das erstere der Fall, so gab man sich in der Freude über das Ereignis sinnlichen Vergnügungen hin und suchte sich selbst und andere soviel als möglich zu erfreuen. War aber die Veranlassung des Gedenktages eine traurige, wollte man sich an eine Begebenheit erinnern, die über einen einzelnen, über eine Familie, oder über ein ganzes Volk tiefes Leid und Weh gebracht hatte, so versenkte man sich in die Erinnerung an dieses Leid, und statt des Freudenfestes feierte man ein Trauerfest.

Wie in jeder Erinnerung an ein schmerzliches Ereignis auch zugleich eine Freude liegt, nämlich die, daß der Schmerz jetzt überstanden ist, so mußte sich dem Trauerfeste auch unwillkürlich die Freude beimischen. In der Freude darüber, daß das Unglück nun überstanden, und in der Hoffnung, daß es nimmermehr wiederkehren möge, erschallten zwischen den Wehklagen an solchen Trauertagen häufig Freudengesänge, und selbst mutwilliges Treiben tat sich in ihnen kund. Es ist eben im Leben der Menschen und Völker wie in der Natur: auf Regen folgt Sonnenschein, der Schmerz und die Wonne wohnen nebeneinander. So charakterisieren sich alle alten Feste, je nach der Veranlassung, aus der sie

entstanden, als Tage der Freude und der Trauer, hervorgerufen durch Ereignisse in Natur-, Familien- und Volksleben.

Bei allen alten heidnischen Völkern lassen sich noch heute mehr oder weniger deutliche Spuren solcher Feste nachweisen. Sie reichen weit über die Zeit des Moses zurück und weisen vorzugsweise nach Indien und Ägypten. In dem ersteren Lande war der Sonnen- bezw. Feuerkultus in dem Mithradienst von altersher hoch ausgebildet und steht noch heute bei Hindus und Persern, wenn auch in anderer Form, in großem Ansehen. Unter dem Namen Baal oder Bel, d. h. Herr der Welt, verehrten Babylonier, Phönizier und Karthager die personifizierte Sonne, und die Indier priesen neben Mithra noch ihren Agni, d. h. das Feuer, als den Urgrund aller Götter, der in allen Wesen wohnt und Zeuge ihrer Handlungen ist. Das Feuer ist, als dessen Ausgangspunkt, natürlich ebenfalls die Sonne. In Ägypten ist es der Osiriskultus, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auch hier ist Osiris, der oberste Gott, die alles befruchtende, alles erzeugende Sonne, während seine Gemahlin, die sanfte Isis, für gewöhnlich fälschlich als Mondgöttin bezeichnet, niemand anders ist, als die Mutter Erde, d. h. die empfangende Naturkraft derselben. Über den Osiriskultus der Ägypter sind wir durch Herodot genauer unterrichtet, als dies bei den älteren indischen Gottheiten der Fall ist. Er berichtet auch über die Feste, die dem Osiris und auch der Isis, meistens unter sehr mystischen Formen, in einem Tempel gefeiert wurden, in welchem sich Obelisken und allerlei Bildsäulen befanden, und der mitten in einem kreisförmigen See lag. Auch von einem Menschenopfer redet er dabei, in welchem die Leiden eines menschgewordenen Gottes dargestellt wurden, der, selbst das Ebenbild des Lichtes, von Typhon, dem Gott der Finsternis, ums Leben gebracht, nunmehr unter Blitz und Donner, wie durch einen Zauberschlag bewirkt, auferstand. Herodot erzählt das alles als Tatsache, was aber ohne Zweifel nur eine symbolische Handlung, eine Allegorie des Jahres war. Die Leiden des Gottes waren der Lauf der Sonne während des Sommers, und der Tod und das Grabmal stellten den Winter dar; die Auferstehung des Helden ist ein anschauliches Bild des Frühlings. Fast noch bekannter als der Osiriskultus ist der seiner Gemahlin Isis. Als Osiris von dem Gott der Finsternis überlistet und getötet wird, betrauert ihn Isis so, daß ihre Tränen den Nil anschwellen, d. h. die Frühlingssonne den Schnee in dessen Quellregionen schmelzt. In ihrem Sohne Horos ersteht dem Vater ein Rächer. Er ist der personifizierte Frühling. Die Verehrung der

Göttin bestand in allerlei Lustbarkeiten, Festzügen, geheimen, oft zu sinnlicher Lust mißbrauchten Weihen. Ihre Mysterien waren in Griechenland sehr bekannt, und man glaubt sogar, viele griechische Philosophen, darunter Pythagoras, hätten sich in dieselben einweihen lassen. Die Priester der Isis, die in verschiedene Grade und Klassen geteilt wurden, waren zahlreichen Geboten der Enthaltsamkeit unterworfen. Sie durften kein Schweine- und Schaffleisch, keine Bohnen und Zwiebeln essen, auch keine Fische. Sie mußten täglich Waschungen vornehmen, oft baden, hatten die Tonsur und trugen leinene Kleider. Die Kuh und der Ibis unter den Tieren, und unter den Blumen der Lotus, waren der Göttin heilig. Die Hauptstätten der Verehrung des Osiris und der Isis waren Memphis und Saïs, doch drang später der Kultus derselben über Griechenland überall dahin, wo hellenisches Wesen Eingang fand. In Rom kam er zu Sullas Zeit auf, ward des öfteren verboten und meistens heimlich ausgeübt.

In Griechenland ist Helios und in Rom Sol ganz dasselbe. Mit vier Rossen bespannt steigt der Sonnenwagen im fernen Osten aus dem Meere auf und senkt sich am Abend in den westlichen Ozean, wo der Gott die Nacht in seinem heiligen Wohnsitz bei Mutter, Gemahlin und Kindern zubringt, während seine Rosse mit dem Gras von der Insel der Seligen genährt werden.

Allen diesen Sonnengöttern wurden Feste gefeiert, deren Spuren noch heute zu erkennen sind, und die einesteils schon von unseren aus Indien stammenden germanischen Vorfahren mit herübergebracht worden sein mögen, anderenteils auch durch Vermittlung der Griechen und Römer erst zu uns gekommen sind.

Auf alle diese altheidnischen Feste hier näher einzugehen, ist überflüssig, da von ihnen in den Aufsätzen über die einzelnen christlichen Feste die Rede sein wird. Es sei hier nur im allgemeinen angedeutet, daß es in Indien besonders das Mithra- und das Schiwafest, in Ägypten das Osiris- und Isisfest, sowie dasjenige der Liebesgöttin Bubastes, und endlich in Syrien, Phönizien und Karthago der Baalsdienst in seinen verschiedenen Formen waren, denen wir in Griechenland und Rom in den Dionysien und Bacchusfesten, in der Demeterfeier, den Saturnalien und anderen zahllosen Festlichkeiten wieder begegnen. Alle diese Feste waren den ersten Christen in jenen Ländern bekannt und lieb geworden, und sie ließen nur ungern von ihnen ab, als sie das Christentum, das von Palästina über Kleinasien zu ihnen kam, angenommen hatten. Die Feste, die sie durch die neue

Lehre — das Christentum — kennen lernten, beruhten aber ganz wesentlich auf dem Judentum und dessen Festen. Nichts war nun natürlicher, als daß erst allmählich eine Verschmelzung beider stattfand; ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Christen der ersten Jahrhunderte die aus dem Judentum herübergenommenen, und die im griechisch-römischen Heidentum vorgefundenen Feste neben- und miteinander feierten. Hierbei wurde selbstverständlich den einzelnen Handlungen und Zeremonien eine vom Judentum und Heidentum immer mehr abweichende und sich an die in den Evangelien um jene Zeit niedergelegten christlichen Lehren anschließende Bedeutung beigelegt.

Die jüdischen Feste.

In seinem dritten Buche hat Moses die von seinem Volke zu beobachtenden Zeremonien bei der Verehrung Jehovas bestimmt, auch die zu feiernden Feste angeordnet.* Er nennt sie „Feste des Ewigen oder des Herrn" und sagt von ihnen, daß sie zur Heiligung des Volkes verordnet seien. Sie waren nicht allein Zeiten der unbedingten körperlichen Ruhe, sondern auch Zeiten religiöser Erhebung durch Versammlung und Gottesdienst in der Stiftshütte und später im Tempel. Doch war die Ruhe die erste heilige Pflicht und die Gottesverehrung, der Gottesdienst, erst die zweite. Die Versammlungen des ganzen Volkes zu gemeinschaftlichem Gottesdienst mußte außerordentlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärken, und das war auch ein Hauptzweck der mosaischen Feste. Die Naturreligionen mit ihren Festen waren heidnisch und abgöttisch, das Judentum aber von Jehova offenbart und nur für die Kinder Abrahams, für das auserwählte Volk bestimmt. So wollte es Moses. Seine Feste waren daher in erster Reihe Nationalfeste. Wenn das Volk, als es später über Palästina und die angrenzenden Länder zerstreut war, an den hohen Festtagen in Jerusalem zusammenströmte und im Tempel die gemeinsame Feier beging, wenn es die Worte: „Ich will Euer Gott sein, und Ihr sollt mein Volk sein!" vernahm, da mußten alle Zuhörer so recht inne werden, daß sie ein Volk, das auserwählte Volk Jehovas waren. Als wenige Jahre nach dem Tode Christi der Tempel in Trümmer zerfiel, da zerfiel mit ihm auch das Band, das die Nation bis jetzt zusammengehalten, und diese selbst ging als solche in Trümmer, und als sie in

---

* 3. Mos. 23.

aller Welt zerstreut war, ging mit dem gemeinsamen Mittelpunkt nationaler Feste auch die Nationalität selbst verloren. Die Feste wurden zwar weiter gefeiert, ja, sie haben sich bis in unsere Zeit mehr oder weniger in derselben oder in ähnlicher Gestalt erhalten, aber mit ihrer Gemeinsamkeit ging auch ihr nationaler Charakter allmählich zugrunde. Trotzdem ist es nicht zu verkennen, daß noch heute die Feste das mächtigste Band, ja, sozusagen den einzigen geistigen Zusammenhang, nicht nur des religiösen, sondern auch des gesellschaftlichen Lebens der Juden bilden.

Bei der Anordnung der festlichen Zeiten legte Moses mit geringen Abweichungen, ebenso wie bei der Anordnung des Sabbats die Zahl sieben zugrunde. Jeder siebente Tag war ein Sabbat, die Feste dauerten meistens sieben Tage, und das Ernte- oder Wochenfest war sieben Wochen nach dem Passah; ferner fielen zwei wichtige Feste, der große Versöhnungstag und der Neujahrstag, in den siebenten Monat; ja, jedes siebente Jahr war ein Sabbat- und jedes sieben mal siebente Jahr ein Jubel- oder Halljahr. Der Grund hiefür ist wohl darin zu suchen, daß jenen auf Seite 4 genannten sieben Hauptgottheiten zu Ehren diese Zahl bei allen morgenländischen Völkern eine heilige war.

Das Festjahr der Juden begann im Frühjahr, kurz nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche, mit dem jüdischen Nisan, der etwa unserem Monat April entspricht. Es ward mit einem Hauptfeste, dem Passah- oder Überschreitungsfest, eröffnet. Dieses Fest wurde auf Mosis Befehl im ersten Vollmond des Frühlings gefeiert* und sollte an den Auszug aus Ägypten und an die Verschonung der Erstgeburt von Seiten des Würgengels erinnern. Später wurde es daher auch das Verschonungsfest genannt. Zur Zeit Christi hieß es allgemein das Fest der süßen Brote, weil dann ungesäuertes Brot gegessen wurde. Es dauerte zuerst sieben, nachher neun Tage. Da die jüdische Zeitrechnung den Tag mit dem Abend begann, so war der Vorabend des Passahfestes, wie aller Feste überhaupt, besonders heilig. Erwartungsvoll lauschte man dann auf die feierlichen Posaunentöne, die von der Stiftshütte her durch das Lager erschallten, um den Anfang des Passah zu verkünden. Als der Tempel an die Stelle der Stiftshütte getreten war, gestaltete sich die Feier noch viel großartiger. Die Beschreibung desselben findet sich in dem Aufsatz über das Osterfest. Die Haupt-

* Das jüdische Osterfest kann nie vor dem 26. März und nie nach dem 25. April fallen.

sache waren die Opfer, die schon am Morgen in aller Frühe begannen und den ganzen Tag dauerten. Zuerst Brandopfer und vom zweiten Tage ab Speisopfer. Durch die letzteren wurde die beginnende Ernte feierlich eingeleitet. Eine Erstlingsgabe ward dem Herrn in Gestalt einer Gerstengarbe dargebracht. Nach dem Opfer ward dem versammelten Volke das zwölfte Kapitel des zweiten Buches Mosis, welches den Auszug aus Ägypten beschreibt, vorgelesen. Nach der Zerstörung des Tempels und Auflösung der jüdischen Nation traten feierliche Familiengottesdienste an die Stelle der Tempelfeier. An den beiden ersten Abenden des Festes hielt man eine Festmahlzeit, an der sämtliche Hausgenossen teilnehmen mußten, und der Hausvater las den Seinigen die Geschichte der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft vor. Beide Gebräuche haben sich noch bis auf heute neben der Feier in der Synagoge erhalten.

Das jüdische Passahfest war vor allen Dingen ein Freudenfest. Zugleich aber sollte das Volk sich bewußt bleiben, daß Jehova es war, dem es seine Freiheit verdankte. Darum heißt es bei allen Vorschriften, die die Sklaven, die Diener, ja selbst das Vieh an diesen Tagen von jeglichem Dienste befreien, immer wie zu einer Begründung: „denn der Herr, dein Gott, hat dich aus Ägypten, aus dem Diensthause, geführt!"

Genau sieben Wochen nach dem Passah feierte man das Wochenfest.* Eingesetzt wurde es teils zum Andenken an die Gesetzgebung auf dem Sinai, und teils galt es auch als Erntefest. Diese letztere Bedeutung ist die ursprünglichere, und erst später brachte man die Gesetzgebung mit diesem Feste in Verbindung. Es war die Zeit der Weizenernte, und eine Erstlingsgarbe dieses Getreides ward im Tempel dem Herrn dargebracht. Daher ward es auch der Tag der Erstlinge genannt. Die Gesetzgebung auf Sinai war der große Akt, durch den die jüdische Religion feste Form und Gestalt gewann; das Wochenfest wurde daher, als man es später dieser Gesetzgebung widmete, gleichsam zum Stiftungsfest der jüdischen Religion. Das Fest heißt als Wochenfest Schabuoth und als Tag der Erstlinge Jom habbikkurim und ward als Fest der Weizenernte Chag hakkazir genannt. Der erstere Name ist noch heute der gebräuchlichste. Gefeiert wird es am 6. und 7. Siwan.

Das dritte Fest war der Neujahrstag. Es wird am 1. und 2. Tisri gefeiert und heißt hebräisch Roschhaschana. Er galt nicht allein als der erste Tag des Jahres, sondern auch als der erste Schöpfungstag überhaupt. Es war ein Bußfest und von Moses zum Gedenktag

* 3. Mos. 23, 15.

der Vergangenheit bestimmt. Ernste Selbstprüfung war an diesem Tage des Jahres, wie an mehreren ihm folgenden Tagen, die Pflicht der strengen Israeliten, und als solcher heißt er noch heute Jom haddin, d. i. Tag des (göttlichen) Zornes.

Auch das vierte Fest, der große Versöhnungstag oder der Sabbat der Sabbate,* wie es auch genannt wurde, war ein solcher Bußtag. Er war der strengste und heiligste Ruhetag und durch unbedingtes Fasten und ununterbrochenen Gottesdienst ausgezeichnet. Er war der eigentliche Gedenktag des Bundes, den Jehova mit seinem Volke geschlossen hatte, und jedes Jahr ward dieser Bund erneuert. Das ganze Volk ward durch das große Opfer im Allerheiligsten des Tempels gereinigt und geweiht, alle Sünden wurden hinweggetan und das Volk in Gnaden von Jehova wieder angenommen. Am Morgen dieses großen Tages sollte der Hohepriester zwei Ziegenböcke vor das Heiligtum stellen, über sie das Los werfen und dadurch den einen für Jehova zum Opfer, den anderen aber dem Azazel in der Wüste bestimmen. Mit allen Sünden und Unreinigkeiten des ganzen Volkes belastet, ward dann der für Azazel bestimmte Bock in die Wüste getrieben. Die Wüste galt dem Volke Israel als die Stätte, an der Jehova nicht anwesend war. Hier herrschte deshalb nicht, wie innerhalb des Lagers der Kinder Israel, und ganz besonders in dem Heiligtum der Stiftshütte, die Reinheit, sondern die Wüste war die Stätte der Unreinheit, der Sünde. Azazel ist der Wüstengott, der Ägypter Set, und in ihm personifizierte Moses die Unreinheit und zu ihm ward die Unreinheit, die Sünde des ganzen Volkes hinausgetrieben. Wie das Passah das Geburtsfest des Volkes war, und das Wochenfest als das Stiftungsfest seiner Religion galt, so war der große Versöhnungstag gleichsam der Inbegriff beider. Durch die Versöhnung mit Jehova ward das ganze Volk jährlich gleichsam von neuem geboren, und der Bund, der auf Sinai geschlossen, aber durch die Sünden des Volkes immer wieder entweiht und gebrochen war, wurde an jedem Versöhnungstage erneuert. Der große Versöhnungstag, Jom kippur oder hakkippurim, ist daher auch noch heute derjenige Tag, an dem jeder aus dem Volke Israel sich wenigstens einmal im Jahre zu dem alten Bunde bekennt. Im Volksmunde heißt derselbe bekanntlich der lange Tag, was daher kommt, daß er des unausgesetzten Fastens wegen länger als jeder andere Tag erscheint. Er fällt auf den 10. Tisri.

---

* 3. Mos. 23, 27.

Das letzte Hauptfest war das ebenfalls sieben Tage umfassende Laubhüttenfest. Es war ein Dankfest für den göttlichen Schutz des Volkes während der vierzigjährigen Wanderung in der Wüste. In Laubhütten sollten die Kinder Jehovas wohnen, wie einst ihre Väter getan hatten, und unter dem grünen Schattendach derselben sich die Wunder der göttlichen Führung ins Gedächtnis rufen. In späterer Zeit ward dieses Fest auch zum Feste der zweiten Ernte, zum eigentlichen Herbstfeste. Als Hüttenfest heißt es auf hebräisch Chag haszukkoth (gewöhnlich bloß Szukkoth genannt), als Ernte- bezw. Einsammlungsfest dagegen Chag ha-assiph. Der an diesem Feste beim Gottesdienst getragene Strauß muß aus vier Pflanzen zusammengesetzt sein, nämlich aus Paradiesäpfeln, Palmen, Myrten und Weidenzweigen. Dieselben sollen die hauptsächlichsten Pflanzenarten Palästinas versinnbildlichen. Das Fest dauert 8 Tage, vom 15. bis 22. Tisri, jedoch nur der erste und letzte Tag sind strenge, die dazwischen liegenden Tage halbe Feiertage.

Außer diesen fünf Hauptfesten feierten die Israeliten später noch zwei Halbfeste, das sogenannte Lichterfest (Chanuka) zum Andenken an die Wiedereinweihung des Tempels durch Makkabäus (164 v. Chr.) und das Purim- oder Losfest zur Erinnerung an die Rettung des jüdischen Volkes von dem Anschlage des Haman. Ersteres Fest heißt im Volke heute das jüdische Weihnachtsfest, das letztere das Hamansfest. Ersteres wird am 25. Kislew, letzteres am 15. Adar gefeiert. Beide sind für unsere christlichen Feste von gar keiner Bedeutung, da sie sich lediglich auf jüdisch-nationale Ereignisse beziehen und deshalb auch nicht in das Christentum übergegangen sind. Ebenso verhält es sich mit dem Neujahrstage und dem Laubhüttenfeste, von denen sich deutliche Spuren im Christentum ebenfalls nicht nachweisen lassen. Nur der Vollständigkeit und Übersichtlichkeit wegen schien es nötig, auch diese Feste hier zu erwähnen, wie aber die anderen jüdischen Feste in das Christentum übergingen, wird uns ein folgender Abschnitt zeigen.

Die ältesten christlichen Feste und das lateinische Kirchenjahr.

Die Ausdeutung des mosaischen Gesetzes für das religiöse Zeremoniell und für das praktische Leben war zur Zeit Christi die Hauptaufgabe der Pharisäer. Diese Ausdeutung geschah nur zu oft und zu sehr auf Kosten der wahren religiösen Gesinnungen. Aus den überkommenen mosaischen Bestimmungen schufen sie nach und nach durch immer neue Zusätze feste Normen, die auf Schritt und Tritt, vom Morgen bis zum

Abend, von der Geburt bis zum Grabe das ganze Leben des strengen Israeliten regulierten. Essen und Trinken, Fasten und Beten, Abgaben und Almosen, Arbeit und Ruhe, alles war nach bestimmten Regeln bis ins kleinste geordnet. Der Pharisäismus — so nannte man die Lehre dieser jüdischen Gelehrten — war es auch ganz besonders, der den strengen Gegensatz von Arbeit und Ruhe und damit den wichtigsten Teil der Sabbat- und Festfeier herausgebildet hatte. Das Gebot der Sabbatruhe, wie es sich bei Moses findet, war von ihm — dem Pharisäismus — bis auf das äußerste, ja, bis ins Lächerliche ausgedehnt worden. Die Zubereitung von Speisen war an diesem Tage untersagt, und der Weg, den zu gehen am Sabbat erlaubt war, auf ein geringes Maß beschränkt. Weder in dieser gänzlichen Ruhe, noch in den gebotenen äußeren gottesdienstlichen Handlungen, die sich größtenteils auf ein vom Volke völlig unverstandenes Zeremoniell beschränkten, konnte Christus das eigentliche Wesen der Sabbat- und Festfeier erblicken. Nach seinem Sinn sollte jeder Tag ein heiliger nnd gottgeweihter sein und in diesem Sinne begangen werden. Zum größten Ärger der gesetzstrengen Pharisäer band er sich darum nur wenig an ihre Satzungen, durch die sie das ganze Leben zum mühseligsten Werkdienst herabgewürdigt hatten. Er litt nicht allein, daß die Jünger am Sabbat aus den reifen Ähren die Körner zur Stillung ihres Hungers nahmen, sondern er verrichtete selbst ein Wunder an diesem Tage, was in den Augen der Pharisäer ein todeswürdiges Verbrechen war. Zwar wies er ihnen schlagend nach, daß sie selbst die Ruhe des Sabbats nicht achteten, wenn es sich um ihre Schafe und Ochsen handelte, aber das half nichts; sie ergrimmten nur noch mehr gegen ihn und suchten eine Sache wider ihn. Die Sabbatentheiligung bildete auch in der Tat später einen wichtigen Punkt der Anklage bei dem Hohepriester.

Trotz seiner für die damaligen Verhältnisse außerordentlich freisinnigen Auffassung von der Sabbat- und Festfeier sagte sich Christus doch keineswegs von den Gebräuchen seines Volkes los. In der Sache selbst hat er nie die Pietät gegen das mosaische Gesetz verleugnet, aber in dem Bewußtsein, daß der Sabbat um des Menschen willen gemacht sei, setzte er sich freien Geistes über die Qual der Knechtschaft, die die immer peinlicher werdende Sabbatsitte mit sich führte, hinweg. Nicht in der äußerlichen Befolgung zahlloser Gebote und Vorschriften suchte er das Heil seines Volkes und der Menschheit, sondern in einer freien, von innen kommenden Sittlichkeit. Unter diesem Gesichtspunkte hat er stets die jüdischen Feste betrachtet. Alle Jahre zog er hinauf gen Jerusalem,

um an heiliger Stätte seine religiösen Pflichten zu erfüllen, das Passah zu feiern und das Osterlamm zu essen, wie es Moses befohlen hatte. Aber wenig gefiel es ihm, daß hunderterlei Vorschriften der Pharisäer für die darzubringenden Opfer den Vorhof des Tempels zu einer Markthalle gemacht hatten. „Mein Haus soll ein Bethaus sein allen Völkern, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht",* rief er aus und trieb in heiligem Eifer die Schacherer hinaus.

Die Jünger und ihre Anhänger, die ersten Christengemeinden, feierten, wie die Apostelgeschichte uns beschreibt, mit ihren Zeitgenossen nicht nur den jüdischen Sabbat, sondern auch die jüdischen Feste. Den letzteren ward aber von den ersten Christen eine auf Christus sich beziehende Bedeutung unterlegt, und so gingen die alten jüdischen Feste allmählich in christliche über. Dieser Übergang, diese Verschmelzung der jüdischen Feste mit dem jungen Christentum, ist das erste Stadium der Entwicklung unserer christlichen Feste. Wie man die christlichen Kirche jener Zeit wohl als die apostolische zu bezeichnen pflegt, so kann man ihre Feste jener Zeit füglich als die apostolischen Feste der alten Christen bezeichnen.

Mit dem Eindringen des Christentums in Griechenland und Rom nahm auch die Entwicklung der Feste eine wesentlich andere Richtung an. Hier stieß die junge Religion auf eine seit Jahrhunderten fest geordnete Feier zahlreicher Feste, deren pantheistische Grundlagen zwar dem Christentum direkt widersprachen, aber trotzdem sozusagen allgemein menschlich anklangen. So sehr man sich auch dagegen sträubte, entstand doch bald eine Vermischung des griechisch-römischen Pantheismus mit den christlichen Festen, die größtenteils in den gleichzeitig neu entstehenden Heiligenkultus überging, wie wir das bei den einzelnen Heiligenfesten des Näheren sehen werden. Was die Hauptfeste, die sich auf das Leben des Heilandes beziehen, anbetraf, so suchten hervorragende Häupter der einzelnen Gemeinden — die Kirchenväter —, mit kühnem Forschungstrieb und wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, die christliche Lehre nach den schriftlichen und mündlichen Überlieferungen zuerst systematisch auszubilden und wissenschaftlich zu begründen. Natürlich bildeten auch die Feste einen Hauptgegenstand ihrer Forschungen. Leider gingen dieselben aber bald weit auseinander und führten endlich neben anderen Veranlassungen zu der gänzlichen Trennung der morgen- und abendländischen, der griechischen und der lateinischen Kirche. Gerade zu der Zeit, als

* Markus 11, 17.

man in Rom und Konstantinopel am heftigsten im Kampfe lag, wurden die christlichen Feste in ein geordnetes Ganze, gleichsam in ein System gebracht. Der ganze Entwicklungsgang des Reiches Gottes durch Christum und seine Lehre ward in den Festen in seinen Hauptmomenten äußerlich sichtbar dargestellt. Die ganze Christenheit sollte als solche, aber auch jeder Einzelne, jeder Christ, für sich alljährlich diesen Entwicklungsgang der christlichen Lehre äußerlich erkennen und innerlich mit durchleben. Alle Ereignisse aus dem Leben Christi wurden daher als Grundlage für die Feste benutzt. Die ganze Christenheit sollte während der Dauer eines Jahres gleichsam auch das ganze Leben des Erlösers geistig immer wieder durchleben. An der Hand der Berichte über die verschiedenen Ereignisse aus diesem Leben, die bei den gottesdienstlichen Übungen zugrunde gelegt wurden, wanderte die gesamte Christenheit bald mit den Hirten und Weisen zur Krippe nach Bethlehem, und bald pilgerte sie, nachdem sie sich durch Fasten und Gebet vorbereitet hatte, schmerzergriffen mit gen Jerusalem, nach Golgatha und sah den Kreuzestod! Sie jubelte auf, wenn durch die ganze Welt der Ruf erschallte: „Christ ist erstanden!" sie sah den Herrn sich in den Himmel erheben und den heiligen Geist in Gestalt von feurigen Zungen auf die Jünger sich herabsenken! Das ist in großen Zügen das Wesen und die Einrichtung des lateinischen Kirchenjahres, mit dessen Ausbildung unsere Feste und ihre Feier in das zweite Stadium treten. Diese Ausbildung wurde etwa unter dem Pontifikat des Papstes Gregor d. Gr. (590—604) vollendet, und in seiner Regula pastoralis schuf er für die gesamte abendländische Geistlichkeit eine Art Haupt- und Handbuch, nach dem sie ihre ganze Amtstätigkeit, also auch die von ihnen zu leitende Feier der Feste, regeln mußten. Leider fand sie nur Geltung im Abendlande; im Morgenlande, innerhalb der griechischen Kirche, gestaltete sich die äußere Feier der Feste bald ganz anders, wenn auch die Grundbedeutung im wesentlichen dieselbe blieb. Beiden Kirchen gemeinsam war aber das Bestreben, die einzelnen Ereignisse aus dem Leben Jesu, die den Festen zugrunde lagen, möglichst zu versinnlichen, die einzelnen Feste zu dramatisieren. Wie man am Weihnachtsfeste das Christuskind in der Krippe ausstellte und ihm Wiegenlieder sang, so ahmte man am Palmsonntag den Einzug des Messias in Jerusalem nach und ließ denselben Ruf ertönen, wie ihn einst die heilige Stadt vernahm: „Hosianna, dem Sohne Davids!" Wie man am Karfreitag die ganze Leidensgeschichte, das Verhör vor dem hohen Rate, vor Herodes und Pilatus, den Gang nach Golgatha und die Schmerzensstunden am Kreuze in ergreifender

Treue darzustellen pflegte, so wurde am Ostermorgen das Bild des Erstandenen dem Grabe entnommen und in feierlicher Prozession herumgetragen, ja, am Himmelfahrtstage ward sogar eine hölzerne Christusfigur an einem Seile in den Kirchenhimmel hinaufgezogen!

Drei Hauptdinge sind es also, die dieses Stadium der Entwickelung unserer Feste auszeichnen: Die Verschmelzung mit den griechisch-römischen Festen, die systematische Gliederung derselben in das Kirchenjahr und endlich die dramatische Versinnlichung der den Festen zugrunde liegenden biblischen Erzählungen. Daß diese Versinnlichung zugleich der erste Anfang aller dramatischen Kunst überhaupt ist, ist bekannt und sei hier nur beiläufig erwähnt.

Die alten deutschen Feste und ihr Übergang in das Christentum.

Als zu Anfang des achten Jahrhunderts die ersten christlichen Glaubensboten in die deutschen Wälder drangen, um unseren Vorfahren die Lehre von dem Heiland der Welt zu verkündigen, und ihnen zugleich die christlichen Feste in der im vorigen Abschnitt geschilderten Form und Gestalt mitbrachten, da rauschten ihnen aus allen Wipfeln die heiligen Bräuche der alten heidnischen Feste entgegen. Es waren reine Naturfeste, die einerseits aus der gemeinsamen Quelle aller indogermanischen Völker geflossen waren, anderseits aber wiederum eine ganz eigene Gestaltung erhalten hatten. Die Art und Weise, wie die alten Germanen ihre Feste feierten, wird später bei jedem einzelnen Feste beschrieben werden, hier handelt es sich nur darum, ganz im allgemeinen anzudeuten, wie sich die Verschmelzung derselben mit den christlichen Festen vollzog. Bei dieser Verschmelzung kam der Umstand sehr zu statten, daß die alten germanischen Feste fast ganz genau in dieselbe Zeit fielen, wie die christlichen, und daß alles das, was aus der heidnisch-römischen Naturanschauung bereits in die letzteren eingedrungen war, sich auch vielfach in den in Deutschland vorgefundenen Festen wiederfand. Dies erkannten die christlichen Priester sehr bald und benutzten es geschickt. Mit echt germanischer Zähigkeit hingen unsere Vorfahren an den lieb gewordenen Bräuchen und trugen sie überall in die neue Lehre hinein. Die das Evangelium verkündenden Priester mußten, wollten sie anders das Volk gewinnen und zu dem neuen Glauben hinüberziehen, alles was nur einigermaßen unschädlich schien, bestehen lassen. Aber eins taten sie doch, und das ist im Laufe der Zeit für die Entwicklung der christlichen Feste in Deutschland sehr wichtig geworden: sie lenkten den

Strom von heidnischen Sagen, Sitten und Gebräuchen, mit dem das Volk sozusagen bisher zu schwimmen gewohnt war, in die Kirche. Die heidnischen Götter wurden nach und nach verkirchlicht, die Schar der Heiligen bot ähnliche Bilder in großer Zahl dar, und die Sagen von den alten Göttern und Göttinnen trafen mit den Legenden von den Heiligen und der Jungfrau Maria zusammen und verschmolzen leicht miteinander. So fristeten die Heidengötter lange Zeit und bis in unsere Tage hinein mitten im Christentum ihr Dasein fort, und es trat eine eigentümliche Vermengung des neuen Glaubens mit dem alten ein. Die Machtgebiete des höheren Waltens wurden zwischen dem neu einziehenden Christengotte und den sich gegen ihre Absetzung gleichsam wehrenden Heidengöttern geteilt. Namen schwanden und änderten sich und neue traten an ihre Stelle. Gebräuchen und Zeichen ward eine andere, christliche Bedeutung gegeben und so entstand eine Verquickung des Heidnischen und Christlichen, die zu lösen oft nur insoweit möglich ist, als wir in die Tiefen der Vorzeit unseres Volkes hinabzusteigen vermögen. Dieser letzte Satz gilt ganz besonders von den Festen und den damit verbundenen Sitten und Gebräuchen, da unsere Kenntnis der letzteren vielfach eine lückenhafte ist. Der Grundsatz Gregors d. Gr., man müsse die Feste der Heiden allmählich in christliche verwandeln und sie in manchen Stücken nachahmen, wurde getreulich befolgt. Das zeigte sich hauptsächlich bei den Umzügen, die vielfach mit den Festen verbunden waren. Ursprünglich waren es die alten heidnischen Götter, die man im Bilde herumführte und in allerlei Verkleidung begleitete. Dies war in Deutschland ebensowohl Sitte, als in Griechenland und Italien, und hier wie dort drangen daher viele der Göttergestalten in das Christentum ein, zu denen dann später auch noch manche historische Persönlichkeiten kamen, auf die dann viele hervorragende Züge der Götter übergingen. So entstanden, um nur ein Beispiel anzuführen, allmählich Gestalten wie der heilige Nikolaus und Knecht Ruprecht mit ihren durch lokale Einflüsse bedingten zahlreichen Nebennamen. Dies weiter auszuführen wird sich später bei den einzelnen Festen Gelegenheit finden. Es soll hier nur bemerkt werden, daß die Kirche, so sehr sie auch erst das Heidnische duldete und in das Christentum hinüberleitete, später doch eifrig bemüht war, dasselbe wieder daraus zu entfernen. Das ging aber nicht so leicht. Man ward die Geister, die man gerufen, nicht mehr los. Da suchte man die Geister und ihren ganzen Anhang, überhaupt alles Heidnische innerhalb des Christentums, aus diesem, d. h. aus dem Christentum heraus zu erklären. So ist ein gewisser Dualismus in der Auffassung

mancher Sagen, Sitten und Gebräuche entstanden, der auch in einem gewissen Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland und zwischen Katholizismus und Protestantismus zutage tritt. In dem viel länger heidnisch gebliebenen Norden überwiegt noch heute der heidnische Einfluß den christlichen, während es im Süden umgekehrt ist. Vieles hat dazu auch die Reformation beigetragen. Der Protestantismus hat völlig mit dem Heiligenkultus gebrochen, und dies hatte natürlich eine große Vereinfachung der Feste zur Folge, da alle Heiligen- und Marienfeste wegfielen. Was aber von ihnen übrig blieb, das waren die ursprünglich germanisch-heidnischen Sagen, Sitten und Gebräuche, die im Laufe der Zeit darauf übertragen worden waren. Natürlich mußten die durch den Heiligenkultus beeinflußten Erklärungen derselben ebenfalls wegfallen, und man kehrte, soweit man konnte, zu der ursprünglichen Quelle zurück. So kommt es, daß man einen und denselben Gebrauch oft in Norddeutschland auf alte heidnische Beziehungen zurückführt, während man ihm in Süddeutschland einen christlichen Ursprung gibt.

Die symbolische Bedeutung der christlichen Feste.

Der Zeitabschnitt, den wir ein Jahr nennen, repräsentiert einen vollständigen, sich ewig wiederholenden und alljährlich gleichbleibenden Lebensprozeß, eine immer wiederkehrende Entwicklung. Die drei Stufen dieser Entwicklung sind Anfang, Wachsen und Vollendung, oder mit anderen Worten: die Jahreszeiten Frühling, Sommer und Herbst, während der Winter, die sonnenlose Zeit, den Ausgangspunkt der Entwicklung bildet. Diese drei Entwicklungsstufen lassen sich in der Natur auf das allerdeutlichste unterscheiden. Das wird gewiß niemand leugnen.

Lassen sich aber nicht in der Menschheitsentwicklung, ja, in dem geistigen Leben jedes einzelnen Menschen auch solche drei Stufen unterscheiden? Ist nicht die dunkle Zeit des Heidentums der starre Winter der Menschheit? Wohl schlummerten verborgen die Keime zu einer edlen Entwicklung auch in jenen Zeiten, aber niemand vermochte sie zu wecken. Auch das Judentum mit seiner engherzigen Auffassung von dem Wesen echter Religion war hierzu nicht imstande. Erst das Christentum brachte das Licht, das die ganze Welt erleuchtete. Ihm war es vorbehalten, den eigentlichen Kern, das rechte Wesen aller Religion, die Liebe und die daraus erwachsende Sittlichkeit, zu erfassen. Wie die Sonne, so soll auch das Christentum das ganze Erdenrund erleuchten.

Sein Erscheinen in der Weltgeschichte ist der erste Morgenstrahl nach einer langen Winternacht, ist der Anfang der Entwicklung. Die Bibel erzählt von den Weisen aus dem Morgenlande und dem neu erschienenen Stern, der sie nach Bethlehem führte. Was will diese Erzählung anders andeuten, als daß die Evangelisten das Kindlein zu Bethlehem als den Ausgangspunkt eines neuen Lichtes betrachteten?

Wir leben in der Zeit des Wachsens. Viele sagen zwar, die gute alte Zeit sei besser gewesen als die heutige, und auf religiösem Gebiet schritten wir rückwärts, ja, unsere Zeit habe fast keine Religion mehr. Das ist eine schwere Anklage gegen das ganze Menschengeschlecht. Wer aber nur einen einzigen Blick in die Geschichte der Menschheit wirft, den wird sie lehren, daß es denn doch so schlimm nicht steht. Roheit und Sittenlosigkeit, Lug und Trug, Ungerechtigkeit und Selbstsucht waren zu allen Zeiten in einzelnen Perioden mehr oder weniger in der Welt, aber daß sie im ganzen stetig abgenommen haben und noch abnehmen, bezeugt die Geschichte hinlänglich. Ja, wir hoffen zuversichtlich, so zuversichtlich wie wir am Sonnenwendetage des Winters auf den Sommer hoffen, daß die Welt einst zu ihrer Vollendung gelangt!

Die Veredlung der ganzen Menschheit setzt die des Einzelnen voraus. Wenn der erlösende Strahl des Christentums seine Seele zuerst trifft und sie frei macht von dem starren Eise der Selbstsucht, so ist das der Anfang dieser Veredlung. Den einen trifft dieser Strahl früher, den anderen später, einmal sollte er aber jeden treffen. Einmal sollte jeder in sich selbst den Menschen erkennen, dessen Ziel die Sittlichkeit ist, einmal sollte er alle Menschen als seine Brüder erkennen, die demselben Ziele zustreben. Wie das geschieht, ist gleichgiltig. Den einen trifft der Morgenstrahl in Feld und Wald, den anderen daheim auf seinem Lager. Nur den trifft er nicht, der die Augen verschließt!

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Stufen. Die Wintersonnenwende ist etwas Geheimnisvolles in der Natur. Die Sonne wird gleichsam ungesehen neu geboren. Zwölf Tage lang dauert der Kampf, denn so lange scheinen die Tage nicht zuzunehmen. Endlich aber gelangt das Licht zum Siege über die Finsternis. Diesen endlichen Sieg können wir am Sonnenwendetage zwar nur ahnen, denn er unterscheidet sich durch nichts von seinen Vorgängern, aber diese Ahnung ruft doch das freudige Gefühl in uns wach, daß sich dort oben ein bedeutungsvoller Wechsel vollzogen hat. Eine andere Macht als die der Finsternis wird jetzt zur Herrschaft gelangen. So ist der Wintersonnenwendetag in der Natur ein Tag der Verheißung einer neuen Zeit. Überall

finden wir daher um diese Zeit Feste, die der Freude über den Beginn einer neuen Zeit Ausdruck geben. Bei den Römern bezeugen es die Saturnalien, bei den Germanen das Winterfest, und sogar bei den Juden das Fest der Tempelweihe mit seinem Lichterglanz. Als die ersten Strahlen des Christentums die germanischen Völker berührten, die den Gegensatz zwischen Licht und Dunkel in ihrem nordischen Winter noch tiefer empfanden als die Griechen und Römer unter ihrem ewig blauen Himmel, da ging auch ihnen eine neue Sonne auf. Können wir es den Vätern, die den Gottesdienst einrichteten und die dem Volke zu erklärenden Bibelabschnitte festsetzten, verdenken, daß sie neben der Geschichte von der Geburt Christi die Stelle Jes. 9, 1—7 auswählten? „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die, die da wohnen im Lande, scheinet es helle!" Welch eine Fülle von poetischen Beziehungen auf die Natur! Sollten wir diese Beziehungen vergessen oder gar als heidnisch verdammen? Das sei ferne! Freuen wir uns darum am Weihnachtsfeste der Geburt des Lichtes, freuen wir uns auf die bessere Zeit, sehnen wir uns nach Erlösung, wie die Natur sich sehnt nach dem Lichte und der Erlösung des Frühlings. Ja, Sehnsucht nach Erlösung und die zuversichtliche Hoffnung darauf ist es, was das Weihnachtsfest den Christen bringen soll. Es soll, wenn wir noch zu denen gehören, die im Finstern wandeln, den ersten Morgenstrahl in unsere Seele werfen, damit wir uns selbst erkennen mit all unseren Fehlern und Schwächen, aber auch mit unserer ganzen Kraft, um uns aufzuraffen aus dem langen Winterschlafe.

Nur wer den nordischen Winter kennt mit seinen langen Nächten, mit seinem ewigen Schnee, der wohl das Auge blendet, aber das Sonnenlicht nicht ersetzt, nur wer dies alles kennt, kann so recht den Festesjubel unserer Väter ermessen, wenn es hieß: Frühlings-Tagundnachtgleiche. Von Weihnachten bis Ostern hat das zunehmende Licht mit der abnehmenden Finsternis noch gekämpft, aber jetzt ist die Finsternis ganz überwunden. Das Frühlingsfest war daher ein Siegesfest, ein Siegesfest, das die ganze Natur feierte und mit ihr unsere Väter. Im Frühling wird die Natur endlich völlig frei, frei aus den Banden des Winters, ihres schlimmsten Feindes, und in ihrer Freude darüber erschallt auch in ihr gleichsam das große Halleluja. Die Zeit von Weihnachten bis Ostern ist für die Natur die Zeit des Wachsens, des Werdens, des Ringens und Kämpfens der beiden feindlichen Gewalten. Eine solche Zeit hat auch die Menschheit zu durchleben, auch sie muß wachsen und zunehmen im Guten, in der Gesittung. Wann sie ihren Auferstehungs-

morgen feiert, wann sie den völligen Sieg des Lichtes über die Finsternis erringt? Wer vermag es zu sagen! Wir aber sollen mithelfen, jeder an seinem Teil, diesen Sieg zu erlangen, mithelfen, Finsternis in Licht, Haß in Liebe, Böses in Gutes zu verwandeln. Der Kämpfe gibt es für jeden Einzelnen gar viele, und wer ein richtiges Ostern feiern will, der muß sie überwunden haben. Er muß, wie der Apostel Paulus sagt, durch Winter und Sommer, durch Frost und Hitze, durch Feuer und Wasser, durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte hindurchgehen. Er muß mit einem Worte in alleu Lagen des Lebens, den guten wie den schlimmen, das Ideal desselben, die endliche gänzliche Loslösung vom Bösen, hochhalten. Wer dieses Ideal verliert, der verliert sich selbst, und ihm kann das Osterfest kein Siegesfest sein.

Wie Weihnachten das Fest der Hoffnung auf Erlösung, Ostern das Fest der Erlösung selbst ist, so ist Pfingsten, das letzte der drei christlichen Hauptfeste, das Fest der Vollendung, der Erfüllung. Der Frühling glänzt in seiner ganzen Pracht, nur noch wenige Wochen, und der Glanzpunkt des Sommers ist in dem Mittsommerfeste erreicht. Es ist fast, als ob ein himmlischer Geist auf die Erde herabgestiegen sei, um sich hienieden eine Heimat zu gründen. Die Vögel schmettern ihre schönsten Lieder des Triumphes wie Lobgesänge in die Höhe, und die Düfte der Blumen steigen wie ein liebliches Rauchopfer nach oben. Überall, in Wäldern und auf Feldern, auf Wiesen und Gefilden spürt man das Walten eines Geistes in der Natur. Dieser Geist ist Gottes Geist, ist der heilige Geist des Schöpfers, der jedes Jahr aufs neue über die Erde ausgegossen wird. Dieser Geist soll auch über die Menschheit, über jeden einzelnen Menschen kommen, soll ihn voll und ganz durchdringen und sein Tun und Handeln veredeln.

Wie die Pfingstsonne die ersten Früchte zeitigt und damit den tatsächlichen Beweis liefert, daß alle Mühe und Arbeit während des Frühlings nicht verloren ist, so soll auch die Pfingstfeier uns beweisen, daß unsere Arbeit an uns selbst, an unserer sittlichen Vervollkommnung, an der eigenen Erlösung nicht umsonst war. Der Geist des Herrn soll über uns kommen, soll uns beleben und begeistern für alles Schöne und Gute, soll uns stärken im Kampfe gegen das Schlechte, vor allem aber Früchte, Früchte der tätigen Menschenliebe zeitigen und reifen.

Das sind in großen Zügen die innigen Beziehungen des Naturlebens zu dem Menschen. Hier wie dort ist Erlösung und Entwicklung der Zweck des Ganzen. Die Natur ringt und kämpft nach Erlösung, nach Freiwerden von allem, was ihr Wachstum hindert, das ist die

Kälte der sonnenlosen Zeit. Die Menschheit und jeder einzelne Mensch ringt und kämpft nach Freiheit, nach Freiheit vom Bösen, nach Erlösung von der Sünde. Dieses Ringen sollen die drei christlichen Hauptfeste nach den drei Perioden desselben, nach Anfang, Wachsen und Vollendung symbolisch darstellen.

Eine solche Auffassung der Feste dürfte auf den ersten Blick befremdend erscheinen, und man wird uns entgegenhalten, daß die Offenbarung Gottes, zunächst in der jüdischen Religion und dann durch Jesum Christum, die Grundlage der Feste sei, und daß eine Beziehung derselben auf die Natur eine Rückkehr zum Heidentum heiße. Die Wahrheit liegt hier, wie bei so vielem, in der Mitte, nnd die wahre Bedeutung der Feste ist ebensowohl in der Natur, als in der Geschichte zu suchen.

Lange vor Judentum und Christentum hat sich der Ewige, Allmächtige und Allgütige in der Natur geoffenbart. Die ganze Welt, die Natur im allgemeinen, ist nicht nur allein ein Werk Gottes, sondern der Geist, welcher in der Natur waltet, ist Gott selbst. Das ist so zu verstehen: Der Geist, der sich in der Welt, in ihrer Entstehung, in ihrer Erhaltung, in ihrer Vergänglichkeit und in ihrer Erneuerung, d. i. mit einem Worte in ihrer Gesamtheit kund tut, ist Gottes Geist. Wie die Welt eben alles umfaßt, so allumfassend ist auch Gott. Niemand kann sagen: Hier ist der Herr, oder da ist er; überall ist sein Odem, und überall spüren wir den Hauch seines Mundes, und unser geistiges Auge schauet seinen Geist, ja, schauet ihn selbst. Überall, wo sich dieser Geist offenbaret, da offenbaret sich Gott selbst, und die ganze Welt ist auf allen ihren Punkten Gottes Offenbarung.

Diese Offenbarung ist nicht nur eine einmalige, sondern eine fortdauernde, eine stetige, ewige. Alles in der Welt ist in ewiger Entwicklung begriffen, und die Entwicklung ist eine ewige, fortlaufende Offenbarung des Geistes und Wesens Gottes. So die Natur auf Gott, und Gott auf die Natur beziehen, und diese nicht nur als ein bloßes, bereits vollendetes Werk des Schöpfers zu betrachten, ist sicherlich eine echt christliche Anschauung. Wie sollte es da heidnisch erscheinen, auch die Feste auf die Natur und ihre Entwicklung zu beziehen? Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat jedes Fest eine dreifache Bedeutung: eine symbolische, aus der Natur hergeleitete, eine historische, auf die Geschichte begründete, und eine sittliche, die Veredlung der Menschen bezweckende Bedeutung.

Die sittliche Bedeutung der christlichen Festfeier.

Aus der Entwicklungsgeschichte der christlichen Feste, die wir in den vorigen Abschnitten in aller Kürze darzulegen versucht haben, leuchtet uns mit großen Buchstaben ein Hauptbestreben der Kirche des Mittelalters entgegen. Wir meinen das Streben, die Feste immer mehr von ihren ursprünglichen Beziehungen auf die alten Naturfeste loszulösen und sie einzig und allein auf die Ereignisse aus dem Leben Christi zu beziehen. Geburt, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt des Heilandes, wie auch die Ausgießung des heiligen Geistes wurden, so wie die Evangelisten uns diese Tatsachen berichten, Hauptgegenstand der Feste und diese in erster Reihe zu Erinnerungstagen jener Begebenheiten. Sie sollten dem Volke das Leben Christi in anschaulicher Weise vorführen und es mit der Geschichte desselben bekannt machen. Im Laufe der Zeit waren aber neben den eigentlichen Hauptfesten der Kirche viele Feste entstanden, die zu der Lebensgeschichte Jesu entweder gar keine Beziehungen hatten, wie die zahlreichen Heiligentage, oder doch nur lose mit ihr verknüpft waren, wie die Marienfeste. Luther schied die ersteren gänzlich aus, oder wollte das „Erwähnenswerte an denselben" in die Sonntagspredigt verflochten wissen, dagegen behielt er die Feste der Verkündigung und Reinigung Mariä, sowie auch das Epiphanias- und das Beschneidungsfest bei. Calvin und Zwingli gingen noch weiter. Sie ließen neben dem Sonntage nur die drei hohen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten gelten. Das sind scheinbar ganz gewaltige Gegensätze; und in der Tat sind es auch die größten Gegensätze, welche bei der Festfeier der drei Konfessionen überhaupt vorhanden sind, aber sie sind doch nicht so gar gewaltig, als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Alle drei Konfessionen, die eine wie die andere, betrachten nämlich alle diejenigen Tatsachen, auf welchen die von ihnen gefeierten Feste beruhen, als vorbildlich, für den einzelnen Menschen geschehen. Das ist so zu verstehen: Christus ist das Vorbild jedes einzelnen Menschen. Sein Leben, sein Leiden und Sterben, mit einem Worte alle die Tatsachen, die uns die Evangelisten von ihm berichten, sollen uns zur Nacheiferung dienen. Man drückte das schon frühe so aus: Der Mensch muß mit Christo von neuem geboren werden, mit ihm leiden und sterben und mit ihm auferstehen und gen Himmel fahren. Das will eigentlich nichts weiter heißen, als jeder Mensch soll auch selbst an seiner Erlösung, d. h. von der endlichen Loslösung vom Bösen, mitarbeiten, und wie einst Jesus Christus sich durch alle Mühen

und Leiden des Lebens, ja sogar durch den Tod hindurch ringen und kämpfen, ohne dabei auch nur ein einziges Mal das hohe Ziel seiner sittlichen Vervollkommnung aus den Augen zu verlieren. Dies ist eine Forderung, welche jedes einzelne Fest in seiner Art an die Bekenner des Christentums, gleichviel welcher Form und Richtung, stellt und stellen muß. In jeder Tatsache, die einem christlichen Feste zugrunde liegt, ist vorbildlich für die ganze Menschheit und für jeden einzelnen Menschen ein großer, erhabener sittlicher Gedanke durch die Erzählungen der Evangelisten gleichsam verkörpert. Und dieser sittliche Gedanke ist allen Christen gemeinsam und zugleich die Hauptsache an dem ganzen Feste. Er ist der Kern desselben, und die verschiedenen Formen desselben sind nur äußere Hülle und Schale. Ein Beispiel möge für alle genügen: Es hat mit der wahren Christfestfeier gar nichts zu tun, ob wir glauben, die Engel des Himmels hätten bei der Geburt des Weltheilandes in den Wolken gesungen, und ob wir jene Erzählung des Evangelisten in unseren Kirchen bildlich darstellen, oder ob wir das Erste verwerfen und das Zweite verschmähen. Die Worte, die der Evangelist ihnen in den Mund legt, die Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ die sind die Hauptsache. Sie enthalten den großen Gedanken von der frohen Botschaft der nun beginnenden Erlösung und sind der Ausdruck dessen, das sich ein jeder selbst zurufen soll, wenn er diese Botschaft vernimmt.

Jedes Fest ist eine Siegesfeier. Feiern heißt überhaupt nichts anderes, als das Gefühl des Sieges darstellen. Nach dem Siegesgefühle sehnt sich jeder Mensch. Das Kind wie der Greis, der Arme wie der Reiche, der Gebildete wie der Ungebildete wollen in irgend einer Weise und über irgend etwas siegen und triumphieren. Das ist Natur. Ein solcher Sieg ist wie ein Blick in den Himmel, und zu solchen Blicken soll uns die rechte Festfeier helfen. Wer feiert aber die Feste recht? Ist es der, der sich einschließt ins Kämmerlein, um in stiller Selbstbetrachtung geistigen Gewinn aus den Stunden zu ziehen? Ist es der, den es an solchen Tagen hinausdrängt in die frische, freie Gottesnatur, um sich daran zu erlaben und zu stärken? Oder ist es endlich der, der dem Klange der Glocken folgt, um belehrenden und mahnenden Worten zu lauschen? — Wahrlich, jeder von ihnen ist es, so er das eine, was er tut, recht tut, und keiner ist es, so er auch nur eines dieser drei nicht recht tut.

Man komme uns nicht mit dem Einwand, daß dann die Feste eigentlich überflüssig seien, da man ja alle Tage solche Gedanken zum Ausdruck

bringen könne. So richtig das Letztere ist, so falsch würde der daraus gezogene Schluß sein. Wohl soll jeder einzelne Tag ein Feiertag sein und uns dem allgemeinen Ziele der Vervollkommnung näher bringen, und selbst wenn es Menschen gäbe, die ohne daß diese Vervollkommnung ins Stocken geriete, und ohne daß sie an ihrem inneren Wesen Schaden nähmen, der Feste ganz und gar entbehren könnten, so wäre ihre Zahl doch gewiß sehr gering. Sie müßten ein so reges geistiges Leben haben, und in ihrem Herzen müßte ein so mächtiger Quell religiöser Erregung sprudeln, daß sie jeder äußeren Anregung entbehren könnten, um ihr geistiges und religiöses Leben zur vollen Entwicklung zu bringen. Wer dürfte das aber wohl mit Fug und Recht von sich behaupten können? Ein jeder unter uns wird müde und lässig im Kampfe mit der Sünde und bei der Arbeit an sich selbst und bedarf der geistigen Erhebung, um nicht unterzusinken im Strudel der Welt. Diese Erhebung sollen ihm die Feste alljährlich von Zeit zu Zeit gewähren. Es soll damit nicht gesagt sein, daß grade ein jedes einzelne Fest nur eine bestimmte Lehre zum Bewußtsein bringen und dadurch ausschließlich nach einer besonderen Seite hin erheben und erbauen solle, oder, daß gewisse Erbauungen nur für gewisse Zeiten passend seien, nein, jedes einzelne Fest soll die eingeschlafene, lässig gewordene Frömmigkeit nach allen Seiten hin anregen, wecken und stärken. Wohl sollen an jedem einzelnen Feste auch besondere Saiten unseres Herzens ertönen, besondere Gefühle und fromme Entschließungen geweckt werden, aber alle diese Töne sollen sich zu einer einzigen Harmonie, alle Entschlüsse zu einer einzigen Tat, zur Nachfolge Christi, vereinigen. In seinem leidenschaftslosen Leben finden wir ein Vorbild, dessen fromme Betrachtung uns Kraft zum Kampfe gegen unsere eigenen Leidenschaften und gegen die Verführungen der Welt gibt. Wir gelangen zu der Erkenntnis, daß diese beiden die eigentliche Quelle all der Not und des Elends sind, mit denen jeder Mensch mehr oder weniger zu kämpfen hat, und die er überwinden muß. In solchen schweren Zeiten der Not gewähren uns die Feste eine Fülle von Tröstungen und Stärkungen, wie sie ein jeder nach seinem Maße bedarf. Auch in das dunkelste Kämmerlein, ja, in den trübsten Kerker bringt ein Lichtstrahl der Feste, und das tiefste Weh wird an solchen Tagen wenigstens etwas gemildert. Christus ist überall der Meister, d. h. der Größere, auch im Schmerze. Er duldete das Schwerste ohne Murren und Klagen. Wer sich im Anschauen seines Lebens versenkt, dem kann wahrlich der Trost nimmermehr fehlen. Das ist der erste Gewinn, den wir aus der Festfeier ziehen. Wie unendlich

viel glücklicher ist aber noch der unter uns, der imstande ist, den Schmerz eines Mitbruders zu lindern! Was könnte dem Feste eine höhere Weihe geben als Leid und Weh zu mildern? Das gibt erst die rechte Festtagsfreude. Wohl kann jeder Tag ein solcher Trost- und Freudentag sein, und soll es auch immer mehr werden, aber so lange wir unvollkommene Menschenkinder sind, so lange werden wir auch immer wieder der äußeren Anregung durch die Feste bedürfen.

Die Feste haben aber auch noch eine andere Seite: Wenn unser Nachbar uns zürnt, unser Mitbruder uns innerlich grollt, sei es um eines vermeintlichen oder eines wirklichen Unrechtes willen, durchdringt uns da nicht allemal, wenn wir daran denken, ein eigentümliches, schmerzliches Gefühl, das in dem Wunsche gipfelt, es möchte nicht so sein? Und wenn wir uns endlich gegenseitig die Hand reichen, und nun alles vergeben und vergessen sein soll, ist das nicht ein rechter Fest- und Freudentag? Wer von uns sollte nicht solche Freudentage kennen und schon auf die verschiedenste Weise gefeiert haben? Ähnlich ist es auch mit den christlichen Festen. Der schwache, irrende Mensch wird sich immer aufs neue bewußt, wie sehr er fehlt und irrt. Es regt sich in ihm der Wunsch, es möchte doch nicht so sein, und doch ist es immer wieder so. Da entsteht ein Zwiespalt in seinem Innern, zwei Gegensätze werden ihm bewußt. Er will und kann oft nicht, was er will, er kämpft und strebt, aber er unterliegt und weicht zurück. Der Schmerz darüber bleibt nicht aus. Die Reue hinkt langsam, aber sicher hinter manchen seiner Taten daher. Dieser Zwiespalt, diese Gegensätze bilden den Grundgedanken einer jeden Religion. Es ist gleichgiltig, wie man dieselben nennt. Heiße man das eine das Fleisch und das andere den Geist, sage man, das Fleisch sei von der Welt, der Geist aber von Gott: es kommt alles auf dasselbe hinaus. Der Mensch ist stets bemüht, alles zu ergründen und zu erforschen, er möchte allen Dingen auf den Grund kommen, das ist menschliche Natur. Immer wieder aber stößt er auf neue Unergründlichkeiten und Unerforschlichkeiten, da wendet er den Blick über diese Welt hinaus und sucht einen Ausgleich dieser Gegensätze, sucht Versöhnung und Frieden für sein Inneres. Diesen Frieden gewährt die Religion, und jedes Fest, das sie uns feiern heißt, ist eine Versöhnung, ein Ausgleich jener Gegensätze. Wie die Versöhnung zustande kommt, ist von nebensächlicher Bedeutung. Mancher beugt in Demut und Selbsterkenntnis seine Kniee im verborgenen Kämmerlein und spricht: Vater vergib! Getröstet und gestärkt erhebt er sich und hat so den gesuchten Frieden gefunden. Die

meisten aber bedürfen der äußeren Anregung und Mahnung, damit die Saiten ihrer Seele den rechten Einklang finden. Diese Anregung geben die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Feste, und die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, der Ausgleich jener Gegensätze, ja, sagen wir die Versöhnung desselben mit Gott ist ihre eigentliche religiöse Seite.

Aber weder mit dem Trost und der Stärkung, noch mit der Versöhnung ist es allein genug. Wie alle Jahre der Lauf der Zeiten wiederkehrt, so auch mit ihm die Feste und das Bedürfnis nach ihren Segnungen. Das wird jeder genugsam an sich selbst erfahren haben. Der Trost hält nicht immer vor, die Stärkung währt nur eine Zeit lang, und auf die eben erlangte Versöhnung folgt nicht selten ein neuer Zwiespalt. Warum das so ist? Nun, weil wir eben leider schwach sind und nicht selten, wie der Apostel Paulus, nicht das Gute tun, das wir wollen, sondern das Böse, das wir nicht wollen. Soll es aber immer so bleiben? Nimmermehr! Wollten wir von den Festen immer aufs neue diese Segnungen erwarten, ohne unsererseits ernstlich bemüht zu sein, so zu leben, daß wir ihrer immer weniger bedürfen, so hieße das bildlich ausgedrückt „auf Rechnung sündigen", und gar bald müßten wir gewahr werden, wie die Festfeier uns jegliche heilsame Wirkung versage. Angesichts dessen stellen die Feste neben dem Trost und der Versöhnung, die sie uns gewähren, auch hohe sittliche Forderungen an uns und machen die Gewährung ihres Segens von der Erfüllung derselben abhängig. Darum heißt es bei jedem Feste sich aufzuraffen, sich selbst zu erkennen mit allen Fehlern und Schwächen, aber auch mit der ganzen Kraft, die uns in den Stand setzt, dieselben immer mehr abzulegen. So gewähren die christlichen Feste dem Betrübten Trost und Stärkung, dem Mühseligen und Beladenen, dem Schuldigen Versöhnung, allen aber sittliche Kraft zum Kampfe mit sich selbst und der Welt. In solcher Weise stellt jedes einzelne Fest sich in seiner allgemeinen Bedeutung dar, zu dieser kommt aber für jedes einzelne Fest auch noch eine besondere Bedeutung für unser religiöses Leben. Diese wollen wir an den einzelnen Festen zu zeigen versuchen, doch folgen wir nicht der Reihenfolge ihrer Entstehung, sondern beginnen mit dem Anfang unseres bürgerlichen Jahres.



Das Neujahrsfest.

Die Zeit des Jahresanfanges.

Profit Neujahr! Der letzte Ton der Mitternachtsstunde des letzten Jahrestages ist verklungen, und die erste des neuen beginnt und mit ihr alles Hoffen und Wünschen, das wir aus dem alten mit in das neue Jahr hinübernehmen! Alle diese Hoffnungen und Wünsche legen wir in das eine Wort: Profit, es nütze Dir, es sei Dir ein glückliches Jahr!

Das Neujahrsfest ist das einzige Fest des ganzen Jahres, das einen vorwiegend bürgerlichen Charakter trägt, und das deshalb alle Religionsparteien, ja, alle Völker zu gleicher Zeit feiern könnten. Dies ist aber jahrhundertelang durchaus nicht der Fall gewesen. Der Charakter des Festes als der Anfang des im ewigen Kreislauf wiederkehrenden Naturjahres wies ihm zwei Hauptzeiten an, nämlich den Herbst und den Frühling, je nachdem man das Absterben der Natur oder das Wiederaufleben derselben als den Beginn der neuen Zeit feierte. Die meisten Völker der Vorzeit zogen nach dem Beispiel der Inder und Perser den Frühling vor, und nur Juden und Mohammedaner blieben noch bis heute bei der Herbstrechnung. Bei genauerer Beobachtung der Natur ist die Frühlings-Tagundnachtgleiche aber nur der in die Sinne fallende Anfang des neuen Naturlebens. Die eigentliche Urheberin des letzteren, die Sonne, hat die neue Zeit bereits drei Monate lang im Stillen vorbereitet, und so lag es nahe, das Wintersolstitium als den richtigen Geburtstag des neuen Jahres anzusehen. Andererseits begann das Absterben der Natur nicht erst im Herbste, nach der Tagundnachtgleiche, sondern bereits nach dem Mittsommer, wenn der

Höhepunkt der Entwicklung der Natur erreicht war. So stand dem Wintersolstitium das Sommersolstitium als Jahresanfang gegenüber, und während die indogermanischen Völker teilweise von dem Frühlingsanfange auf den Mittwinter zurückgingen, haben die semitischen und hamitischen Völker, die Syrer, Juden, Araber und die Bewohner Nordafrikas, vom Herbstanfang rückwärts gehend, vielfach den Mittsommer als Jahresanfang gewählt. Das Letztere taten auch die Ägypter, das älteste Volk, dessen Zeitrechnung wir überhaupt kennen. Sie waren auch die ersten, welche vom Mondjahre zum Sonnenjahre übergingen. Es geschah dies schon im 14. Jahrhundert vor Christi Geburt, wie man aus alten Pyramideninschriften herausgerechnet haben will. Ihr Sonnenjahr begann jedesmal mit der Sommersonnenwende. Sie rechneten es zu 365 Tagen und wollten den Überschuß von jährlich 6 Stunden so lange aufsparen, bis daraus ein neues Jahr wurde, was in 1460 Jahren geschehen sein würde. Da sie den Anfang einer solchen Periode von dem Aufgehen des Sirius oder Hundsternes datierten, so hieß sie die Hundsternperiode. Ähnlich rechneten die Babylonier und Chaldäer. Die Juden dagegen, deren Zeitrechnung wir weitaus am genauesten kennen, blieben bei der Mondrechnung stehen; auch unterschieden sie zuerst ein bürgerliches und ein kirchliches Jahr. Das erstere begann im Herbst mit dem 1. Tischri, und nach alter Tradition galt der bürgerliche Neujahrstag auch zugleich als der erste Welttag, an dem Jehova das Licht schuf, und in ihrem „Roschhaschana“ feiern die Juden noch heute diesen Welttag, obgleich ihr bürgerliches Jahr mit der Zerstörung des jüdischen Staates aufgehört hat. Auch betrachteten sie ihn als den Gerichtstag Gottes, an dem jeder rechte Sohn Israels einst Lohn und Strafe von Jehova erhalten wird, und als solchen nannten sie den Tag Jom haddin. Moses hatte befohlen, den Tag mit Trompetenschall zu eröffnen, davon hieß er auch Sabbat des Blasens, und das ganze Fest ward Trompeten- oder Posaunenfest genannt.

Die nordeuropäischen Völker feierten, wie schon gesagt, den Anfang des neuen Jahres um die Mitte des Winters, wo die Sonne hinsichtlich der Tageslänge gleichsam wieder zu wachsen beginnt. In Griechenland und Rom dagegen blieb man längere Zeit bei dem Frühlingstermin, doch rechnete man nach Mondjahren.

In Griechenland führte Solon (504 v. Chr.) das ägyptische Jahr ein, das dann Kleostrates und noch später Meton (432 v. Chr.) durch Einführnng des 19jährigen Zyklus verbesserte. Das 3., 5., 8., 11., 16. und 19. Jahr waren Schaltjahre, d. h. dem gewöhnlichen

Mondjahre zu 354 Tagen wurde dann ein ganzer Monat zugegeben, doch herrschte in Griechenland überall große Verschiedenheit und Verwirrung in Bezug auf die Zeitrechnung.

Die Römer rechneten anfangs wie ihre Vorfahren, die Albaner, nach Mondjahren und fingen das Jahr mit dem 1. März an. Den ursprünglichen 10 Monaten fügte Numa Pompilius (717 v. Chr.) zwei weitere, den Januar und Februar hinzu, wodurch der 28. Februar der letzte Tag des Jahres wurde. Bald aber verlegte Numa auch den Anfang auf den 1. Januar. Trotz der hinzugekommenen beiden Monate kamen nur 355 Tage heraus, und es fehlten immer noch 10 Tage und 6 Stunden, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung zu bringen. Er verordnete deshalb, alle 2 Jahre nach dem 23. Februar, dem Feste der Terminalien, einen Monat einzuschalten, dessen Dauer, 20 oder 21 Tage, der jedesmalige Pontifex bestimmen sollte. Als Julius Cäsar diese Würde bekleidete, war durch solches willkürliche Einschalten eine Verwirrung entstanden, um derentwillen man das Jahr 47 als annus confusionis bezeichnete. Mit Hilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes führte nun Cäsar das Sonnenjahr zu 365 Tagen ein und bestimmte für jeden Monat die Anzahl der Tage, wie sie noch heute im Gebrauch ist. Die fehlenden 6 Stunden — genau 5 Stunden 48 Minuten 47 Sekunden — ließ er jedes 4. Jahr an Stelle des bisherigen Schaltmonats nach dem 23. Februar einschieben. Diese Zeitrechnung — die julianische genannt — ging aus dem römischen Heidentum in das Christentum über. Das älteste Festverzeichnis, das wir kennen, ist das des Jahres 354. In ihm erschien denn auch nicht nur zum ersten Male der 25. Dezember als nunmehr auch staatlich bestimmter Geburtstag Christi, sondern auch der 1. Januar als Anfang des bürgerlichen Jahres.

In Deutschland rechnete man zur Zeit der Einführung des Christentums entweder den Mittwintertag oder den Frühlingsanfang als den ersten Jahrestag. Dies erhielt sich bis zum 10. Jahrhundert; dann fing man an, das Jahr mit Weihnachten oder mit dem 25. März zu beginnen. Der Geburtstag Christi, der Anfang der Erlösung des Menschengeschlechtes, ward auch zugleich der Anfang des Jahres. So hat man später diese Übertragung zu erklären gesucht; im Grunde war es aber wohl altgermanischer Einfluß, der die Kirche bewog, das höchste Kirchenfest, das ja ungefähr in die Zeit des Mittwinters fiel, als Jahresanfang anzunehmen. Nicht zu verkennen ist der christliche Einfluß aber bei der Wahl des 25. März, des Tages der Verkündigung Mariä.

An diesem Tage begann die Welterlösung in ihren allerersten Anfängen. So erklärte man die Wahl.*

Die Sitte, das bürgerliche Jahr mit dem 1. Januar anzufangen, ist lange nicht so alt, als man meinen sollte. Unter Karl d. Gr. fing das Jahr noch am 25. März an, und aus der Zeit Kaiser Konrads II. (1024—1039) gibt es noch Urkunden, die es von Weihnachten an rechnen, und noch später, bis zum 12. Jahrhundert, war z. B. in Köln, in Basel und der ganzen Schweiz der erste Ostertag auch noch zugleich der Neujahrstag. Hier zeigt sich eine ganz ähnliche Übertragung wie bei der Wahl des Weihnachtstages: Der erste Frühlingstag ward auf das fast gleichzeitig fallende große Kirchenfest übertragen, das Naturjahr in ein Kirchenjahr verwandelt. In Venedig feierte man noch 1652 am 1. März den Neujahrstag, und in Florenz befahl erst 1745 Kaiser Franz I., den 1. Januar statt des 25. März zu feiern, doch blieb das alte Datum hier sowohl als in Pisa bis zum Jahre 1794 in Gebrauch. In Spanien hatte man bis 1350 den 25. März gefeiert. Alphons II. bestimmte den Weihnachtstag zur Neujahrsfeier, aber erst König Philipp II. führte 1575 in seinem großen Reiche das bürgerliche Neujahr auf den 1. Januar ein. England feierte sein Neujahr vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Weihnachtstage, ebenso die Skandinavier. Durch den Einfluß des Christentums ward es aber hie und da auch am 25. März gefeiert. Übrigens gab es in England lange Zeit ein dreifaches Jahr: das historische, das mit dem 1. Januar, das bürgerliche, das mit dem 25. März und ein kirchliches, das mit dem ersten Adventsonntag begann. Das bürgerliche Jahr wurde noch bis zur Reformation in allen öffentlichen Schriften beibehalten. In Frankreich begann man bis zum 10. Jahrhundert das Jahr mit Weihnachten, dann bis zum 13. mit dem 25. März oder noch später mit Ostern, und erst im Jahre 1564 bestimmte Karl XI. den Jahresanfang in ganz Frankreich auf den 1. Januar. Die Russen kamen natürlich auch hier zuletzt, denn sie nahmen erst 1706 unter Peter d. Gr. den 1. Januar an.**

Durch die 11 Minuten und 13 Sekunden, die das Sonnenjahr dem gewöhnlichen Jahre jedesmal vorauseilte, war es endlich so weit

* Das Volk hatte offenbar kein rechtes Verständnis für die Wahl dieses Tages, denn es feierte, so scheint aus wiederholten Verboten hervorzugehen, nach wie vor den Mittwintertag als den ersten Tag des neuen Jahres.

** Die einzelnen Daten sind meistens aus Nork, Festkalender, S. 23 ff., entnommen.

gekommen, daß der julianische Kalender um die Mitte des 16. Jahrhunderts bereits 10 ganze Tage hinterher hinkte. Bei der Berechnung des Osterfestes nach dem wirklichen Frühlingsanfang hatte man das wohl bereits seit langem bemerkt, aber erst Papst Gregor XIII. beauftragte den Astronomen Aloysius Lili mit der Verbesserung des Kalenders, die im Jahre 1582 zustande kam. Die Tage vom 4. bis 15. Oktober wurden einfach übersprungen und so das Sonnenjahr eingeholt. Damit es aber nicht wieder einen solchen Vorsprung gewänne, entfernte man die Schalttage aus denjenigen Säkularjahren, welche nicht durch 400 teilbar sind, so daß nach 1600 erst das Jahr 2000 wieder ein Schaltjahr ist. Nach diesem sogenannten gregorianischen Kalender beträgt nunmehr die Differenz, die früher alle 128 Jahre um einen Tag wuchs, erst in 3300 Jahren einen Schalttag, und um mit der Sonne wieder in Reih und Glied zu kommen, wird es erst im Jahre 4882 nötig werden, dem Februar einmal zur Abwechslung 30 Tage zu geben. Die Einführung dieses Kalenders geschah nur sehr langsam. Sofort angenommen wurde er nur in Italien, Spanien und Portugal, dann folgten Frankreich, Lothringen und die Niederlande, doch schlossen sich die Protestanten aus. Ein Jahr später nahmen auch die Katholiken Deutschlands und der Schweiz die Neuerung an. Polen folgte 1586, und Ungarn 1587. In protestantischen Ländern nahmen zuerst die evangelischen Stände Deutschlands den verbesserten Kalender im Jahre 1699 an. Die Tage vom 18. Februar bis 1. März fielen aus. In demselben Jahre folgten Dänemark, die reformierten Kantone der Schweiz und Holland. England folgte erst 1752, Schweden sogar noch ein Jahr später und in den reformierten Gemeinden des Kantons Graubünden blieb die alte Zeitrechnung noch bis zur französischen Eroberung 1798 bestehen. Das griechisch-katholische Rußland, nebst Griechenland, Rumänien und Bulgarien, haben bekanntlich die gregorianische Verbesserung, weil sie von Rom ausging, aus blindem Haß noch bis jetzt nicht angenommen und sind noch immer 13 Tage — so viel beträgt die Differenz heute — hinter der übrigen zivilisierten Welt zurück, doch gibt es in allen vier Ländern eine starke Agitation für die Einführung des „neuen Stiles“, der es wohl mit der Zeit gelingen wird, den Widerstand der Strenggläubigen und besonders des „heiligen Synod“, der obersten Kirchenbehörde Rußlands, zu überwinden.

Der Gott des neuen Jahres.

Der erste Tag des Jahres, wie überhaupt der ganze erste Monat, war in Rom bekanntlich dem Gotte Janus geweiht, den die altrömische Tradition als den Gott allen Ursprunges, als den Vater des Jahres und der Zeit überhaupt ansah. Der Sage nach war er es, der das erste Schiff gezimmert hatte; ein Schiffsschnabel war daher eines seiner Attribute. Er war über das Meer nach Latium gekommen und dort der erste König geworden. Nach seinem Tode wurde er göttlich verehrt. Sein ursprünglich altitalischer Kultus vermischte sich später mit dem sabinischen Sonnenkultus. Er berührte sich vielfach mit Saturn, dem griechischen Kronos, ja wird zuweilen sogar mit ihm identifiziert. Dies ist aber nur insofern richtig, als beide die Zeit symbolisieren. Die Sage läßt Saturn, als Zeus ihm die Herrschaft raubte, bei Janus Zuflucht suchen und freundliche Aufnahme finden, wofür er diesem den Ackerbau lehrte. Abgebildet ward Janus als Greis (denn die Zeit reicht weit, weit zurück), dessen Kopf zwei Gesichter hatte. Mit dem einen schaute er vorwärts, mit dem anderen rückwärts. Zuweilen stellte man ihn sogar mit vier Gesichtern dar. Als Gott des Jahres trug er einen Schlüssel oder einen Stab in der Hand. Zuweilen findet man auch Statuen des Janus, die in der einen Hand ein Steinchen mit der Zahl 300 (CCC) und in der anderen ein solches mit der Zahl 65 (LXV) halten. Die Steinchen bedeuten natürlich die 365 Tage des Jahres. Es scheint aber, daß diese Art Abbildungen des Gottes erst späterer Zeit entstammen.

Über seine sonderbare Gestalt und über seine Verrichtungen läßt Ovid ihn folgendes sagen: „Vernimm die Ursache, warum meine Gestalt so ist. Sie kommt von meinem Amte. Alles, was du erblickst, Himmel und Erde, Meer und Wolken, wird durch meine Hand geöffnet. Mir allein ist das ungeheure Weltall zur Hut übergeben, und ich allein drehe dessen Angel. Krieg und Frieden wandeln auf der Erde nach meinem Belieben. Ich bin den Pforten des Himmels vorgesetzt. Dies ist mein Geschäft, und die Ursache meiner Gestalt ist diese: Jede Tür hat eine doppelte Seite, eine innere und eine äußere. Die eine geht nach der Straße, die andere nach den Laren, den Schutzgöttern im Innern des Hauses, so daß sie, die Tür, zugleich den Eingang und Ausgang bemerkt. So schaue auch ich, des Himmels Pförtner, zugleich nach dem Auf- und Niedergang und sehe, ohne durch die Bewegung des Nackens Zeit zu verlieren, mit unbewegtem Körper zweierlei."

Als Gott des Friedens hatte Janus in Rom einen von Numa Pompilius ihm erbauten Tempel, dessen Türen während des Krieges offen standen, damit man um Aufhören des Krieges und Wiederkehr der Truppen bete. Der Tempel soll eigentlich nur eine Torhalle gewesen sein, durch welche das Heer aus- und einrückte. Sobald der Friede geschlossen war, wurden die Türen durch die Konsuln unter großen Feierlichkeiten und besonderen Gebeten geschlossen. Das ist im Ganzen nur viermal geschehen: unter Numa, dann zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege, zur Zeit des Augustus und unter Nero.

Unter dem Schutze des Jahresgottes standen alle Turmtore und Durchgänge, die auch nach ihm benannt wurden. Bei allen feierlichen Anlässen, besonders bei wichtigen Unternehmungen gebührte ihm das erste Opfer. So beim Antritt eines Amtes, beim Beginn der Ernte und vor allen Dingen bei Ausbruch eines Krieges und am ersten Jahrestag.

In der nordischen Mythologie ist Wali oder Wile der Jahresgott. Er ist einer der 12 Asen, d. h. der 12 höchsten Götter und wohnt, der jüngeren Edda zufolge, in 12 Sonnenhäusern d. i. in einem großen Tempel mit 12 Abteilungen. Er bedeutet das Jahr mit seinen 12 Monaten. Wile verschwindet später ganz aus der alten deutschen Götterlehre, und Baldur, der Gott des Lichtes und des Sommers, und Hödur, der der Finsternis und des Winters, treten an seine Stelle.

Die Griechen nannten den 7. Monat des altattischen Jahres — 10. Jan. bis 6. Febr. — „Gamelion", und er war der Hera oder Juno geweiht. Sie war die Göttin der Ehe und dadurch zugleich diejenige der Verjüngung des Menschengeschlechtes. Der Sage nach tauchte sie in den Jungfernbrunnen Parthenius und erhielt darnach ihre Jugend wieder. Mit dieser Göttin, der Juno, bringen einige Erklärer zuweilen auch den Janus zusammen und halten ihn für den Gott der Ehe und erklären das Doppelgesicht des Janus, indem sie das eine bärtige für ein männliches, das andere unbärtige für ein weibliches nehmen und so Janus als die Wiedergeburt der Zeit deuten. Die einfachste Erklärung ist aber die, daß das Doppelgesicht ein altes und ein junges repräsentiert und Vergangenheit und Zukunft bedeutet. Unter den vier Gesichtern hat man sich ohne Zweifel die vier Jahreszeiten zu denken. Die Zukunft zu ergründen oder sich günstig zu gestalten, ist von jeher des Menschen sehnlichster Wunsch gewesen. Orakel und Propheten wurden dieserhalb befragt und den Göttern Opfern gebracht, um sie günstig für sich zu stimmen. Dieser Gedanke liegt allen abergläubischen Tollheiten, die man von altersher bei dem Übergange von

dem alten in das neue Jahr beging, zugrunde. Die Nacht vorher galt und gilt noch als eine Schicksals- und Losnacht. So betrachteten sie schon Griechen und Römer, und tausendjähriges Predigen hat den Aberglauben nicht verdrängen können. Von ihm ist in dem Aufsatz über Sylvester die Rede.

Die Neujahrsgebräuche.

Das Neujahrsfest wurde bereits bei den ältesten Völkern auf wilde, ausgelassene Weise gefeiert. Inder, Ägypter und besonders die Perser betrachteten den Übergang aus dem alten Jahre in das neue als eine Zeit der Freude. Man besuchte sich, wünschte sich Glück und brachte sich gegenseitig Geschenke dar, weil man hoffte, daß wie der erste Tag des neuen Jahres, auch die ganze Zeit desselben verlaufen würde.

Von dem altgermanischen Neujahr wissen wir nur soviel, daß es unsere Vorfahren durch unmäßiges Trinken entweihten, wozu um so eher Gelegenheit gegeben war, als es mit dem Julfeste oder mit dem Frühlingsfeste zusammenfiel.

Bei den Griechen war der erste Monat des attischen Jahres der Hekatombäon. Er dauerte vom 16. Juli bis 13. August und der erste Tag desselben war der griechische Neujahrstag. Er war ein Freudentag, und Hekatomben, d. i. 100 Stiere und andere Tiere wurden den Göttern auf Altären, die man im Freien von Rasen errichtet hatte, geopfert. Gemeinsame Mahlzeiten und lustige Zechgelage, bei denen der Unterschied zwischen Herren und Sklaven, Armen und Reichen aufgehoben war, beschlossen den Tag. In Rom schloß sich das Neujahrsfest unmittelbar an die Saturnalien an, und die Maskeraden, Tänze und Trinkgelage derselben setzten sich am Neujahrstage fort. Man verkleidete sich in die Häute der wilden Tiere und jagte die Leute auf den Straßen in die Flucht; oder Diener und Sklaven stolzierten als Herren verkleidet auf den Marktplätzen herum und machten ihrem das ganze Jahr verhaltenen Groll in derben Witzen Luft. Die Morgenstunden verwendete man zum Besuch der Tempel und Opferaltäre und zum Wiederbeginn der Geschäfte. Die neu erwählten Konsuln traten ihr Amt an und begleitet von dem ganzen Volke zogen sie im festlichen Ornate auf das Kapitol und opferten dem Jupiter. Dann wurden auf dem Forum die Gerichtsverhandlungen begonnen, aber bald wieder abgebrochen, ebenso alle anderen angefangenen Arbeiten, denn man arbeitete an diesem Tage eben nur pro forma. Dann überließ man sich ganz

der Freude, denn man glaubte, daß man das ganze Jahr hindurch froh und glücklich sein würde, wenn man es am ersten Tage desselben sei.

Das Christentum hatte diese Sitte geerbt, wie so viele andere, und sie allmählich zu verkirchlichen gesucht, d. h. man leitete den ganzen Neujahrstrubel in die Kirche und schuf dadurch das sogenannte Narrenfest. Zur Zeit des siegreichen Kampfes des jungen Christentums gegen das absterbende römische Heidentum begannen die Christen die Sitten und gottesdienstlichen Gebräuche der Heiden lächerlich zu machen. „Besonders waren es", sagt Alt,* „die bei den Römern einst so beliebten und den Christen aus den Legenden ihrer Märtyrer nur zu wohl bekannten Tierkämpfe im Zirkus, deren burleske Nachahmung um so näher lag, da schon die Jahreszeit die Vermummung in allerlei Pelzwerk zum Schutz gegen die Winterkälte forderte. Die Nachahmung dieser Tierkämpfe war gleichsam eine Darstellung des Kampfes mit dem Heidentum, das man dabei als den überwundenen Gegner verspottete. Je mehr aber das Heidentum in Vergessenheit geriet, desto geringer ward auch das Interesse an dergleichen Nachahmungen und Verspottungen, und deshalb ging man allmählich dazu über, bei solchen scherzhaften Aufführungen den heidnischen Kultus durch den christlichen zu ersetzen und besonders die Messe zum Gegenstand solcher Darstellungen zu machen. Die jungen Leute aus dem niederen Kirchenpersonal, besonders die Chorknaben und Ministranten, wählten am Neujahrstage unter allerlei lächerlichen Zeremonien einen Narrenbischof und durchzogen mit ihm in wunderlichen Verkleidungen, maskiert oder mit geschwärzten Gesichtern, die Stadt bis zur Kirche. Hier ward nun, je nachdem die Hauptdarsteller Witz und Erfindungsgabe besaßen, eine mehr oder minder possierliche Messe zelebriert, wobei in lateinischen Knittelversen, deren Verfasser meistens die Mönche waren, die einzelnen Teile des Gottesdienstes, der Introitus, das Confiteor, die Absolution, der Segen, das Halleluja usw. in scherzhafter Weise nachgeahmt wurden.** Der erste, der sich darüber beklagt, daß die Christen an der heidnischen Neujahrsfeier teilnehmen, ist der Kirchenvater Tertullian († 220), auch Augustinus († 430) und Peter Chrysologus, sein Zeitgenosse, eiferten dagegen. Am strengsten aber verfuhr Cäsar v. Arles († 543). Er verbot nicht nur die Verkleidungen, die Neujahrsgeschenke, die er Diabolicas strenas, Teufelsgeschenke, nannte, und jegliche Völlerei und Schwelgerei, sondern

* Das Kirchenjahr, S. 316.

** Näheres über die Narren- und Eselsfeste siehe unter Fastnacht.

auch das Aufstellen von Tischen mit allerlei Eßwaren und die Sitte, am Neujahrstage niemanden etwas von seiner Habe, besonders aber nicht von dem Feuer des Herdes zu geben, da man glaubte, man würde sonst in Not und Mangel geraten. Dieser Aberglaube ist noch heute nicht ganz verschwunden. An vielen Orten zählt man am Neujahrsmorgen sein Geld, um das ganze Jahr keinen Mangel daran zu haben.

Der kirchliche Unfug mit dem Narrenfeste, das Festum stultorum oder hypodiaconorum, wurde am stärksten in Frankreich getrieben. Im Jahre 1198 machte der päpstliche Legat Petrus den Bischof Odo von Paris auf denselben aufmerksam und erwirkte im folgenden Jahre ein strenges Verbot dieser Ausschreitungen von Seiten des Papstes Innozenz III. Dennoch erhielt sich die Sitte noch fast drei Jahrhunderte, besonders in der Notredamekirche zu Paris, woselbst sie die Sorbonne, die theologische Fakultät zu Paris, erst im Jahre 1444 endgültig abschaffte. In Spanien bestand der Unfug sogar noch länger, nämlich bis zum Jahre 1473.*

Eine recht löbliche Sitte, besonders für die Empfangenden, sind die Neujahrsgeschenke, seien es nun Neujahrskuchen in Form von Bretzeln, Stollen usw. oder Gratifikationen in klingender Münze, die die geduldig getragene Last des langen Jahres ein wenig erleichtern sollen. Einen langen vergeblichen Krieg hat man gegen die leidigen Neujahrsbesuche, Neujahrswünsche und Neujahrskarten geführt. Sie, d. h. die Neujahrsgeschenke und die Neujahrsbesuche, scheinen so alt zu sein wie das Neujahr selbst. Schon die Perser besuchten sich am Neujahrsmorgen — Neu-rûz nannten sie das Fest — und beschenkten sich gegenseitig mit buntgefärbten Eiern, die an das Weltei erinnern sollten, aus dem nach Zoroasters Lehre alle einzelnen Wesen hervorgekommen sind. Von dort mag die Sitte nach Griechenland und Rom gekommen sein. Bei beiden alten Kulturvölkern betrachtete man den Tag ja als einen solchen von günstiger Vorbedeutung — die Römer nannten ihn deshalb einen dies faustus — und opferte dem höchsten Gott, um sich ihn für das kommende Jahr geneigt zu machen. Aus diesem Gedanken sind die Neujahrsgeschenke hervorgegangen, sind also Überbleibsel des alten Neujahrsopfers. In Rom besuchte man am Morgen des ersten Tages des Jahres den Tempel des Jupiter und des Janus und opferte Weihrauch, Feigen, Datteln und Honig. Dieselben Gegenstände überbrachten oder schickten sich auch Freunde und Bekannte, mit dem

* Siehe den Aufsatz über Fasten und Fastnachtgebräuche.

Wunsche, daß das beginnende Jahr ebenso süße Freuden bringen möge. Auch gaben sie sich wohl ein Geldstück, welches andeuten sollte, daß jeder Tag des kommenden Jahres neuen Gelderwerb bringen möge.

Auch gab man sich gegenseitig Gast- und Trinkgelage, die sich namentlich in der Kaiserzeit zu patriotischen Festen gestalteten, indem man, wie Alt* sagt, die Gesundheiten der Kaiser, des ganzen kaiserlichen Hauses der höheren und niederen Beamten um so zahlreicher ausbrachte, je patriotischer der Zecher oder je größer sein — Durst war.

Leider blieb es nicht allein bei dem gegenseitigen Beschenken der Freunde und Bekannten, und das Beschenktwerden war nicht ein Vorrecht der Armen, sondern der Reichen, der Patrizier, der hohen Beamten, ja selbst der Kaiser, die sämtlich von ihren Untergebenen und Untertanen am Neujahrsmorgen ein Geschenk, das man strena nannte, verlangten. Die Kaiser machten allmählich diese Neujahrsgeschenke zu einer drückenden Steuer, und manche derselben, z. B. Caligula, nahmen den ganzen Tag in der Vorhalle des Palastes die Geschenke der Vornehmen selbst in Empfang, und wehe dem, der nichts oder zu wenig brachte! Der Name strenae für solche Geschenke kommt von der Göttin Strenua her, in der man in Rom die mutige Helferin bei jeglichem Unternehmen verehrte und ihr neben dem Janus am Neujahrstage Opfer darbrachte. In Frankreich und Belgien, wo sich die Sitte der Neujahrsgeschenke am vollständigsten erhalten hat, heißen dieselben deshalb noch heute étrennes. Im Mittelalter war die Sitte überall recht in Flor. In England bestritt die Königin Elisabeth ihre sämtlichen Ausgaben mit den Neujahrsgeschenken. Ein eigentümlicher, teils an die römischen Kaiser, teils an die modernen Neujahrscouren an den europäischen Fürstenhöfen erinnernder Brauch findet im Innern Rußlands statt. Der höchste Beamte des Ortes empfängt in einer öffentlichen, feierlichen Audienz sämtliche Untergebene und auch sonstige angesehene Personen des Ortes, bezw. des Bezirkes, und nimmt die Glückwünsche entgegen. Im Vorsaale steht ein Gefäß, in das jeder Besucher einige Rubelscheine legt, die, wie es wenigstens heißt, zu milden Zwecken bestimmt sind. Eine einfachere Form dieser Besteuerung ist die, daß man im Vorsaal ein Buch auflegt und die Besucher Namen und Betrag einzeichnen läßt, im übrigen aber auf den offiziellen Empfang verzichtet. So wurde die Sache beispielsweise im Jahre 1871 von dem Gouverneur von Archangel gehandhabt. Ganz ähnliche Bräuche findet

* A. a. O. Seite 47.

man in Norwegen und Schweden. Gleichwie in Rußland wird auch hier ein „Imbißtisch" aufgestellt, auf dem alles, was das Haus Kostbares an Tafelgerät besitzt, Platz findet, und jeder Besucher muß wenigstens von dem außerordentlich reichhaltigen Imbiß kosten. Bei offiziellen Besuchen ist der Imbiß natürlich ausgeschlossen. Ganz besonders reichlich gestaltet sich derselbe z. B. in Petersburg, Moskau, Archangel u. a. Städten bei den reichen Kaufherren, deren gesamtes Kontor- und Dienstpersonal dabei erscheint.

Als ein Überbleibsel jener alten römischen strenae können auch die Neujahrsgebäcke betrachtet werden, die man noch heutzutage den Besuchern überreicht, oder die Geschäftsleute, besonders Bäcker, ihren Kunden schenken. Am Rhein nennt man sie Neujahrskränze, in Schwaben Neujahrsbretzeln oder Neujahrsringe und im Elsaß heißen sie Neujahrsstollen. Die Hessen haben ein Neujahrsgebäck, das sie Schorn nennen und in Zürich schenkt man sich Helswecken, welcher Name von „hälsen", d. h. umhalsen, abgeleitet wird, weil gewöhnlich der Überbringer das Geschenk mit einer Umarmung begleitete. Auch die Orange ist ein beliebtes Neujahrsgeschenk, besonders in England und Frankreich. Sie sowohl als die in Holland üblichen vergoldeten Kräuterkuchen und getrockneten in Zucker und Gewürz eingelegten Früchte sollen, ebenso wie die alten römischen Geschenke, auf die Freuden des kommenden Jahres hindeuten. Wenn, wie dies in Ostfriesland geschieht, Pferde darauf abgebildet sind, so weist das auf Wodan und demselben dargebrachte Opfer hin. In England schenkte man sich früher zu Neujahr gern Handschuhe oder das Geld dazu, das man glove-money, Handschuhgeld, nannte. Auch das noch heute in Fürstenhäusern übliche Nadelgeld soll daher stammen.* Die Handschuhe sind in der Symbolik das Zeichen der Reinheit, und ihre Überreichung bedeutet wohl: Halte Deine Hände rein von Unrecht während des kommenden Jahres! Vieler Orten, besonders in der Schweiz und im Elsaß, ist es auch Sitte, daß am Neujahrsmorgen die Kinder ihre Paten besuchen, ihnen Glückwünsche darbringen und dafür ein Geschenk erhalten. Besonders feierlich gestaltet sich dabei der erste Besuch und der letzte, d. h. derjenige, wenn das Kind ein Jahr alt ist, und derjenige nach der Konfirmation. In Schlesien, Mecklenburg und Holstein, besonders aber in Dithmarschen, war es noch vor 40 bis 50 Jahren üblich, daß die Lehrer mit den Schulkindern umzogen und „zu Neujahr sangen". Auch jetzt ziehen arme Kinder

---

* Reinsberg-Düringsfeld, „Das festl. Jahr", 2. Aufl. Seite 16.

und sonstige Bedürftige noch zu dem gleichen Zwecke von Haus
Haus. Ein sehr beliebtes Neujahrslied ist noch heute:

„Das Jahr, das nun vergangen ist,
Das danken wir Dir, Jesu Christ."

In Süddeutschland, besonders in Bayern, begannen manche di
Lieder mit den Worten: Klopf an! und darnach wurde die ganze G
tung von Liedern benannt. Anklopfen bedeutet hier natürlich so
als betteln, gleich wie die Handwerksburschen in früherer Zeit das Bet
„anklopfen" nannten, weil die einzelnen Gewerke sich durch die Art
Anklopfens unterschieden. — Auch singt man wohl:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht."

Letzteres ist eigentlich ein Weihnachtslied und wird auch zu die
Feste und während der ganzen „Zwölften" — der Zeit zwischen W
nachten und Neujahr — gesungen, wie denn überhaupt das Neujahrssin
nur eine Fortsetzung der Weihnachtsumzüge ist, die bis zum Dreikön
tage, dem 6. Januar, dauern und fast überall in Deutschland üb
sind. In ganz dieselbe Kategorie der „feinen Bettelei" gehören na
lich auch die Neujahrsgratulationen des großen Heeres der Straß
kehrer, Schornsteinfeger, Zeitungsträger und anderer dienstbarer Gei
Auch sie dehnen das neue Jahr möglichst aus, und bedauern auf
Lebhafteste, daß es nur einmal im Jahre Neujahr ist. Die dabei v
getragenen Glückwünsche sind wohl überall so ziemlich dieselben
gipfeln in dem Wunsche eines langen Lebens und einer beständi
Gesundheit, dem dann wohl ein spezieller Wunsch für den Begl
wünschten hinzugefügt und dessen Verhältnissen angepaßt wird.
wünscht man z. B. auf Helgoland der Tochter des Hauses „einen jun
Freier", dem Sohn „eine junge Frau" und dem Hausherrn — „v
Schellfische", allen zusammen aber ein „ruhig Herz".

Wer seinen Glückwunsch zuerst anbringt, hat den Beglückwünsch
„überrascht", wie man in Holland sagt, oder „das Neujahr abgewonne
wie es in der Eifel heißt, und bekommt ein Geschenk, das man se
„das Neujährchen" nennt. Es besteht gewöhnlich in Kuchen, C
Getränk, oder in einem Kuß, wodurch man sich lösen kann. Im Sch
jahr ist es umgekehrt, der Glückwünschende bringt ein Geschenk mit

In Kiel widmeten die Studenten noch Anfang der 60er Jahre d
neuen Jahre Nachts um 12 Uhr einen Fackelzug. Am Schluß w
dem alten Jahre ein Pereat und dem neuen ein Vivat dargebra
Weiß nicht, ob's anders worden ist in dieser neuen Zeit!

Eine noch etwas feinere Bettelei sind die schriftlichen Neujahrswünsche, die meistens da eintreten, wo ein persönliches Erscheinen unmöglich ist. In den Hamburger Privatschulen wurden früher während der letzten Tage vor Weihnachten ausschließlich Neujahrswünsche an Eltern und Verwandte geschrieben, wozu die Papierbogen oft sehr kunstvoll hergestellt wurden. Noch bis vor 30 Jahren bildeten die dafür erlegten Geschenke eine nicht unwesentliche Einnahme der Schreiblehrer. In Ostfriesland nennt man derartige Neujahrswünsche Festbriefe. Das frühe Mittelalter kannte bereits solche Neujahrslieder und Neujahrswünsche, und eine Schriftstellerin des 14. Jahrhunderts, Clara Hätzlerin, hat uns eine reichhaltige Sammlung hinterlassen. Sie stellt das neue Jahr als ein neugeborenes Kind, als neugeborenen Gott, dar, dem die Wünsche der Menschen oft in recht drastischer Weise vorgetragen werden. Natürlich ist hier Weihnachten und Neujahr, die Geburt Christi und die des neuen Jahres miteinander vermischt. Daß die Verfasserin, bezw. Sammlerin, eine Ahnung davon hatte, daß die alten Völker, Inder und Ägypter, den ersten Tag des Jahres, als den kleinsten Teil desselben, unter dem Bilde eines Knaben oder eines Däumlings darstellten, ist wohl nicht gut anzunehmen.

Statt der umständlichen Neujahrswünsche schicken wir uns heute nur noch Karten, die einerseits wohl noch allerlei passende und unpassende Wünsche enthalten, andererseits aber auch nur einfache Visitenkarten sind, und das Wünschen dazu jedem selbst überlassen. Die nicht unerheblichen Ausgaben für solche Neujahrskarten, die häufig weit besser angewendet werden könnten, haben zu einer Art Ablösungssystem geführt, indem man sich gegenseitig in den Zeitungen gratuliert. Abgesehen davon, daß die damit verbundenen Druckkosten immerhin recht erheblich sind, dürfte sich dieser Ersatz der Neujahrskarten erst dann empfehlen, wenn man die gezahlten Ablösungsbeträge nicht mit veröffentlichte.

Als eigentümliche Neujahrswünsche mögen diejenigen, die Friedrich d. Gr. zuweilen an sein Heer richtete, erwähnt werden. Ein Armeebefehl vom 31. Dezember 1781 lautete:

„Ihre Majestät der König lassen allen Herrn Offiziers zum neuen Jahre gratulieren, und die nicht sind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern.“

Zwei Jahre später lautete der Glückwunsch:

„Ihre Majestät der König lassen allen guten Herrn Offiziers vielmals zum neuen Jahre gratulieren, und wünschen, daß sich die übrigen so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratulieren könne.*

* Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., Seite 10.

Ein sonderbares Vorrecht am Neujahrsmorgen genießen die Hallor d. h. die Salzsiederzunft in Halle a. d. Saale. Sie senden alljähr am 1. Januar eine Deputation von drei Mann nach Berlin, von de einer dem Könige ein Neujahrsgedicht vordeklamiert, während zweite ein Geschenk, eine Wurst und einige Sooleier, überreicht, der dritte ehedem eine Fahne schwenkte, was aber jetzt dahin abgeänd ist, daß der zweite die Wurst und der dritte die Eier übergibt. Ursprung dieses Privilegiums ist jetzt nicht mehr nachzuweisen.

In Friesland findet am Neujahrsmorgen ein Wettlauf auf Eise statt. Männer und Frauen stellen sich in malerischer Tracht mit Schlittschuhen angetan auf, und auf ein mittels eines Trompe stoßes gegebenes Zeichen machen sie sich die Preise streitig. Die Sie der verschiedenen Abteilungen fordern sich wieder gegenseitig hera und das so lange, bis zuletzt die beiden besten Läufer miteinander den Hauptpreis kämpfen. Eine ähnliche Sitte ist das in Schlesn Holstein übliche Eisboßeln. Hierzu fordern sich zwei Dörfer gegense heraus und stellen sich dann ihre besten Werfer gegenüber. Gewor wird teils auf dem Eise, teils aber auch auf einer hartgefrorenen Er mit hölzernen, faustgroßen Kugeln, die mit Blei gefüllt sind. jedesmalige Werfer, deren Reihenfolge durch das Los bestimmt wi hat sich dort aufzustellen, wohin sein Vordermann die Kugel gewor hat. Alle Teilnehmer und Zuschauer aus seinem Dorfe stehen hin ihm, und seine Aufgabe ist, die Kugel möglichst weit zu werfen, d da, wo sie die Gegner finden, müssen sie beim nächsten Wurfe steh Da die Kugel vermöge ihrer Schwere nicht abspringt, sondern in Eis oder die harte Erde einschlägt, handelt es sich hauptsächlich einen hohen, glatten Wurf. Das bis zu einer abgesteckten Linie zur gedrängte Dorf muß dem anderen das Neujahrsbier, d. h. das na folgende Zechgelage bezahlen. Da sowohl das schleswig-holsteini Eisboßeln als auch das friesische Wettlaufen von der Witterung hängen, so wird aus dem Neujahrsbrauch häufig ein Fastnachtsbrau doch läßt man den Januar selten vorübergehen.

Im Elsaß pflegen die jungen Mädchen wohl in der Neujahrsna die Brunnen mit einem kleinen Tannenbaum zu schmücken und Abend des ersten Januar zu umtanzen. Auf Erkundigung nach Bedeutung dieses Brauches wurde uns in dem Vogesenstädtchen Schirm die Antwort: „Damit wir das ganze Jahr gutes Wasser haben." scheint sich also dabei um eine Art Huldigung zu handeln. Da n die Brunnen vielfach mit Marienbildern geschmückt sind, so könnte m

versucht werden, anzunehmen, der Brauch habe ursprünglich der heidnischen Beschützerin des Brunnens gegolten, sei dann aber auf die Jungfrau Maria übertragen worden. Vielleicht handelt es sich hier auch um eine wirkliche Brunnenfeier, die nur auf Januar übertragen ward. Der Jahresgott Janus war nämlich auch den Quellen vorgesetzt, hatte diese Herrschaft aber seinem Sohne Fontus übertragen. Zwar feierten die Römer ihre Fontinalien im Oktober, aber die Feier könnte wohl übertragen sein. Auch die alten Deutschen verehrten die Quellen oder deren Götter und brachten ihnen Opfer dar. In dem Orte Lähnberg bei Weilburg soll noch heute ein solches Brunnenfest sogar kirchlich gefeiert werden.*

Zum Schluß sei noch der zahlreichen Wetterregeln gedacht, die sich an den Neujahrstag knüpfen. Sie beruhen einerseits auf Erfahrung, die der Bauer gern in derartige kurze Sentenzen zu kleiden pflegt, andererseits aber liegt ihnen auch der Gedanke zugrunde, daß alles, was am ersten Tage des Jahres geschieht, vorbedeutungsvoll für das ganze Jahr ist. Am Neujahrsmorgen ist daher der sog. „Angang" besonders wichtig. Begegnet uns zuerst ein Kind, ein junges Mädchen und selbst noch eine junge Frau, so bedeutet das Glück, aber wehe dem, dem der Zufall ein altes Weib oder einen Bettler in den Weg führt! Hunde und Pferde gelten als glückbringend, Katzen und Kühe als unheilverkündend. Soll letzteres vielleicht darauf hindeuten, daß Katze und Kuh der Freia, der Frau Holle, der alten Hexe, zu der sie später ward, heilig waren?

Die Wetterregeln sind sehr mannigfaltig, und je nach der Gegend, in welcher sie gebraucht werden, oft widersprechend. Während in Spanien die Ansicht herrscht:

„Das schlimme Jahr tritt schwimmend ein",

und man auch in Mailand behauptet:

„Das Jahr ist fürchterlich, wenn es weinend (d. h. mit Regen) beginnt",

so ist in Deutschland die entgegengesetzte Meinung verbreitet:

„Morgenrot am ersten Tag,
Unwetter bringt und große Plag'."

In der Altmark läßt Sonnenschein am Neujahrstage auf gute Flachsernte, in Böhmen auf schönes Wetter im August, und in Tirol auf ein fruchtbares Jahr hoffen. In Portugal heißt es:

„Erster Tag im Januar,
Erster Tag im Sommer",

* Hier vermißte Neujahrsgebräuche suche man in dem Aufsatz über Sylvester.

und in Deutschland und den Niederlanden glaubt man vom 2. Januar:

„Wie das Wetter am Makarius* war,
So ist es im September, trüb oder klar."

Auch die Bestimmung der Tageszunahme ist bei den meisten Völkern in den sprichwörtlichen Regeln ausgedrückt. Der Franzose sagt:

„Zu Neujahr wachsen die Tage um eine Ochsen-Mahlzeit",

und die Tschechen versichern:

„Zu Neujahr um einen Hahnenschritt,
Zu den Drei Königen (6. Januar), um einen Sprung weiter,
Und zu Lichtmeß eine Stunde mehr."

Auf guter Beobachtung beruht es, wenn in betreff des Januar fast überall der Wunsch ausgesprochen wird, dieser Monat möge kalt und trocken sein. In der Schweiz gilt der Satz:

„Tanzen im Januar die Mucken,
Muß der Bauer nach dem Futter gucken",

und die deutschen Bauern meinen:

„Im Januar viel Regen, wenig Schnee,
Tut Bergen, Tälern und Bäumen weh'."

Die kirchliche Bedeutung des Neujahrsfestes.

Nach mosaischer Vorschrift mußte am 8. Tage nach der Geburt die Beschneidung des Kindes stattfinden,** bei welcher Gelegenheit dasselbe auch den Namen erhielt. Die Namengebung hat aber, wie hauptsächlich in protestantischen Kreisen vielfach geglaubt wird, nichts mit dem Feste gemein. Das Namensfest des Heilandes feiert die römisch-katholische Kirche erst seit dem 20. Dezember 1721, wann Papst Innozenz XIII. dasselbe unter dem Namen Festum S. S. Nominis Jesu einsetzte, und zwar auf den 2. Sonntag nach Epiphanias. Obgleich die Feier des 25. Dezember als Geburtstag Christi bereits 354 offiziell wurde, kannte man doch ein Beschneidungsfest nicht vor der Mitte des 5. Jahrhunderts, ja, die Feier desselben wurde erst durch das Konzil zu Mainz 813 klar und deutlich bestimmt. Die Einführung vollzog sich allmählich mit der Ausbildung des lateinischen Kirchenjahres. Die Kirchenväter eiferten zwar gewaltig gegen die Teilnahme der Christen an der heidnischen Ausgelassenheit am Neujahrstage, aber es nutzte ihnen nicht viel. Das

* 2. Januar.

** 1. Mos. 17, 12.

Volk schwamm mit dem Strom ruhig weiter. Da versuchte man eine Ablenkung. Man suchte, da man das heidnische Neujahrsfest nicht ausrotten konnte, bei der Verteilung der einzelnen Ereignisse aus dem Leben Jesu auch nach einem solchen für den 1. Januar, und da kam es trefflich zustatten, daß derselbe grade auf die Oktave des Weihnachtsfestes fiel, und die dem Christentum gänzlich fremde Beschneidung mußte einen kirchlichen Vorwand geben, das heidnische Fest nunmehr als ein christliches weiter zu feiern. Gegen 450 findet man zum ersten Male in einer Homilie des Bischofs Maximus von Tours den Ausdruck: In circumcisione Domini, und auch Gregor d. Gr. nannte es gegen 600 ähnlich, aber erst Beda Venerabilis († 735) predigte an diesem Tage ausdrücklich über Lukas 2, 21, und 813 ward das Beschneidungsfest in den Festkalender aufgenommen. In der römisch-katholischen Kirche hat die Beschneidung Jesu Veranlassung zu der bekannten Präputiumlegende gegeben, die 1114 zu Antwerpen das Portiunculafest mit der dazu gehörenden Prozession veranlaßte.

In dem kleinen bayrischen Dorfe Holzhausen am Ufer des Starnberger Sees wird noch alljährlich am ersten Sonntag im August das Portiunculafest gefeiert. Der Festplatz ist von uralten Linden beschattet, von denen der Volksmund sagt, daß sie noch aus der Zeit, in der Christus lebte, stammen. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick über den ganzen See und auf die im Süden sich hinziehende Kette des bayrischen Hochgebirges. Bei dem Feste wird die ganze Pracht der katholischen Kirche entfaltet, und Landvolk und Städter eilen in großen Scharen zur Feier desselben herbei.*

In der evangelischen Kirche tritt der kirchliche Charakter des Neujahrsfestes etwas zurück. Hierzu ist Luther indessen nicht die Veranlassung; er meint vielmehr ausdrücklich in seiner Hauspostille: „Weil man auf diesen Tag gelegt hat das Fest der Beschneidung Christi, ists billig, daß wir heute davon predigen.“ Die für diesen Tag jetzt in der evangelisch-lutherischen Kirche übliche Epistel (Gal. 3, 23 bis Kap. 4, 7) wendet sich aber geradezu gegen den „Zuchtmeister“ des mosaischen Gesetzes, der die Beschneidung verlangte, und an dessen Stelle der lebendige Glaube getreten ist. Die katholisierenden Richtungen des Protestantismus sehen allerdings in dem Neujahrsfest eine Art Jesusfeier, die auch in zahlreichen süßlichen Jesusliedern ihren Ausdruck findet. Solche Jesuslieder sind z. B.:

* Näheres siehe darüber bei Nork [illegible] Seite 29 ff.

„Jesus soll die Losung sein, da ein neues Jahr erschienen";
(von Schmolk)

„Nur Jesus, nichts als Jesus heißt die Losung auf das neue Jahr;"
(von Mentzer)

„O Jesu süß, wer dein gedenkt"; (von Mart. Moller)

u. a. m.

Sie sind hauptsächlich in Norddeutschland, in den strenggläubigen Gemeinden Hannovers, Pommerns u. s. w., im Gebrauch. Hier steht die Tatsache der Namengebung in dem Vordergrund. Die freiere evangelische Richtung aber hebt grade die Neujahrsfeier hervor, mit ihren so mächtig anregenden Gedanken über die Scheidegrenzen des menschlichen Lebens zwischen jung und bejahrt, zwischen alt und neu, zwischen vorwärts und rückwärts. Sie betrachtet deshalb das Neujahrsfest als Mark- und Meilenstein am Wege des Lebens, als einen weithin scheinenden Leuchtturm im unendlichen Meere der Zeit, das wir durchkreuzen müssen. An einen solchen Tag angekommen, machen wir Halt und halten Umschau über Zeit und Raum, die uns auf dieser Erde bemessen sind, und sprechen mit dem Altmeister Goethe:

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück:

Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts uns schauen,
Schauen zurück!"



Das Epiphaniasfest.

Heilige Drei Könige und die Sternsänger.

Der 6. Januar hat im Kalender den Namen Heilige Drei Könige oder Dreikönigstag und wurde früher in der christlichen Kirche als Festtag unter dem Namen Epiphaniasfest gefeiert; auch hieß dieser Tag das große oder hohe Neujahr, weil man, da erst mit diesem Tage die Länge der Tage zunimmt, lange Zeit an ihm den eigentlichen Jahresanfang beging. Welche Bewandtnis hat es nun aber mit diesen drei Königen, und woher stammen die beiden ersten Benennungen des Tages? Daß mit den drei Königen die Weisen aus dem Morgenlande gemeint sind, lernt allerdings jedes Kind in der Volksschule, und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, über sechs Dezennien auf dem Rücken hat und das liebe Weihnachtsfest zuweilen weit ab vom Getriebe der großen Welt, in irgend einem stillen Dörfchen des deutschen Vaterlandes, sei es in den friesischen Marschen, der Lüneburger Heide, dem pfälzischen Westrich oder einem oberelsässischen Vogesendorfe verlebte, der hat sie dort vielleicht sogar noch in höchst eigener Person gesehen, wie sie in denkbar phantastischen Kostümen mit ihrem Stern von Haus zu Haus zogen und sangen:

„Wir kommen her aus fremdem Land
Kaspar, Balzer und Melchior sind wir genannt.

Epiphanias heißt Erscheinung, d. i. Offenbarung Gottes. Wie und wann das Fest der Erscheinung Christi als solches aufkam, ist schwer zu bestimmen, doch finden wir es schon in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts bei allen morgenländischen Gemeinden. Verschiedene Sekten, von dem griechischen Wort dokein, d. h. scheinen, gemeinsam Doketen

genannt, betrachteten das ganze Leben Christi als etwas Scheinbares und wollten in ihm nur den scheinbar als Mensch herumwandelnden Gott erkennen. Sie nannten seine ganze Menschwerdung daher eine „Erscheinung“ Gottes in Menschengestalt und bezeichneten dies mit dem Namen Epiphanie. Dem Auftreten des Messias als Lehrer des Volkes ging seine Taufe im Jordan voran, bei der, wie die Evangelisten berichten, sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herniederließ. Die doketischen Sekten lehrten nun, daß durch dieses Niederlassen des göttlichen Geistes der Mensch Jesus erst zum Gott geworden, also gewissermaßen geistig geboren sei. Ihnen war daher die Taufe Christi weit wichtiger als seine menschliche Geburt, und diese Taufe feierten sie in einem Feste, das sie eben Epiphanias nannten. Da man nun ferner auf Grund von Lukas 3, 23 annahm, Christus sei grade an seinem 30. Geburtstage getauft, weil es in der angeführten Stelle heißt: „Und Jesus ging in sein 30. Jahr“, so war also dieses Fest eigentlich zugleich Tauf- und Geburtstag des Erlösers und somit Vorläufer unseres jetzigen Weihnachtsfestes.

Die drei Weisen aus dem Morgenlande waren die ersten unter den Heiden, denen die frohe Botschaft von dem Erscheinen Christi zuteil wurde, sie wurden deshalb als die Repräsentanten des Heidentums angesehen, und Epiphanias war also auch der Tag der Erscheinung Christi für die Heiden, und während die Morgenländer den 6. Januar als Tauf- bezw. als Geburtstag feierten, betrachteten die nüchternen Abendländer denselben als das Fest der Offenbarung Christi an die Heiden, als eine manifestatio ad paganitatem, wie die Kirchenväter sagten.

Die fromme Legende hat den drei Weisen die oben erwähnten Namen gegeben und erzählt von ihnen, daß sie Könige, Magier und Priester zugleich waren, und Melchior den Stamm Sem, Kaspar den Stamm Ham und Balzer (Balthasar) denjenigen Japhets vorstellen sollte, und daß sie also als die Gesamtheit der Menschheit, der Christus erscheint, angesehen werden müssen.* Nach dem Tode des Erlösers läßt die Legende den Apostel Thomas sie wieder auffinden, und nachdem er ihnen alles erzählt hat, was sich mit dem Kinde, das sie einst angebetet hatten, zugetragen, wurden sie getauft. Den Märtyrertod starben alle drei in der Stadt Servan in Persien, und zwar im Alter von 116, 112 und 109 Jahren. Ihre Reliquien waren zuerst

* Guérin, Vie des Saints I. p. 324.

in Konstantinopel und dann in Mailand, von wo sie Friedrich Barbarossa nach Köln brachte.

Die Namen der drei Heiligen sind symbolisch und stehen in enger Beziehung zu dem strahlenden Stern, dem sie den weiten Weg „aus fremdem Lande" folgten. Kaspar heißt der Glanz, und Melchior bedeutet Lichtkönig, während Balthasar, der immer als Mohrenkönig aus Ägypten dargestellt wird, nach einigen Auslegern der Kühne bedeuten soll, obgleich es wohl nicht ausgeschlossen ist, daß sein Name sich auf den altnordischen Lichtgott Baldur bezieht.

Wie alle hohen Feste wurde auch das Epiphaniasfest schon sehr früh mit Aufzügen und Darstellungen in den Kirchen gefeiert. Nach einer, vielleicht aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammenden Beschreibung nahmen schon damals die dramatischen Darstellungen am Dreikönigstage etwa folgenden Verlauf: Drei reich in Seide gekleidete Knaben, mit goldenen Kronen auf den Häuptern und goldenen Gefäßen in den Händen, stellten die Weisen aus dem Morgenlande dar. Durch die Haupttür der Kirche eintretend, näherten sie sich unter Absingen eines lateinischen Liedes, das ihr Erscheinen erklärte, langsam dem Altare. Dort erhob der erste sein Gefäß und sagte: Aurum primo! Gold von dem ersten. Darauf erhob der zweite das seine ebenfalls und rief: Thus secundo! Weihrauch von dem zweiten, und der dritte Knabe übergab sein Gefäß mit den Worten: Myrrham dante tertio! Myrrhe, gegeben von dem dritten. In einem aufs neue angestimmten Wechselgesang hieß es nun: Aurum regem, Gold für den König, Thus coelestem, Weihrauch für den Himmlischen und Mori nutat unctio, die Salbe (Myrrhe) winket dem Toten. Dann zeigte einer von ihnen mit der Hand nach dem von dem Kirchengewölbe herabhängenden Stern und sang in hohem Tone: Hoc signum magni regis, dies ist das Zeichen des großen Königs. Nun erschien aus dem Chor vom Altare her ein Engel, welcher ebenfalls einen Wechselgesang mit den drei Knaben anstimmte, der damit endigte, daß alle Anwesenden singend einfielen: In Bethlehem natus est rex, in Bethlehem ist der König geboren. Während dieser Wechselgesänge war hinter einem Vorhange vor dem Altar die Krippe hergerichtet worden, und nun traten alle nacheinander heran und legten dort ihre Geschenke nieder. Nach dem Opfer der drei Weisen folgte das der Andächtigen, die miteinander wetteiferten, ihre Gaben dem Christkindlein in der Krippe zu Füßen zu legen.

Die bereits oben erwähnten Namen der h. drei Könige kommen zuerst in der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis († 735) vor,

und ihre Träger sollen der Überlieferung nach Könige von Persien, Nubien und Saba gewesen sein. Ihre Leichname sollen der Sage nach als Geschenk der h. Helena nach Mailand gekommen und dann, wie erwähnt, von Kaiser Friedrich Barbarossa bei Eroberung der Stadt dem Erzbischof Rainald von Köln geschenkt worden sein. Die Reliquien derselben werden noch jetzt in einem mit Edelsteinen reich geschmückten Sarge in der Dreikönigskapelle des Kölner Domes am 6. Januar den Gläubigen mit großem Gepränge gezeigt.*

Die hier geschilderte kirchliche Feier ist bis auf die Teilnahme der drei Heiligen an den in den katholischen Kirchen aufgestellten Krippen schon längst abgeschafft, die andere, eingangs erwähnte volkstümliche Feier aber hatte sich in den angeführten Gegenden noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Dem Verfasser selbst ist aus seiner Kindheit noch wohl erinnerlich, daß alljährlich kurz nach Neujahr einige absonderlich gekleidete Männer ins Dorf kamen und durch Drahtpuppen die Geschichte von den drei Weisen aus dem Morgenlande zum besten gaben. Alle drei Darsteller trugen Säbel und zwei derselben einen langen, vergoldeten Spieß, während der dritte statt dessen einen Stern trug, den er zu dem Gesange stets drehte. Auf dem Kopfe hatten sie Kronen von Goldpapier. Sie gingen, natürlich von der ganzen Dorfjugend begleitet, von Haus zu Haus und, nachdem sie die Erlaubnis eingeholt hatten, was gewöhnlich einer der begleitenden Knaben mit den Worten tat: „Die drei Weisen aus dem Mohrenlande sind da; dürfen sie singen?“ begannen sie ihre Lieder. Dieselben wurden nach einer einförmigen Melodie gesungen und hießen gewöhnlich kurzweg „Sternlieder“, unter welchem Namen sie auch in den verschiedenen Sammlungen alter Sitten und Gebräuche sich befinden. Alle behandeln in ihren Hauptteilen die biblische Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande, enthalten aber zugleich auch Neujahrswünsche. Einzelne dieser Strophen eines solchen Liedes sind uns noch aus unserer Knabenzeit gegenwärtig und mögen hier einen Platz finden, zumal sie von den uns durch den Druck bekannt gewordenen in manchen Stücken abweichen.

Nachdem die Sänger sich zuerst mit den bereits angeführten Zeilen bei dem Hörer eingeführt haben, erzählen sie von dem Erscheinen des Sternes, dem sie gefolgt und der sie hinführte:

* Die echten Edelsteine, die, wie man sagt, gestohlen wurden, sind 1818 durch imitierte ersetzt worden.

„Nach Jerusalem der großen Stadt,
Wo König Herodes gewohnet hat.
Herodes guckte zum Fenster hinaus:
Ihr lieben drei Weisen, wo wollt ihr hin?
Ihr lieben drei Weisen bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben gut Wein und Bier,
Ich will euch geben gut Stroh und Heu,
Und die Verzehrung habt ihr frei.“

Aber sie lehnen die Bewirtung ab mit den Worten:

Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
Wir haben ein klein Kindlein dort,
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erd erschaffen hat.“

Nun folgt eine Pause, die wohl die Reise von Jerusalem nach Bethlehem andeuten soll; worauf die Sänger fortfahren:

„Wir gingen einen Berg hinan,
Da mußt der Stern wohl stille stahn;
Zu Bethlehem in Davids Stadt
Der Stern den Lauf beendet hat.
Wir gingen dann von dem Berge herab
Und kamen herein ins kleine Haus
Und fanden Maria und ein liebes Kind,
Dabei ein Esel und ein Rind.
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde geschaffen hat.
Wir knieten nieder und beten's an
Und haben gute Geschenke getan,
Weihrauch, Gold und Myrrhen.“

Darauf stand der Stern still, und die Sänger erhielten ein Geschenk, worauf sie, je nachdem dies ausgefallen war, eine längere oder kürzere Dankesstrophe sangen, z. B.:

„Ihr habt uns eine Verehrung gegeben,
Gott laß euch das Jahr in Freuden verleben,
In Freuden verleben immerdar!
Dies wünschen wir zum neuen Jahr“ u. s. w.

Wollte man nun noch ein Mehreres tun, so erhielt jeder Hausgenosse noch einen besonderen Wunsch, der den Verhältnissen angepaßt wurde. Waren diese Verhältnisse den Sängern unbekannt, so mußte die begleitende Jugend vorher Auskunft geben. Hatten die Sänger in einem Hause ganz besonders reichliche Gaben empfangen, die teils in Geld, teils auch in Lebensmitteln, als Eier, Speck, Würste, Kuchen u. dergl. bestanden, so malten sie an die Türe desselben mit Kreide die

Anfangsbuchstaben ihres Namens C. M. B. Diese Buchstaben wurden im Mittelalter als ein Schutz gegen Zauberei angesehen, und daher mag sich wohl diese Sitte schreiben.

Auch im Elsaß und in der Pfalz waren diese Sternsänger ehedem nicht ganz unbekannt. Sie wurden allerdings hier wie dort meistens nur von Knaben zu dem Zwecke dargestellt, allerlei Gaben, besonders Äpfel und Nüsse, einzusammeln. In der Pfalz nennt man sie Sternbuben, und sie haben ihre Heimat größtenteils im armen Gossersweilertal. Sie erscheinen in papiernen Kronen und weißen Hemden; das ist ihr ganzer Schmuck, wenn man nicht etwa den großen Beutel, den sie an der Seite oder über den Schultern tragen und in dem alles, was die mitleidigen Hörer darreichen, in schönster Eintracht verschwindet, dazu rechnen will. Als das Abbild der Sternbuben gelten die Dreikönigsfelsen bei Gossersweiler, und das größte Quecksilberbergwerk des Potzberges ist nach unseren drei Heiligen benannt, denn es heißt der Dreikönigszug.

Stöber gibt in seiner Alsatia 1858, Seite 108, ebenfalls den Wortlaut eines Sternliedes aus der Gegend von Mülhausen, das aber mit dem unsrigen nicht die geringste Ähnlichkeit hat. Es lautet:

„Da kommen die drei König mit ihrem Stern,
Sie krachen die Nüsse und essen den Kern;
Sie werfen die Schalen zum Fenster hinaus,
Da kommen die Hühner und picken sie aus."

Die älteste Nachricht von dem Vorkommen solcher Sternlieder im Elsaß reicht, abgesehen von den zuerst beschriebenen kirchlichen Darstellungen des Mittelalters, wohl nicht über die Zeit der Reformation hinaus. Stöber gibt wenigstens nur die Gebweiler Dominikaner-Chronik als solche an. Sie berichtet zum Jahre 1522: „Auff der heiligen drey Königen Tag, da zugen die jungen Knaben (wie es breüchig war) mit Freiden und Freindschafft zum gnädigen Herren auff Hugstein, und da die junge Gesellen zu Hugstein über die Thortuer hinein kamen, da namb der gnädige Herr ihnen das Fähnlin, und trueg es in das Schloss hinein." Wie so manche andere deutsche Sitte des Elsaß hat auch diese in den Stürmen der großen französischen Revolution ihren Untergang gefunden, während dagegen die aus Frankreich stammende Sitte, am Dreikönigstage den Königskuchen, den Gâteau des Rois der Franzosen zu backen, eingeführt worden ist. Die Beschreibung dieses Königskuchens, der in England Cake of the twelfth day genannt wird, gehört in den folgenden Aufsatz.

Bohnenfest, Bohnenkönig und Bohnenlied.

Mit dem Abschluß der Weihnachtsoktave, dem Dreikönigstage, am 6. Januar, beginnt von altersher die lustige Faschingszeit mit ihrem Jubel und Trubel und ihren Schmause- und Trinkgelagen. Dieser Umstand ist wohl die Veranlassung zu einer sonderbaren Sitte geworden, die, so viel uns bekannt ist, zur Zeit in Deutschland nur noch am schönen, rebenumkränzten Rheinstrom, wo Prinz Karneval von jeher die meisten und die lustigsten Untertanen gehabt hat, üblich ist. Wir meinen die Sitte, am Vorabend des Dreikönigstages einen Bohnenkuchen zu essen und dabei einen Bohnenkönig zu wählen. Viel verbreiteter ist diese Sitte aber zur Zeit noch in Frankreich, und die Feier des Dreikönigstages gestaltet sich dort etwa folgendermaßen: Am Tage vorher backt die Hausfrau einen Kuchen, in dessen Teig sie eine Bohne mischt. Sobald die Gäste des Abends versammelt sind und um den Tisch sitzen, zerschneidet der Hausherr vorsichtig den Kuchen und macht daraus einen Teil mehr als Personen anwesend sind. Nun wird ein Kind unter dem Tische verborgen, und die Hausfrau, indem sie ein Stück Kuchen aufnimmt, frägt: Pour qui? und das Kind antwortet unter dem Tische: Pour le bon Dieu! und damit ist das erste Stück Gott geweiht und wird nicht gegessen. In derselben Weise werden nun sämtliche Stücke ausgerufen, und derjenige, in dessen Stück sich die Bohne vorfindet, ist für den Abend König oder Königin. Der oder die Erwählte hat nun zunächst das Recht, sich einen Partner zu wählen und dann mit diesem gemeinschaftlich sich aus der Mitte der Gesellschaft heraus einen ganzen Hofstaat, vom Minister bis zum Küchenjungen herab, zu bilden. Der Hauptspaß für den Abend besteht nun darin, sich auf alle mögliche Art bedienen zu lassen und jeden Erwählten seinem Amte entsprechend zu beschäftigen. Sobald der König den Becher an den Mund setzt, ruft die ganze Gesellschaft: „Der König trinkt!“ und jeder trinkt nun ebenfalls. Wer es unterläßt, wird durch ein Pfand, dessen Einsammlung dem Hofnarren obliegt, gestraft. Von diesem Scherze führt das Fest in Frankreich den Namen „Le-roi-boit“, der Kuchen heißt „gâteau des rois“ und der ganze Schmaus selbst „festin du roi-boit“. Tritt bei der Verteilung der Stücke der Fall ein, daß die Bohne sich in dem ersten Stücke befindet, so sieht man das als eine böse Vorbedeutung an, und der ganze Scherz unterbleibt.

Zur Zeit Ludwigs XIV. wurde zu Paris am Hofe der Bohnenkuchen nur von Damen gegessen und somit nur eine Königin erwählt. Ihr wurden dann scherzweise dieselben Ehren erwiesen, wie der rechtmäßigen Königin, und Ludwig XIV. führte sie am Morgen des Dreikönigstages in die Messe.

In England, woselbst eine ganz ähnliche Sitte existiert, heißt der Kuchen „twelfthnight-cake“ und dementsprechend auch der König „twelfthnight-king“. Zur Zeit der Königin Elisabeth pflegte man eine Bohne für den König und eine Erbse für die Königin in den Kuchen zu backen. Es wurden so viele Stücke gemacht, daß nach Verteilung derselben noch drei übrig blieben. Wahrscheinlich sollte dadurch angedeutet werden, daß sie für die 3 Könige, deren Fest man feierte, bestimmt seien. Einige Erklärer meinen aber, sie hätten den Anteil Gottes, Christi und der heiligen Jungfrau bedeuten sollen. Sie wurden unter die Armen verteilt. Jedenfalls ist aber die letztere Erklärung gesuchter als die erstere. Durch christlichen Einfluß sind natürlich beide entstanden. Reinsberg-Düringsfeld* führt 1863 an, der Königskuchen für die königliche Familie in Windsor sei vor einigen Jahren 5 Fuß hoch und 100 Pfund schwer gewesen. Zur Zeit ist in England der Dreikönigstag fast ausschließlich zu einem Kinderfeste geworden, und wo überhaupt noch die Wahl eines Königs und seines Hofstaates stattfindet, geschieht dies mittels Lose. Man schreibt die einzelnen Rollen, die an dem Abend gespielt werden sollen, sowie einige auf dieselben bezüglichen Verse auf Papierstreifen und läßt nun jeden aus der Gesellschaft einen solchen ziehen. Häufig wird es so eingerichtet, daß Wirt und Wirtin selbst König und Königin und die Gäste ihre Höflinge werden. Die gemachten Lose mit den scherzhaften Versen werden in einigen Gegenden Königsbriefe genannt. Auch die Industrie hat sich der Sitte bemächtigt. In Holland und auch in den holsteinischen Marschgegenden lassen die Bäcker eine Unmasse solcher scherzhaften Verse drucken und bekleben damit ihr Gebäck, und durch Übersendung eines solchen wird dann mancher, zuweilen recht derber Spaß ausgeübt. Daß hier eine Verbindung der Sitte des Bohnenkuchens mit derjenigen der Neujahrswünsche vorliegt, braucht wohl nur angedeutet zu werden.

Der Bohnenkönig scheint schon sehr alt zu sein. Zurück zu verfolgen ist er allerdings nur bis in das 13. Jahrhundert. Damals

* A. a. O., S. 29.

wurde einem alten Kalender zufolge das Fest sogar kirchlich gefeiert, und zwar in Frankreich. Von da kam es nach Holland und an den Rhein und soll sogar bis nach Schlesien gedrungen sein.

Mit dem Bohnenkönig steht auch vielleicht das in ganz Süddeutschland dem Namen nach bekannte Bohnenlied in Verbindung. Da mit dem Dreikönigstage die Karnevalszeit begann, so fehlte es an demselben, wie auch noch bis heute, nicht an Satire, Witz und Spott. Man meint nun, an diesem Tage habe man bei dem Dreikönigs- bezw. Bohnenkönigsschmaus Lieder gesungen, die denen geglichen, welche die römischen Soldaten den Triumphatoren sangen. Diese boten zur Zeit des Verfalles der römischen Herrschaft die denkbar größten Verherrlichungen und Schmeicheleien dar, und dieser oft über den gesunden Untertanenverstand hinausgehende Byzantinismus soll auch der Hauptinhalt derjenigen Lieder gewesen sein, die man dem Bohnenkönig zu Ehren sang. So soll auch die Redensart „das geht noch über das Bohnenlied" entstanden sein, aber was bedeutet sie eigentlich, und welche Bewandtnis hat es mit dem sogenannten Bohnenliede? Daß man damit, d. h. mit der Redensart etwas ganz Außergewöhnliches, etwas recht Tolles bezeichnen will, bei dem sich Ernst und Laune derart überbieten, daß sie in das Gegenteil umschlagen, oder mit einem Worte, daß man etwas bezeichnen will, das man eigentlich weder begreifen noch aussprechen könne, das weiß so ziemlich jedermann, mehr aber für gewöhnlich auch nicht. Alle Nachforschungen nach einem der Redensart angeblich zugrunde liegenden Liede sind eben vergebens gewesen.

Lange Zeit hat man geglaubt, das Bohnenlied komme zuerst bei Valerius Anshelm, genannt Rüd, in seiner „Chronik von Anfang der Stadt Bern bis 1526" vor. Dieser Verfasser, der seit 1520 Stadtarzt in Bern war, also als Augenzeuge berichtet, beschreibt nämlich in dem angeführten Werke die im Jahre 1522 stattgehabte Aufführung der Fastnachtspiele des Malers und Dichters Nikolaus Manuel und bemerkt dazu: „Hiezwischen vf der Escher-Mittwuchen — 1522 — ward der römisch Ablaß mit dem Bonenlied durch alle Gassen getragen vnd verspottet." Aus dieser Mitteilung hat man nun geschlossen, daß, gleichwie Manuel Verfasser der Fastnachtspiele war, auch das erwähnte Bohnenlied von ihm herrühre. Dieser Schluß war aber, wie wir gleich sehen werden, mindestens sehr voreilig, denn mit Sicherheit folgt aus obiger Notiz doch nur, daß das Bohnenlied 1522 bereits ein bekannter und herkömmlicher Gesang war, sonst

hätte Anshelm ohne Zweifel dem Titel „Bonenlied“ noch irgend einen erklärenden Zusatz gegeben. Da er dies unterließ und nur einfach bemerkte, der Ablaß sei „mit dem Bonenliede“ verspottet worden, so muß damals das Lied schon ein ganz bekanntes und nur die Anwendung auf den Ablaß neu gewesen sein. Und in der Tat war es auch so; das Bohnenlied ist ganz bedeutend älter als die Schriften Manuels. Mone weist in seinen „Schauspielen des Mittelalters“* die Redensart: „es is mir übers Bonenlied“ bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach. Die Schuld, den voreiligen Schluß auf die Verfasserschaft des Bohnenliedes getan zu haben, trifft den Berner Professor Samuel Scheurer. Dieser gab 1740 die erste Lebensbeschreibung des genannten Nikolaus Manuel heraus und nahm auf Grund der obigen Anshelmschen Notiz an, das Bohnenlied gehöre unter die verloren gegangenen Dichtungen Manuels. Alle späteren Biographen des Dichters haben aus Scheurers Darstellung geschöpft und dem Dichter der Berner Fastnachtspiele ohne nähere Untersuchung auch das Bohnenlied zugeschrieben. Trotz allen Suchens ist aber irgend ein entsprechendes Lied nicht aufzufinden gewesen. Der erste, der den Versuch machte, irgend ein mittelalterliches Lied als mutmaßliches Bohnenlied zu bezeichnen, war der Münchener Professor Docen. Derselbe teilt in seinen 1807 erschienenen „Miscellen zur Geschichte der deutschen Literatur“ aus einer alten handschriftlichen Liedersammlung des 16. Jahrhunderts ein Lied mit, das aus elf Strophen besteht, deren jede den in geringen Abweichungen immer wiederkehrenden Refrain hat:

Nun gang mir aus den Bohnen

In dem Liede — oder eigentlich sind es zwei, von resp. 5 und 6 Strophen — ist ungefähr der Gedanke ausgedrückt: Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein und um weiteres uns nicht kümmern, und jedem, der uns etwa an diesem löblichen Tun hindern will, dem wird der obige Refrain entgegengehalten. Alle 11 Strophen hier mitzuteilen, dürfte überflüssig sein; die beiden am meisten charakteristischen mögen genügen:

„Auf meiner Weiß will ich hinaus,
Das Vöglein lassen sorgen,
Und fröhlich sein nur überaus
Vom Abend bis zum Morgen

* Band II. 406,78 und „Fastnachtspiele“, S. 845,28.

Auf meinem Tisch obschon nit Fisch
Und köstlich Speiß tue wonen,
So iß ich Kraut, füllt mir die Haut,
Sing, gang mir aus den Bonen.

Bei dem ichs jetzt will bleiben lon,
Mich gar nit kümmern lassen,
Was jeder sagt nach seinem Won,
Trag auf 4, 5, 6 Massen,
Ich bring Dir ein halt 7 Stein,
Und kost es schon ein Kronen,
So will ich doch singen im Gloch (Gelag),
Nun gang mir aus den Bonen."

Der gelehrte Docen setzte das Lied in das Jahr 1537, sagte aber nicht, ob er etwa diese Zahl auf dem Manuskripte vorfand, oder ob damit das Jahr der Entstehung des Liedes gemeint ist, dann könnte es allerdings nicht von Manuel, der bereits am 20. April 1530 nicht mehr lebte*, herrühren, auch nicht 1522 bereits zur Verspottung des Ablasses gesungen worden sein. In der Tat wäre es auch ziemlich unerfindlich, wie man mit diesem Liede den Ablaß, dessen mit keinem Worte darin gedacht wird, verspotten konnte, und auch Docen, der übrigens wohl weder die Anshelmsche Notiz, noch die Scheurersche Biographie kannte, meint nur, „das Lied sei wegen seiner keck abwechselnden Vorstellungen, frappanten Gedanken und Reimen" geeignet gewesen, zu der eingangs unserer Abhandlung erwähnten Redensart die Veranlassung zu geben. Diese Ansicht hat aber bereits Grüneisen** widerlegt und bewiesen, daß das 1522 in Bern gesungene Bohnenlied offenbar einen viel lustigeren, spöttischen und besonders auf den Gegenstand der Prozession — den Ablaß — bezüglichen Inhalt gehabt haben müsse. Dagegen versucht er dann eine andere Erklärung, die aber unseres Erachtens ebenfalls wenig Wahrscheinliches für sich hat. Er meint, die Bohne sei hier, d. h. in dem gesuchten Liede, als ärmliche Fastenspeise anzusehen und als solche, und zugleich mit ihr das Fasten, an jenem erwähnten Aschermittwoch 1522 verspottet worden. Er führt dabei das bekannte Lied Walthers von der Vogelweide an, in dem der Halm auf Kosten der Bohne, die nur eine ekle Fastenspeise sei, nicht viel

* Vergl. Grüneisen, Nikolaus Manuel, Seite 155 und Baechtold a. a. O., Seite LV.

** A. a. O., Seite 211 ff.

Ehre habe und von der man nicht viel singen könne, gelobt wird. Nun ist zwar dieses Lied von Frô Bône ziemlich unverständlich, aber wenn man die Auslegung Lachmanns, mit der auch Simrock nnd Wackernagel übereinstimmen, für richtig hält, und eine andere ist unseres Wissens bis jetzt noch nicht versucht worden, so kann die Redensart von dem Bohnenliede durchaus nicht mit demselben in Verbindung gebracht werden.*

Welche dieser beiden Ansichten, die von Docen oder die Grüneisens, ist nun die richtige? War das Bohnenlied nur ein lustiges Trinklied, ein — sit venia verbo — Lumpenlied, etwa wie es heutzutage in unserem „So leben wir, so leben wir usw." gesungen wird, oder war es ein Spottlied auf die Bohne als Fastenspeise? Für die letztere Ansicht haben wir außer dem von Grüneisen angeführten Beweise keine neuen finden können, und aus diesem scheint, wie er selbst zugibt, nur hervorzugehen, daß die Worte: „Nun gang mir aus den Bonen" ein beliebtes Ritornell waren, welches zu verschiedenen Zwecken passen mochte, und dessen sich daher mehrere Dichter bedienten. Der Schluß aber, daß es unter solchen Liedern vorzugsweise eines gegeben habe, welches auf die Fastenzeit Bezug gehabt habe, und dabei die Bohne als eine Art Symbol des Fastens angesehen worden sei, will uns nicht recht einleuchten. Eher könnten wir noch der Ansicht Docens beipflichten und das Bohnenlied für ein extravagantes Schelmen- oder Trinklied halten; dafür spricht sogar auch folgende, bisher unseres Wissens noch nicht angeführte Stelle. In dem von dem Sohne Manuels verfaßten und 1548 aufgeführten „holdsäligen Fastnachtspil, darin der edel wyn von der Trünckenen rott beklaget usw.", tritt ein „Fryertsbub", d. i. ein herrenloser Landstreicher, ein Vagabund, auf, der aufgefordert wird, der Zechgesellschaft etwas auf seiner Geige vorzuspielen. Er spricht:

Was wend (wollt) ir han, den tutelei?

Hierauf antwortete Uli Knopf, der Knecht:

Mach, was du wilt, es lit nit dran!
Ich möcht das Bonenlied wol han.
Mach aber du, was dich gelust
Den spysinger alb (oder) etwas sust.

(Jakob Baechtold, Nik. Manuel, Seite 334.)

* Vergl. Lachmann, Gedichte Walthers von der Vogelweide, 4. Ausgabe, Seite 141, und Simrock, Übersetzung des Walther von der Vogelweide mit Erläuterung von Wackernagel 1. Teil, Seite 196.

Gleichwie der „tutelei“ und der „spysinger“ erscheint hier das „bonenlied“ als eine Melodie, als volkstümliche Weise, und es scheint auf den Text gar nicht anzukommen. Hiernach zu urteilen, könnte man eher von einer Bohnenweise als von einem Liede reden, und es gewinnt den Anschein, als ob man, ähnlich wie in unseren auf allerlei Zeitereignissen anspielenden Couplets, den Text jedesmal den Verhältnissen und Umständen entsprechend hinzudichtete. Die Anshelmsche Notiz würde dem nicht widersprechen: Zu der bekannten Melodie des Bohnenliedes sang man ein auf den Ablaß bezügliches Spottlied. Wie dem nun auch sei, ob dem Sprichwort mehr die Melodie oder der Text zugrunde liegt, so ist es in beiden Fällen die Hauptfrage, wie gerade die Bohne zu solcher Ehre gelangte. Die Annahme, dieselbe habe als Fastnachtspeise diese Auszeichnung erfahren, erscheint uns doch recht zweifelhaft. Wir müssen gestehen, daß die Redensart von dem Bohnenliede für uns — und für manchen Leser gewiß auch — immer die Nebenbedeutung des Zynischen oder gar des Unzüchtigen gehabt hat. In der Tat ergeben sich nun auch bei näherem Studium dieser Frage manche Beweise für die Richtigkeit einer solchen Mutmaßung. Nach der Tradition der Inder wuchsen aus dem Urschlamme, in dem alle Keime des Zukünftigen verborgen lagen, zuerst keimende Bohnen und aus ihnen Menschen hervor, gleichwie die Indianer Mittelamerikas den Menschen aus der Knospe der Lotusblume geboren werden lassen. Aus diesem Grunde war von altersher die Bohne das Symbol der Unkeuschheit. Alle alten Völker, Griechen und Römer nicht ausgeschlossen, betrachteten sie so. Den Brahmanen, ägyptischen Priestern, sowie auch den Pythagoräern war deshalb die Bohne als unreine Frucht verboten, dagegen aßen und opferten unfruchtbare Frauen Bohnen, die Römerinnen besonders am Matronalienfeste, das am 1. März gefeiert wurde, und an dem man um Kindersegen flehte. Am Feste der jungfräulichen Ceres dagegen waren Bohnenspeisen verboten. Auch in sprachlicher Beziehung bildet der Name der Bohne ein Glied in einer Wortfamilie, die sich in der angedeuteten Richtung bewegt. Wer sich dafür interessiert, kann die verschiedenen Ableitungsreihen in Fr. Norks Festkalender, Seite 50, nachlesen.

Ein Pfarrer Biron, katholischer Hospitalgeistlicher in Mainz, meint dagegen in einem Aufsatze über das Dreikönigsfest*, „unter

* Zeitschrift „Lucifer“, Januar 1884.

den Klängen des Bohnenliedes seien die wüstesten Ausschweif
verübt worden, und an dem Abend habe man alles, was Got
boten, für erlaubt gehalten.“ Beides stimmt ganz gut zusan
Ersterer, Nork, meint nun zwar, der Bohnenkuchen sei al
Totenmahl des abgelaufenen Jahres, und die bei demselben und
dasselbe gemachten Scherze, also auch das Bohnenlied, seie
unheimliche Schwänke abgestorbener Seelen zu deuten. Nun
aber eine bekannte Tatsache, daß in dem Entwicklungsgang
Volksaberglaubens und der Volksgebräuche die Anlehnung
an das Vorhandene sich gerade mit Vorliebe an den Gegen
vollzieht. Man denke nur an die alten heidnischen Götter, d
den christlichen Heiligen aufgegangen sind. Überall berühre
dabei die Extreme. Ähnlich stehen sich Tod und Leben, oder St
und Zeugung gegenüber. Auf solchen Anschauungen basier
auch die orientalischen Ausschweifungen in Form gottesdienst
Verrichtungen. Der Tod wurde durch das Leben verspottet.
ist es nicht gerade unwahrscheinlich, daß an dem Epiphania
das ja auch den Jahreswechsel darstellte, also den Gedanken a
und Verwesung nahe legte, diese gerade durch das Gegenteil
spottet wurden. Dies sei hier jedoch nur beiläufig bemerkt, u
zudeuten, daß Norks Erklärung des Bohnenkuchens als Toten
mit der allbekannten Lustigkeit, die bei seiner Verspeisung her
nicht einmal im Widerspruch steht. Die Ansicht, das Bohn
sei ein ausschweifendes Lied gewesen, ist auch durchaus nicht
Sie ist sogar die älteste und nur durch Docens Irrtum, das Bo
lied gefunden zu haben, verdrängt. In Gräters Bragur, Ba
St. 2 (ich zitiere nach Docen) heißt es: „Verfasser (Gräter)
daß vor Zeiten bei der Feier des Bohnenfestes in mancher F
ein ausschweifendes Lied gesungen worden sein könne, was na
damaligen Roheit der Sitten auch die Freude des Festes au
roheste und tollste Art an den Tag gelegt habe.“ Diese von D
zugunsten seines „Bonenliedes“ bekämpfte und nachher, w
scheint, nicht wieder beachtete Ansicht, hat nach unseren obigen
führungen über die symbolische Bedeutung der Bohne als Bil
Unkeuschheit vieles für sich. Auch die Anshelmsche Notiz,
der wir bei unserer Untersuchung ausgegangen sind, spricht
denn wodurch hätte sich in der damaligen aufgeregten Zeit — 15
der Ablaß drastischer und wirksamer verspotten lassen, als g
durch ein Lied des angedeuteten Inhaltes?

Ob nun das Bohnenlied wirklich einen derartigen Inhalt gehabt, oder ob es überhaupt mit dem Bohnenfeste gar nicht zusammenhängt und nur wegen der in demselben behandelten Vorstellungen, der frappanten Gedanken und Reime und der seltsamsten Übergänge so populär geworden ist? Die Frage muß wohl so lange unentschieden bleiben, bis ein anderes als das von Docen angeführte Bohnenlied aufgefunden ist. Mit der Bohne als Fastnachtspeise dürfte aber weder das Bohnenlied noch das darauf zurückgeführte Sprichwort zusammenhängen, viel eher noch scheint die wahre Bedeutung desselben in der von uns angedeuteten Richtung des Zynischen und Unzüchtigen zu liegen, wobei allerdings zugegeben werden muß, daß eine weitere Verfolgung dieser Richtung wohl ebenfalls „über das Bohnenlied" gehen dürfte!

St. Vinzenz und St. Urban, zwei Weinheilige.

(22. Januar und 25. Mai.)

In der Woche zwischen dem 20. und 27. Januar, besonders aber an dem darin liegenden Sonntag, wird in den meisten Weinbau treibenden Dörfern an der oberen Mosel der Tag des heiligen Vinzenz gefeiert. Dieser Heilige ist bekanntlich der Patron der Winzer, und diese rufen ihn während des Vormittags seines Namenstages in der Kirche um eine gute Ernte für das nächste Jahr an, während sie des Nachmittags in allen Weinwirtschaften ihm ein lustiges Fest feiern. Nach althergebrachter Sitte gestaltet sich dasselbe in den lothringischen und trierischen Moseldörfern etwa folgendermaßen: Sonntag Morgen um 10 oder 11 Uhr nach Beendigung des Hochamtes — die Feier wird fast überall auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt — wird in der Wohnung eines Winzers das Bild des genannten Heiligen mit Sang und Klang abgeholt, um nach der Kirche verbracht zu werden, wo ihm zu Ehren eine Art gottesdienstliche Nachfeier stattfindet, bei welcher abwechselnd Danklieder und Musikstücke vorgetragen werden und der Segen des Heiligen erbeten wird, damit das neue Weinjahr eine reiche Ernte ergeben möge. Den Zug zur Kirche eröffnet gewöhnlich der städtische Musikverein, ein Knabe trägt den

Heiligen, der ungefähr 70 Zentimeter hoch aus Bronze angefertigt ist, und in der einen Hand Trauben, in der anderen Lorbeerblätter hält. Auf beiden Seiten des Heiligen werden brennende Wachslichter getragen, nachher folgen die Winzer. Allerlei Vergnügungen, Tanzbelustigungen finden zwei Tage lang statt und ziehen immer viele Fremde an.

Je reicher die Weinernte des verflossenen Jahres war, desto reicher an Lustbarkeiten pflegt sich auch das Winzerfest zu gestalten, und wenn auch einmal dieser oder jener Ursache halber eine Lustbarkeit unterbleibt, so behält die alte trierische Redensart doch meistens Recht: „Am Vinzenztag wird sehr viel geläutet, geschossen, gefiedelt und getanzt.“

Wie der heilige Vinzenz eigentlich zu der Ehre gekommen ist, der Patron des lustigen Winzervölkchens geworden zu sein, wird wohl manchem nicht recht verständlich sein. Freilich stammte er aus einem echten Weinlande, Spanien, und verlebte seine Jugend in Carthagena und Valencia. Auch wählte er sich später Südfrankreich als Feld seiner Missionstätigkeit, aber ob dies aus etwaniger Vorliebe für südliche Weine geschah, berichtet die Legende nicht, sie weiß vielmehr nur von seinem dort auf Befehl des Kaisers Diocletian im Jahre 304 erfolgten Märtyrertode zu erzählen. Versuchen wir nun hier die Erklärung:

Es ist eine alte, auf Beobachtung der Natur beruhende Anschauung, daß gegen Ende des Januar-Monats die Vegetation des Frühlings sich zuerst zu regen beginnt. Diese Anschauung findet in einer ganzen Reihe sog. Bauern- oder Wetterregeln ihren Ausdruck. So heißt es z. B. in Holstein und auch anderswo:

Fabian Sebastian (20. Januar)
Lett den Saft in de Böhme gahn;

oder im Elsaß:

Am Fabian un Sebaschtian
Fange d' Bäum' ze saften an.

In waldreichen Gegenden pflegte man daher früher nach dem 20. Januar kein Nutzholz mehr zu hauen, weil man glaubte, es würde wurmstichig.

Auf Grund dieser alten Naturanschauung beobachtete man das Wetter der nun folgenden Tage genauer, um daraus einen Schluß auf den kommenden Sommer zu ziehen. Als ein solcher vorbedeutungsvoller Tag wird auch der dem heiligen Vinzenz geweihte angesehen, und es heißt deshalb von ihm:

Merk wohl auf am St. Vinzenztag,
Ob da die Sonne scheinen mag;

oder in etwas anderer Fassung:

Um St. Vinzenz Sonnenschein
Läßt uns hoffen Korn und Wein.

Auch der 25. Januar, Pauli Bekehrung genannt, gilt ebenfalls als solcher Wetterprophet, und die norddeutschen Bauern meinen daher:

Sankt Paulus klar,
Bringt gutes Jahr;
So er bringt Wind,
Regnets geschwind;

während man an der Mosel sagt:

Sankt Paulus schön mit Sonnenschein,
Bringt Fruchtbarkeit dem Korn und Wein.

Ganz dieselben Gedanken finden wir schon in den alten Mönchskalendern, wenn es dort im sog. Küchenlatein heißt:

Clara dies Pauli, bona tempora denotat anni:
Si fuerint venti, designant proelia genti.
Si fuerint nebulae, pereunt animalia quaeque:
Si nix, si pluvia, designant tempora cara.

Zu Deutsch:

Gute Zeiten verkündet heiterer Himmel am Paulstag,
Ist er windig, verkündet er nahe politische Stürme,
Ist er neblig, bedroht er mit Seuchen alle Geschöpfe,
Schnee oder Regen bedrohen mit teuren Zeiten und Hunger.

Diese Verse gingen mit diesen oder jenen Abänderungen in alte französische und englische Kalender über. Eine französische Umdichtung bringt ein Baseler Kalender auf das Jahr 1672 und eine englische gibt Willsford etwas später in seiner Nature's Secrets, Seite 145.*

Alle diese Wetterregeln stimmen also, wie man sieht, darin überein, daß sie um diese Zeit die Fruchtbarkeit in Tier- und Pflanzenwelt beginnen lassen. Mit Bezug auf die ersteren führte man daher im Mittelalter am 21. Januar, dem Agnestage, sogar die Schafe in die Kirche, besprengte sie mit Weihwasser und segnete sie ein. Die heilige Agnes führt deshalb auch auf Abbildungen ein Lamm, welches zugleich als Sonnensymbol gilt, neben sich. Ben Jonson († 1637) in seinem The sad shepherd (der betrübte Schäfer) spielt mit folgenden Worten hierauf an:

* Vergl. Nork a. a. O. 119.

And on sweet St. Agnes night
Please you with the promised sight,
Some of husbands some of lovers,
Which an amply dream discovers.

(Und in der lieblichen St. Agnesnacht
Ergötzt Euch an dem Euch bevorstehenden Anblick
Sei es bei einigen von Ehemännern, bei andern von Geliebten,
Die Euch ein lüsterner Traum enthüllt.)

Einen gleichen Sinn, nämlich die beginnende tierische Fruchtbarkeit zu bezeichnen, hat die pommersche Redensart:

Pauli Bekehr,
Gans gib die Eier her!

Unter den Pflanzen ist nun der Weinstock eine der saftreichsten und in seinem „Blute“, wie die Winzer den aus den Schnittwunden dringenden Saft nennen, ist die treibende Wirkung des Frühlings am ersten zu erkennen, und wie man nach Fabian-Sebastian kein Holz mehr schlägt, so soll man auch nach dem Vinzenztage keine Reben mehr schneiden, damit sie nicht „verbluten“. Natürlich gilt dies besonders für ein südliches Klima. Wie der Wein aus diesem südlichen Klima, aus Italien und Spanien, der Heimat des heiligen Vinzenz, nach Frankreich und Deutschland kam, so kam auch mit ihm der Patron der Winzer und sein Fest. Das letztere wird, obgleich es für unsere Gegend etwas früh fällt, ihm noch immer gefeiert. In manchen Jahren ist allerdings die Witterung im Januar eine so milde, daß die Reben in Wahrheit am Vinzenztage ihr erstes Blut treiben. Freilich ist ein solches frühes Treiben nicht immer zum Guten.

Der zweite Weinheilige ist der heilige Urban, ja, manche Winzer halten ihn für den einzigen und betrachten ihn als ihren Patron, an dessen Tage sie ebenso sehr das Wetter beobachten, wie am Vinzenztage. In welcher Beziehung steht nun dieser zweite Weinheilige zum Rebbau?

Ursprünglich Bischof von Langres in Frankreich, wurde Urban im Jahre 223 zum Papste gewählt und soll der Legende zufolge im Jahre 230 unter Kaiser Alexander Severus den Märtyrertod gestorben sein. Als sein Todestag wird der 25. Mai gefeiert. Man bildet ihn gewöhnlich mit Weinstock und Traube in der Hand ab, und diese beiden Attribute sollen sich darauf beziehen, daß er in seiner Diözese den Weinbau einführte oder wenigstens sehr beförderte. Seitdem gilt er als der echte Weinheilige, und kaum ein Winzer versäumt es, an seinem Tage in den Weinberg zu gehen und sich

von dem Stand der Reben zu überzeugen, um ihm dann, wenn er gnädig gewesen ist, in der Kirche eine Kerze zu weihen. Wehe ihm aber, wenn man mit ihm unzufrieden ist! Infolge dieser seiner Eigenschaft als Weinheiliger schreibt man ihm natürlich großen Einfluß auf das Wetter zu und so entstanden die zahlreichen Bauernregeln, die sich an den Urbanstag knüpfen. Zunächst sagt man:

Hat Urbanstag schön Sonnenschein,
Verspricht er viel und guten Wein.

Wie man sieht, hat dieser Spruch dieselbe Bedeutung wie der oben von dem h. Vinzenz angeführte. Um sich den Heiligen geneigt zu machen, zogen die Winzer früher wohl mit seinem Bildnis in den Weinbergen herum und schließlich, wenn der Tag schön war, ins Wirtshaus, um dort seine Gesundheit zu trinken, bezw. recht wacker zu zechen. Fiel aber Regen an diesem Tag, so warfen sie den armen Heiligen, der dadurch natürlich ein schlechtes Weinjahr prophezeite, in den Brunnentrog. Daher stammt der Vers:

Wenn St. Urban kein gut Wetter geit,
Wird er in die Pfütze geleit.

Auch rief die Jugend in solchem Falle den vom Regen Durchnäßten wohl jubelnd entgegen: „Urban, Urban, Du mußt in den Trog!"

Nach einer Beschreibung in Roths Nürnberger Taschenbuch I, S. 232 und Vulpius' Curiositäten IV. S. 221 fanden solche Umzüge am Urbanstage noch im 17. Jahrhundert statt, wobei man allerdings an Stelle der hölzernen Figur des Heiligen einen Winzer auf weißem Pferde, in rotem Bischofsornate, mit Schellen und Narrenkappe geschmückt, umherführte. Der Schimmelreiter deutet zweifellos auf Wodan, der in altgermanischen Zeiten zum Segen der Felder — er war ja auch der Erntegott — herumgeführt wurde. Das Christentum steckte ihn in den Bischofsornat, aber der Volkswitz gab ihm Schellen und Narrenkappe dazu, weil der Heilige sich durch falsche Prophezeiungen oft zum Narren machte. Daß der Ornat rot sein mußte, sollte wohl auf die Farbe der Trauben deuten.

Diese Urbansfeste sollen zu dem alten Weingotte Dionysos in Beziehung stehen. Ihm zu Ehren wurde in ganz Griechenland auf dem Lande im Herbst bekanntlich eine Feier begangen, der in den Städten eine Frühlingsfeier gegenüberstand. Bei diesen Dionysosfesten fanden ähnliche Umzüge statt. Als die Kirchenväter den Kalenderheiligen Urban installierten, konnten sie gewiß keinen besseren Platz für ihn finden, als ihn an die Stelle des heidnischen Dionysos

zu setzen. Für die Zeit war die Weinblüte maßgebend, die in Italien und in dem südlichen Frankreich bereits in die letzte Hälfte des Ma[i] fällt. So wurde Urban der Weinheilige. Aber nicht dem Winze[r] allein gehört er, auch der gewöhnliche Getreidebauer beanspruch[t] seinen Teil von ihm, und mit Rücksicht darauf sagt ein Vers:

Danket St. Urban, dem Herrn,
Er bringt dem Getreide den Kern.

In solchen Jahren, in denen am Urbanstage die Weinblüt[e] bereits eingetreten ist, pflegt der Heilige, selbst wenn es auch regnet und er infolge dessen in die Pfütze kommt, dies oft gar nicht übel z[u] nehmen, sondern trotzdem ein gutes Weinjahr zu bescheren, da de[r] Regen denn doch noch nicht grade alles ausmacht. Damit deshal[b] auch den Zweifelsüchtigsten unter den Winzern — und ihre Zah[l] soll sehr groß sein — die Hoffnung nicht ganz entfalle, wenn am Urbanstage Regen eintreten sollte, wollen wir noch einen vierten Urbansspruch anführen. Er lautet:

Uff St. Urben
Ischt d'r Wiin wedder gerate noch verdurven.

Der weise Erfinder dieses Ausspruches trifft jedenfalls da[s] Richtige.



Kaisers Geburtstag.

Zur Geschichte der Kaiserwürde.

Ein Vortrag zum 27. Januar.

Welcher Tag wäre wohl mehr geeignet, einen Rückblick zu halten über Entstehung und Entwicklung der höchsten irdischen Würde, die einem Sterblichen zu erreichen vergönnt ist? Ist doch an einem solchen Tage das ganze deutsche Volk von der Königsau bis an die Alpen und von der Memel bis an die Mosel von dem Gedanken erfüllt, der gerade in dieser Kaiserwürde in unserem deutschen Vaterlande so glänzend zum Ausdruck gekommen ist. Dieser Gedanke, nach dessen Verwirklichung sich unsere Väter so lange gesehnt, und auf die sie so lange gehofft haben, ja, von der sie träumten, redeten und sangen, ist die „Einheit unseres Vaterlandes!“ Diese Einheit, die wir erlebt haben, und die wir schauen durften seit mehr als drei Dezennien, ist äußerlich verkörpert in der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, in der Erneuerung des deutschen Kaisertums. Diese Kaiserwürde soll denn auch hier der Gegenstand unserer Betrachtung sein. Lassen Sie uns sehen, wie dieselbe bei den Römern entstand, wie sie dann an die Deutschen kam, und wie sie endlich allgemein, d. h. national wurde; mit einem Worte, die Geschichte der Kaiserwürde soll uns hier beschäftigen. Das ist ein weites Gebiet, das einen Zeitraum von nahezu 2000 Jahren umfaßt, und wollte ich diesen Gegenstand erschöpfend behandeln, so würde der mir bemessene Raum bei weitem nicht ausreichen; ich muß mich daher damit begnügen, in großen Zügen, mit einigen Strichen die Hauptepochen in der Geschichte dieser höchsten irdischen Würde zu zeichnen.

Fragen wir uns zunächst nach dem Ursprunge dieser Würde und nach der Entstehung des Titels. Sie ist bekanntlich römisch, und wir alle wissen, daß der nunmehr in den deutschen Wortschatz übergegangene Titel Kaiser aus dem römischen Familiennamen Cäsar entstand; aber wie geschah das? — Der Feldherr Julius Cäsar adoptierte seinen Schwestersohn Octavian, und dieser nahm jetzt zu dem seinen auch den Namen des Oheims dazu und nannte sich von jetzt ab: Cajus Julius Cäsar Octavianus. Als er nach der Besiegung seines Gegners Antonius in der Schlacht bei Actium Alleinherrscher Roms geworden war und einen glänzenden Triumph gefeiert hatte, legte der Senat, der wenigstens dem Namen nach noch immer die höchste Gewalt in Rom repräsentierte, ihm den Titel Imperator bei, das bedeutet eigentlich Befehlshaber, d. i. der alleinige Befehlshaber der gesamten Kriegsmacht des römischen Reiches. Das war im Jahre 29 vor Christi Geburt. Zwei Jahre später, also im Jahre 27, folgte diesem Titel ein neuer. Augustus, d. h. der Ehrwürdige, der Heilige, wurde er von da an genannt. Den Titel Imperator setzte Octavian an die Stelle seiner Vornamen und nannte sich während der zwei Jahre Imperator Cäsar Octavianus; nach Verleihung des neuen Titels Augustus warf er auch den Familiennamen Octavianus ab, und seit dem Jahre 27 vor Christi Geburt wird er in allen offiziellen Schriftstücken Imperator Cäsar Augustus genannt.

Wie der Titel Imperator die höchste militärische Gewalt in sich schloß, so drückte der Titel Augustus, der auch dem Oberpriester, und bisher ihm nur allein zukam, die Hoheit und Würde seiner Person aus und verlieh ihm gewissermaßen schon bei Lebzeiten einen göttlichen Rang. Die Lateiner erklärten ihn mit venerandus unter dem Zusatz culto divino afficiendus, d. h. als ein Wort, das von der Verehrung der Götter gebraucht wurde. Der ganze Titel Imperator Cäsar Augustus — von den übrigen ihm verliehenen, z. B. Princeps, Pater patriae usw. sehe ich ab —, dieser ganze Titel bedeutet also frei ins Deutsche übertragen etwa so viel als: Der ehrwürdige heilige Cäsar, der Befehlshaber des römischen Reiches. Octavian führte ihn bis an sein Ende, ja, er ging sogar auf seine Nachfolger über, wurde also gewissermaßen erblich.

Die verschiedenen Dekrete des Senats, durch welche dem Octavian nach und nach mit den verschiedenen Titeln die höchste Gewalt im Staate übertragen worden war, und die gesammelt die Lex imperii,

oder auch Augustum privilegium heißen, wurden bei jedem neuen Herrscher erneuert und bestätigt. Mit den Titeln zugleich nahmen sie dann auch, um den Begründer ihrer Herrscherwürde zu ehren, gleichzeitig den Namen Cäsar an. So nannte sich der unmittelbare Nachfolger: Imperator Cäsar Tiberius Augustus, ebenso auch Caligula und Claudius. Alle drei führten vor ihrem eigentlichen Namen den Namen Cäsar. Dies konnte man bei ihnen noch aus dem Umstande erklären, daß diese Herrscher alle durch die Livia, die Gemahlin des Octavian, mit diesem Hause verwandt waren. Als aber Nero, der ein Stiefsohn des Claudius war, und nach ihm sogar die Flavier, die in keinerlei Verwandtschaft mit dem Hause Cäsars oder Octavians standen, sich ebenfalls Imperator Cäsar Augustus nannten, da war der Name Cäsar bereits ebenso zum Titel geworden, wie es Imperator und Augustus von Anfang an gewesen. — Unter dem Kaiser Nerva, der im Jahre 96 den Trajan und dieser wieder den Hadrian adoptierte, ward es Sitte, auch dem jedesmaligen Thronfolger den Namen Cäsar beizulegen, und von dieser Zeit an heißt es oft, der Betreffende wurde zum Cäsar ernannt, was nichts anderes heißt, als der Betreffende wurde adoptiert und zum Nachfolger in der Regierung bestimmt. Gelangte er dann selbst zur Herrschaft, so nahm er auch die übrigen Titel an.

Das römische Reich, welches zur Zeit seiner größten Ausdehnung alle damals bekannten Länder der Erde umfaßte, galt seinerzeit als der Inbegriff aller Macht. Es war eben die alleinige, die einzige Großmacht, die Weltmacht, und in der Hand seines Beherrschers lag die unumschränkte Weltherrschaft. So betrachteten auch die römischen Cäsaren ihre Stellung. Sie hielten sich aber nicht allein für die Beherrscher der ganzen Welt, sondern eine Zeitlang waren sie es auch in Wirklichkeit. Und als dann der römische Staatenkoloß vor den anstürmenden Barbaren seine Herrschaft nur mit Mühe behauptete, und als ein Volk nach dem andern sich loslöste aus dem Verband und sich den Imperatoren nicht mehr beugte, ja, als endlich diese Barbaren den Cäsarenthron an der Tiber immer mehr zerbröckelten, da schauten die Römer sehnsüchtig auf die alte Macht und den alten Ruhm eines weltbeherrschenden Octavian zurück und nannten sein Zeitalter das goldene.

Diese universelle, alles umfassende Bedeutung der Cäsarenwürde erlitt aber schon einen gewaltigen Stoß durch die theodosianische Teilung des Reiches im Jahre 395 n. Chr. G. Sowohl Arcadius

in Konstantinopel als auch Honorius in Rom nannten sich Imperator Cäsar Augustus, doch scheint es, als ob das weströmische Reich noch immer als das eigentliche Weltreich angesehen wurde, denn als dieses, nicht ohne daß Ostrom die Hilfe dazu geleistet hatte, endlich von den Herulern und Rugiern gänzlich zerstört wurde, betrachtete sich Konstantinopel als die Rechtsnachfolgerin in der Weltherrschaft. Odoaker hatte Italien formell im Auftrage des griechischen Kaisers erobert und Justinian verlieh sogar dem tapferen Berner die Herrschaft über dasselbe als eine Art griechisches Lehen, aus welchem sonderbaren Rechtszustande dann die blutigen Gotenkämpfe hervorgingen. Von Narses um den größten Teil des Kampfpreises betrogen, mußte sich Justinian mit dem Exarchat begnügen, aber die Idee von dem großen alleinigen Weltreiche hat weder er noch seine Nachfolger jemals aufgegeben, und der Thron dieses Weltreiches, so morsch er auch sein mochte, stand nun lange Zeit an den Ufern des Bosporus.

Um diese Zeit erschien in der Geschichte das fränkische Volk. Chlodwigs blutige Gestalt trat in den Vordergrund, und als nach der Besiegung der arianischen Nachbarn ihm der Titel eines „allerchristlichsten Königs" verliehen war, da richteten sich die Blicke der römischen Bischöfe, der Päpste, auf ihn und seine Franken, denn den Schutz, dessen der Stuhl Petri gegen seine Feinde bedurfte, fand er nicht am Bosporus. Die schlaffen und unfähigen Merowinger konnten ihm allerdings auch den erwünschten Schutz nicht gewähren, sie konnten ja nicht einmal ihre eigene Herrschaft vor dem Untergange retten, als aber ihr Hausmeier Karl Martell wie ein gewaltiger Hammer die arabischen Eindringlinge bei Tours und Poitiers zerschmetterte und dadurch die dem Christentum drohende Gefahr abgewendet hatte, da schaute die ganze abendländische Welt auf ihn als den mächtigen Beschützer des christlichen Glaubens. Als nun noch die griechischen Kaiser in Afrika und Asien ein Gebiet nach dem anderen an die Ungläubigen — die Mohammedaner — verloren, da trug Gregor III. dem tapferen Martell für sich und seinen Nachfolger das Patriziat, d. h. die Schutzherrschaft über Rom und das Exarchat an und sandte ihm die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus, um dessen Nachfolger vor den Longobarden zu schützen. Karl Martell konnte zwar nicht sogleich mit diesen Hauptfeinden Roms brechen, aber das Patriziat war den Franken gesichert. Sein Nachfolger Pipin der Kurze brachte bekanntlich den beutelustigen Aistulph zur Ruhe und stiftete

755 das Patrimonium Petri, indem er Rom und das Exarchat — wenigstens teilweise — dem päpstlichen Stuhle schenkte. Der Protest des griechischen Kaisers gegen diese Schenkung blieb unbeachtet. Wie durch diese Schenkung die weltliche Macht des Papstes begründet war, so entwickelte sich aus dem Patriziat über Rom der kirchliche Charakter des Kaisertums, den dasselbe während des ganzen Mittelalters nicht verloren hat. Als der Nachfolger Pipins, Karl der Große, im Jahre 800 den in Rom hart bedrängten und endlich geflohenen Papst Leo III. mit Waffengewalt in sein Gebiet zurückbrachte und strenges Gericht über die Rebellen gehalten hatte, da wurden er und seine Franken höchlichst überrascht. Wenigstens schien es so.

Am ersten Weihnachtstage, als er in dem Feierkleide eines römischen Patrizius am Altar der Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise die Andacht zu verrichten, da trat plötzlich Papst Leo im vollen Ornate, umgeben von den höchsten Würdenträgern der Kirche hervor, setzte ihm die Krone auf das Haupt, und das versammelte Volk rief dreimal nach einander: „Karl Augustus, dem von Gott gekrönten großen und friedbringenden Cäsar der Römer, Leben und Sieg!“ Der Papst neigte sich gegen den Gekrönten, berührte dessen Hände und Lippen zum Zeichen, daß er nichts tun und befehlen sollte, was der Kirche Schaden brächte, und dann begrüßte ihn das Volk aufs neue als Carolus Augustus Romanorum Caesar atque Imperator! Die alte Cäsaren- und Imperatorenwürde war dadurch wieder hergestellt; nach mehr als 300jährigem Schlummer war das alte Kaiserreich zu neuem Leben erstanden. Es war für die dem alten Kaisertum zugrunde liegende Idee der Weltherrschaft von großer Bedeutung, daß der oströmische Kaiser Konstantin IV. mit dem Beinamen Porphyrogenitus, gerade kurz vorher von seiner Mutter Irene entthront worden und der Thron am Bosporus somit gewissermaßen unbesetzt war. Die Verhandlungen Karls d. Großen mit Irene und deren Sohn Nikephoros, die sowohl die eheliche Verbindung des letzteren mit einer Tochter des neuen abendländischen Kaisers, als auch eine staatsrechtliche Anerkennung dieser neuen Würde zum Gegenstand hatten, zerschlugen sich, und erst Nikephoros' Schwiegersohn und Nachfolger Michael Rhangabe, der aber von seinem eigenen Feldherrn Leo vertrieben wurde, suchte in letzter Stunde vergeblich seine Herrschaft durch die Anerkennung Karls zu befestigen. Seine Nachfolger kehrten aber zu der alten Auffassung, es könne nur einen Kaiser in der Christenheit geben, zurück und

hielten hartnäckig daran fest. Ein weiteres wichtiges Moment fi
die Bedeutung der abendländischen Kaiserwürde muß in dem Str
und der endlichen Trennung der römischen und griechischen Kirc
gefunden werden, denn als nach jahrhundertelangem Siechtum d
griechische Kaisertum dem Islam erlag, da fühlten die slavisch
Völker sich gleichfalls zur Erneuerung desselben berufen, und w
einst Karl der Große, legte sich auch der Selbstbeherrscher all
Reußen den Titel Cäsar bei.

War schon das Amt eines Patrizius der Schutz Roms und sein
Kirche gewesen, so war dies noch vielmehr das Amt des Kaiser
Die Überzeugung der alten Römer, daß ihr Reich bestimmt sei, al
Völker des Erdkreises unter ein Szepter zu vereinigen und bis
das Ende der Welt einem Gesetze zu unterwerfen, solche Übe
zeugung war noch nicht erstorben; sie hatte nur eine christlic
Färbung erhalten. Durch den Glauben, daß alle Christen, ja, al
Menschen eine Herde, eine große Gemeinschaft werden sollten, hat
die altrömische Tradition von dem universellen Charakter des Cäsare
tums neues Leben gewonnen. Alle rechtgläubigen Christen betrachtet
daher das neue Kaisertum als die von Gott selbst eingesetzte unmitte
bare, ewig feste Ordnung der Welt und in dem Träger desselbe
in dem Kaiser, erblickten sie den Oberherrn des ganzen Erdkreise
soweit das Christentum verbreitet war, und ihm — dem Kaiser -
mußte sich jede Gewalt von selbst unterordnen. Diese Vorstellun
von seiner Würde hatte auch Karl der Große. Er schrieb eini
Jahre später an Leo III.: „Unser Amt ist es, die Kirche nach auß
gegen Anfall und Verwüstung der Heiden zu schützen und nach inn
den Glauben geltend zu machen. Euer, des Papstes, Amt ist e
durch Gebet uns beizustehen, damit der Name Christi in der ganz
Welt verherrlicht werde." In diesen Worten liegt die Grundid
des germanisch-christlichen Kaisertums. An die Stelle des römisch
Adlers, der nach alter Anschauung überall seinen Horst aufschlag
und mit seinen Fittichen die Erde beschatten sollte, war das christlic
Siegeszeichen, das Kreuz getreten, unter dem fortan die Völker des Er
balles wohnen sollten. Das war ein wesentlich neuer Inhalt, m
dem der alte Kaisertitel erfüllt wurde, ob es zum Heile seines Träge
geschah? Die Geschichte gibt uns auch hierauf die beste Antwor

Aus der Zeit des karolingischen Kaisertums sei nur zweierl
erwähnt: Das Kaisertum wurde von Anfang an als erblich betracht
und eine Mitwirkung des Papstes gar nicht für nötig erachte

Ludwig der Fromme setzte sich 814 zu Aachen mit eigener Hand die Krone auf, ebenso Lothar und dessen nächste Nachfolger. Erst Karl der Kahle ließ sich, um seinem Kaisertum, das eigentlich dem älteren Ludwig gebührt hätte, eine festere Grundlage zu geben, Weihnachten 875 wieder zu Rom krönen, und seit jener Zeit wurde von allen späteren Kaisern stillschweigend zugegeben, daß die in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes oft so verhängnisvoll gewordene Kaiserkrönung nur von der Hand des Papstes oder dessen Beauftragten geschehen könne.

Das karolingische Reich siechte mit seinem Herrscherhause dahin, und mit diesem siechte auch die Kaiserwürde. Seit Karl der Dicke auf der Reichsversammlung zu Tribur abgesetzt worden war, schien der Nimbus der Würde verloren. Erst den Ottonen war es vorbehalten, ihr neuen Glanz zu verleihen. Otto der Große verband Italien und Burgund mit Deutschland und auf dem Besitze dieser beiden Länder ruhte seit dem Vertrage von Verdun die Kaiserkrone. Otto bestimmte, als er sich 962 krönen ließ, daß diese Länder und mit ihnen die Kaiserkrone fortan von dem deutschen Königstum unzertrennlich sein sollten. Er nannte sein neu begründetes Reich daher das „heilige römische Reich deutscher Nation“. Heilig wegen des kirchlichen Charakters, den dasselbe bisher gehabt, römisch, weil die Würde nach alter Tradition unzertrennlich von Rom und Italien war, und der Zusatz deutscher Nation sollte eben andeuten, daß in Zukunft nur ein deutscher König die römische Kaiserkrone tragen könne.

Über die unzähligen Kämpfe, die dieses Kaisertum des heiligen römischen Reiches mit geistlicher Gewalt zu bestehen hatte, in denen es bald triumphierte, bald aber auch vor derselben im Staube kroch, wollen wir hinweggehen. Die Geschichte dieser Kämpfe ist ein Labyrinth, in welchem man sich oft vergebens nach dem Ariadnefaden umsieht. Die Siege des Kaisertums konnten oft seine Würde nicht sonderlich erhöhen, denn häufig mußte die Gewalt der Waffen den Kampf der Grundsätze entscheiden, aber noch weit mehr mußten die Niederlagen seine Hoheit beeinträchtigen; gegenseitiges Mißtrauen, gegenseitiger Argwohn auf der einen und die alte deutsche Uneinigkeit auf der anderen Seite haben sie veranlaßt. Lange Zeit war man bestrebt, die Kaiserwürde von Italien ganz unabhängig zu machen, aber das war schwierig, weder der Churverein zu Rense noch die goldene Bulle Karls IV. konnten eine endgültige Entscheidung darüber herbeiführen, ob die Kaiserkrönung in

Rom durchaus notwendig sei oder nicht. Maximilian I., gewöhnlich der letzte Ritter zubenannt, durchschlug den gordischen Knoten er nahm 1508 in Triest aus eigener Machtvollkommenheit den kaiserlichen Titel an, und von der Zeit an waren alle Könige nach ihrer Krönung zu Aachen oder Frankfurt zugleich auch Kaiser des heiliger römischen Reiches. Dieses Reich bestand bis zum Jahre 1806. An 6. August des genannten Jahres legte Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder, weil Napoleon I. durch die Gründung des Rheinbundes das Reich gesprengt hatte.

Die Universalität der Kaiserwürde, die, wie wir gesehen haben seit Karl d. Gr. und Otto d. Gr. ein wesentlicher Bestandteil derselben gewesen, war schon seit fast 2½ Jahrhunderten verloren Iwan der Schreckliche von Rußland hatte sich 1547 den Titel Zar beigelegt, und das ist nichts weiter als die russische Übersetzung des Namens Cäsar oder unser deutsches „Kaiser“. Als Zar war er nicht nur Herrscher des damals noch unbedeutenden russischen Reiches, sondern zugleich aller griechischen Christen, einerlei, ob sie in diesem Reiche wohnten oder nicht. Peter der Große führte diese Idee, unter dem russischen Zarentum die gesamte griechische Christenheit zu vereinigen, nur weiter aus, und bei den heutigen russischen Kaisern bildet gerade diese Idee ein sehr wichtiges, aber gewöhnlich unterschätztes Moment in der sog. orientalischen Frage, die russischerseits eigentlich nichts anderes bedeutet, als den alten Cäsarenthron an den Ufern des Bosporus wieder aufzurichten An dem deutschen Kaisertum war dieser Stoß indessen fast spurlos vorübergegangen, den eigentlichen Todesstoß erhielt dasselbe am 18. Mai 1804, als sich Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärte. Seit diesem Tage ist der universelle Charakter der Würde auch dem Namen nach verloren gegangen, wie er es tatsächlich bereits lange war. Napoleons Bestreben ging offenbar dahin, das alte römische Reich, d. h. die alte Weltherrschaft der Cäsaren, an Frankreich zu fesseln. Er nannte auch daher seinen Erstgeborenen „König von Rom“, gleichwie einst in den mächtigsten Zeiten des deutschen Kaisertums unsere deutschen Kaiser ihre Söhne zu Königen salben und krönen ließen. Aber das Kaisertum an der Seine stand auf schwankenden Füßen. Wie es entstanden ist, so ist es auch wieder in sich selbst zerfallen. Übermut und Siegestaumel, der die ganze Welt zu Füßen zu sehen glaubte, hatte es geschaffen, der Sturm eines falsch verstandenen Patriotismus, der das selbstverschuldete

Unheil einem anderen aufbürdete, fegte es dahin. Für das deutsche Reich hat aber das ephemere Dasein des französischen Kaisertums eine große Bedeutung erlangt: es hat die deutsche Kaiserwürde ihres kirchlichen Charakters völlig entkleidet, und die Kaiserwürde ist heutzutage nicht mehr wie einst im Mittelalter eine halb kirchliche, halb weltliche Institution, die nur mit ihrem weltlichen Arme die Gesamtheit der christlichen Völker schützend umfassen sollte, sondern sie ist eine rein weltliche nationale Würde, in der sich die Einheit der Nation symbolisch verkörpert, ja, sie ist, wenn Kaiser und Volk gleichmäßig in der Liebe zum Vaterlande erglühen, diese Einheit selbst.

Vom Jahre 1806 bis 1871 hat die deutsche Kaiserwürde geruht, und das war zum zweiten Male die schreckliche, die kaiserlose Zeit, es war die Zeit, wo deutsche Einheit und deutsche Macht zum Gespött der Welt wurden. Diese Zeit ist, Gott sei es gedankt, überwunden, sie ist dahin und mit ihr dahin die Zerrissenheit des Vaterlandes. Deutschland ist eins in seinem Kaiser. König Wilhelm von Preußen war vom Schicksal dazu auserseh en, die alte Kaiserwürde wiederherzustellen; in den ersten Tagen des Jahres 1871 trug sie ihm der König von Bayern im Namen aller deutschen Fürsten an, und am Morgen des 18. Januar, an welchem Tage 1703 auch der Ahnherr Friedrich I. die preußische Königskrone angenommen hatte, verkündigte des neuen deutschen Reiches Kanzler durch Verlesung einer feierlichen Proklamation von der großen Terrasse des Schlosses zu Versailles das neue deutsche Kaisertum, und wie ein gewaltiges Brausen erschallte von dort her durch die deutschen Lande der alte, oft vernommene Kaiserruf: Leben und Sieg dem großen, von Gott gekrönten, Frieden d. h. Einheit bringenden Kaiser der Deutschen!

Zu neuem Glanz ist das alte Reich erstanden, und herrlicher als je strahlt heute die alte Kaiserwürde. Aber siehe, das Alte ist vergangen, und alles ist neu geworden! Das heutige deutsche Reich ist nicht mehr das auf das längst hinfällig gewordene alte Cäsarentum aufgepfropfte Reich des großen Karl, ist nicht mehr das alte heilige römische Reich deutscher Nation, das der Nation so oft unsäglichen Jammer bereitet hat, sondern es ist ein echt deutsches, ein nationales Reich!

Reichlich 35 Jahre hat dieses nationale Reich jetzt bestanden, und es hat in dieser Zeit auch schon seine Geschichte durchlebt; und was für eine Geschichte! Drei Kaiser haben den neu errichteten Thron bestiegen, und ein Glanz ist von ihm ausgegangen, der den ganzen



Erdball überstrahlt, aber über diesen Glanz hat sich auch der Flor der Trauer gelegt: Wilhelm der Große, der Begründer des Reichs, und Friedrich der Edle, von dem wir noch so vieles erhofft und ersehnt hatten, sind von dem großen Werke geschieden. Auch die beiden ersten Kaiserinnen des deutschen Reiches, die seit dessen Neubegründung Lust und Leid desselben in so reichem Maße genossen und geduldet, sind von uns geschieden. Das Reich liegt aber nun gestärkt und gefestigt in der Hand des Enkels und Sohnes. Mit jugendlicher Kraft hat er die große Aufgabe, den weiteren Ausbau des Reichs ergriffen, die ihm seine Väter hinterlassen. Möge es ihm vergönnt sein, sie ganz zu erfüllen! Wir aber begrüßen ihn aufs neue mit dem alten Kaiserruf:

Leben und Sieg dem großen, friedenbringenden Kaiser der Deutschen!

Der Ursprung der deutschen Kaiserhymne.

Es dürfte im deutschen Reiche kein Lied geben, das in diesen Tagen mehr gesungen, keine Melodie, die mehr gespielt wird, als „Heil Dir im Siegerkranz“. Es scheint uns deshalb nicht ganz überflüssig zu sein, dem Ursprunge dieses Liedes nachzuspüren. Wenden wir uns zunächst zur Melodie. Sie ist als die des englischen Nationalliedes „God save the king“ bekannt, trotzdem aber ist die Weise deutschen Ursprungs. Als der Kurfürst von Hannover im Jahre 1714 als Georg I. den englischen Königsthron bestieg, und seine Krönung am 31. Oktober desselben Jahres zu London stattfand, ward der sich daselbst aufhaltende deutsche Komponist G. F. Händel ersucht, die Ankunft des neuen Regenten durch sein Talent zu feiern. Händel wählte nun, wie man allgemein annimmt, aber bis jetzt nicht völlig bewiesen hat, einen altfranzösischen Text, den er sich ins Englische übertragen ließ und dann in Musik setzte. So entstanden Text und Melodie: „God save the king“, mit denen Georg I. in Westminster empfangen ward, und die von da an die englische Nationalhymne bildeten. Von England kam nun Lied und Melodie nach Hannover und wurde hüben und drüben zu Ehren des gemeinsamen Regenten gesungen. Ein deutscher Text zu der immer beliebter gewordenen Melodie entstand erst reichlich 70 Jahre später, und zwar wiederum zu Ehren eines außerdeutschen Fürsten

von einem Deutschen. Der schleswig-holsteinische Advokat Heinrich Harries in Flensburg, der in seinem engeren Vaterlande durch manche sinnige Gelegenheitsgedichte bekannt geworden ist, veröffentlichte zum 29. Januar 1790, dem 53. Geburtstage Christians VII., Königs von Dänemark, der sich auf dem Schlosse Glücksburg aufhielt, in dem „Flensburger Wochenblatt für Jedermann“ nach der Händel'schen Melodie „Ein Lied für den dänischen Untertan an seines Königs Geburtstag“. Das Original lautet folgendermaßen:

Heil Dir, dem liebenden,
Herrscher des Vaterlands!
Heil Christian Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein,
Heil Christian Dir!

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und erlösche nie
Für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Land.

Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n;
Liebe des Untertan's
Liebe des freien Mann's
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Sei noch, o Christian, hier,
Lange des Thrones Zier,
Des Landes Stolz!
Eifer und Mannestat,
Finde sein Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An Deinem Thron.

Tugend und Wissenschaft
Heben mit Mut und Kraft
Ihr Haupt empor!
Jede geweihte Kunst,
Reife durch Deine Gunst,
Jedes Verdienst erwarm'
An Deiner Brust!

In einem Aufsatze im „Militär-Wochenblatt“ aus dem Jahre 1871 oder 1872, dem wir auch die nachfolgenden Daten entnehmen, wird diesem Texte irrtümlich der Titel „Königslied“ gegeben. Die Nummer des „Flensburger Wochenblattes“ vom 29. Januar 1790 trägt aber die von uns angegebene, allerdings etwas langatmige Überschrift. Der Text hat, wie eine Vergleichung mit dem gegenwärtigen Wortlaut des Liedes ergibt, manche Veränderung erlitten. Sie stammen aus Berlin und aus dem Jahre 1793. Der Großvater des Kaisers Wilhelm I., der preußische König Friedrich Wilhelm II., kehrte im Dezember 1793 aus dem Feldzuge gegen

Frankreich zurück. Er hatte sich an der Schlacht bei Kaiserslautern und an der Belagerung von Mainz beteiligt und wurde als heimkehrender Sieger gefeiert. Die damalige Berliner „Haude und Spener'sche Zeitung“ begrüßte ihn in ihrer Nummer vom 17. Dezember 1793 dadurch, daß sie das alte Harries'sche Lied an ihrer Spitze abdruckte. Sie ließ aber nicht allein den Namen des Verfassers weg, sondern sie gab dem Text auch die jetzt übliche Form: „Heil Dir im Siegerkranz“ und den Titel eines „Berliner Volksgesanges“.

Inwieweit die Abänderung des ursprünglichen Textes eine glückliche war, wollen wir hier nicht untersuchen; die bedeutendste Veränderung erfuhren die vierte und fünfte Strophe, die in eine einzige zusammengezogen wurden. Sowohl der ursprüngliche Text des „Flensburger Wochenblattes“ als auch die Berliner Überarbeitung scheinen nicht sonderlich verbreitet gewesen zu sein, denn ungefähr 10 Jahre nachher konnte es ein Lübecker, Dr. Schumacher, wagen, das Lied mit ganz geringen Abweichungen aufs neue, und zwar als eigene Umarbeitung des bekannten englischen Liedes, mit dem der Text natürlich keine Ähnlichkeit hat, herauszugeben. Durch das Wiederbekanntwerden des Originaltextes von Harries ergab sich die Unwahrheit seiner Behauptung. Erst nach den Befreiungskriegen wurde das Lied recht eigentlich bekannt und allmählich volkstümlich, besonders die Melodie. Erst seit 1870/71 ist es aber im vollen Sinne des Wortes National- oder Kaiserhymne geworden.

Die Lichtmeß.

Der 2. Februar, der Lichtmeßtag, in Süddeutschland auch „Unser Frauentag der Kerzweihe“ genannt, ist das Fest der Mariä Reinigung, und zugleich das Fest der Darbringung Jesu im Tempel, bei welcher Gelegenheit der alte Simeon das Kind als den zukünftigen Messias pries. Von der Begegnung dieser beiden — Simeons, des Repräsentanten der tausendjährigen Verheißung, und Christi, der Erfüllung derselben — heißt es auch das Fest der Begegnung. Den Namen Lichtmeß erhielt es von der Sitte, an diesem Tage die Lichte, d. h. Kerzen zu weihen, die während des Jahres entweder zum Gottesdienst oder zum Gebrauch in der Familie bestimmt waren.

Die Sitte, Kerzen beim Gottesdienste zu brennen, leiten einige aus dem Judentum ab, andere meinen, sie sei dadurch entstanden, daß man zur Zeit der Christenverfolgungen genötigt war, in den Katakomben beim Scheine der Kerzen sich zum Gottesdienste zu versammeln. Das Fest ist nach einigen Nachrichten um die Mitte des 5. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Marcian in der griechischen Kirche aufgekommen, und zwar zuerst in der Diözese Jerusalem. Als dann zu Konstantinopel eine ansteckende Seuche wütete, und andere Unglücksfälle über das Volk hereinbrachen, verordnete Kaiser Justinian, am 2. Februar das Begegnungsfest feierlich zu begehen. Die Römer feierten im Februar vier öffentliche Feste, die natürlich mit Einführung des Christentums aufhörten. Eines derselben war das der Februalien, die Reinigung des Volkes, welches auf den 21. Februar fiel. Es war eine Art Totenfeier, um die Seelen der Verstorbenen zu versöhnen und die Sünden der Lebenden hinwegzunehmen; daher hieß es Februatio, d. h. Reinigung. Die Reichen veranstalteten an diesem Tage kostspielige Totenopfer, denen sich reichliche Mahlzeiten anschlossen. Ärmere legten wenigstens Blumen und Früchte oder mit Salz vermischtes Opfermehl auf die Gräber der Angehörigen. Man zündete Pechfackeln an, streute fein gestoßenen Schwefel und Harz in die Flamme und durchräucherte das Haus, um dadurch die bösen Geister von demselben fernzuhalten. Den Rest der Fackeln verbrannte man und warf die Asche stillschweigend über den Kopf in ein fließendes Wasser. Die Tempel blieben verschlossen, und auf keinem Altar, auch nicht auf denen der Hausgötter, durfte ein Feuer angezündet werden. Ovid* meint, Äneas habe das Fest seinem Vater Anchises zu Ehren gestiftet, ein Beweis, welches hohe Alter man demselben zuschrieb. Die drei anderen Feste waren Lustrations-, d. h. Reinigungsfeierlichkeiten.

Die Christen der ersten Jahrhunderte feierten nun etwa um dieselbe Zeit das oben genannte Fest der Darbringung Christi im Tempel und die Reinigung der Maria durch das dargebrachte Opfer zweier Turteltauben.** Auch bei dieser Feier brachte man Kerzen als Zeichen der Verehrung dar, was auf die Worte des alten Simeon, der das dem Herrn dargestellte Kind Jesu „ein Licht zu erleuchten die Heiden“ nannte, gedeutet wird. Beide Feste gingen nebeneinander

---

* Vergl. Ovid, Fasti II, p. 557 ff.

** Luk. 2, 23—32.

her, das eine in heidnischen, das andere in christlichen Kreisen gefeiert. Als aber das Christentum allmählich über das Heidentum siegte, da verschmolzen manche Bräuche der beiden Feste miteinander, vor allem der Gebrauch des Lichterbrennens, da er beiden gemeinschaftlich war. Der Abbé Müssard in seiner „Gründlichen Vorstellung der aus dem Heidentum in die Kirche eingeführten Gebräuche“* hat gewiß recht, wenn er sagt: „Warum hat die Kirche verordnet, brennende Lichter an diesem Tage in den Händen zu tragen? Um eine irrige, d. h. heidnische Gewohnheit aufzuheben. Weil es nun eine schwere Sache ist, so tief eingewurzelte Gewohnheiten zu lassen, so wurde diese Feier dahin verändert, daß die Christen an diesem Tage, d. h. ursprünglich am 21. Februar, mit geweihten, brennenden Lichtern um die Kirche ziehen sollten zu Ehren der Mutter Gottes.“ Von dieser Veränderung ab hörten die heidnischen Feste auf. Wann das gewesen, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, weil nach der einen Überlieferung Papst Sergius (687) und nach der anderen Papst Gelasius (492—496) das Lichtmeßfest eingesetzt haben soll. Die letztere gilt indessen als die glaubwürdigere. Die Verlegung des Festes vom 21. auf den 2. Februar ergab sich von selbst nach dem Datum des Weihnachtsfestes. Es sind genau 40 Tage, wie sie das mosaische Gesetz vorschrieb. Nicht ohne symbolische Bedeutung ist es, daß der Tag vor Lichtmeß der heiligen Brigitta geweiht wurde, denn sie ist die Personifikation des Lichtes und wird deshalb immer mit einer Flamme über dem Haupte abgebildet. Die Weihe der Kerzen, die besonders zu St. Peter in Rom sehr feierlich vorgenommen wird, und nach der das Fest seinen jetzigen Namen erhielt, ist übrigens späteren Ursprungs, als die Einführung des eigentlichen Festes. Mit den Lustrations- oder Reinigungsfesten waren in Rom feierliche Umzüge mit brennenden Fackeln verbunden, die, wie Papst Innocenz III. († 1216) meint, zu Ehren der Göttin Ceres geschahen, um anzudeuten, daß diese einst ihre geraubte Tochter Proserpina mit brennenden Fackeln gesucht habe. Dieser Gebrauch wurde christianisiert.

In Deutschland fand das Fest wohl erst im 8. Jahrhundert Eingang. Im Elsaß muß der Lichtmeßtag früher sehr feierlich begangen worden sein, denn derjenige des Jahres 1276 war sogar dazu bestimmt, die Stätte zu weihen, auf der sich das Straßburger

* Seite 109.

Münster erheben sollte. Ein Streit der Arbeiter und ein daraus entstehender Mord veranlaßten die Verschiebung um 11 Tage, also auf den 13. Februar. Auch Konrad von Dankrotzheim erwähnt in seinem um 1430 erschienenen Namenbuch das Fest als „unser Frauen Lichtmeß.“ Auch eine ganze Reihe von meistens uralten Bräuchen und Redensarten, zu denen besonders das Elsaß seinen nicht geringen Beitrag liefert, weil sie sich dort länger erhalten haben als anderswo, knüpft sich an den Lichtmeßtag. Zunächst werden die an diesem Tage geweihten Kerzen das ganze Jahr hindurch aufbewahrt und als Schutzmittel gegen allerlei Unglücksfälle gebraucht. Sie werden z. B. im Ober-Elsaß während eines Gewitters angezündet, und in der Gegend von Zabern setzt man solche geweihte Kerzen den Kranken auf den Nachttisch und hofft ruhigen Schlaf und Genesung dadurch zu erlangen. Ein anderer Brauch ist im Badischen üblich; nämlich man versengt jedem Hausgenossen am Lichtmeßtage ein wenig von seinem Haar; das schützt gegen Krankheit. Derjenige aber, bei dem das Haar nicht Feuer fangen will, muß in demselben Jahr sterben. Ähnliche Gebräuche werden aus fast allen Gegenden berichtet, besonders Bayern scheint reich daran zu sein.

Da Lichtmeß in die Mitte zwischen Winter und Frühlingsanfang fällt, so gilt dieser Tag als Grenzscheide zwischen der Winterbeschäftigung, dem Spinnen, und den ersten Frühlingsarbeiten im Garten und Feld mit Hacke und Schippe. Darauf deutet der bekannte Volksspruch:

„Lichtmeß, Spinnen vergeß,
’s Rädel hinter die Tür,
’s Hackmesser ’r vuer.“

oder in einer anderen Leseart mit Anspielung darauf, daß nun die Tage länger werden:

„Lichtmeß, Spinnen vergeß,
Bei Tag zu Nacht eß!“

In fast allen Gegenden gibt es ähnliche Redensarten, z. B. in Norddeutschland, wo man die kurzen Tage des Winters noch mehr als bei uns empfindet, ruft man am 2. Februar freudig aus:

„Um Lichtmeß fangen die Tage an zu längen,
Und der Winter fängt an zu strengen.“

oder:

„Wenn die Tage langen,
Kommt der Winter gegangen.“

Ferner weiß der Lichtmeßtag merkwürdig Bescheid über die Witterung des künftigen Jahres. Ein alter, wahrscheinlich von den Mönchen gedichteter lateinischer Spruch lautet:

„Si sol splendescat Maria purificante,
Major erit glacies post festum quam fuit ante.“

Zu Deutsch:

Wenn die Sonne am Tage Mariä Reinigung glänzt,
Wird das Eis nach dem Feste stärker als es vorher war.

Ein 1682 in Basel erschienener Almanach bringt aus dem französischen Juragebiet folgende Verse:

„Selon les anciens se dit
Si le soleil clairement luit
A la Chandeleur (Lichtmeß), vous verrez
Qu'encore un hyver vous aurez!
Pourtant gardez bien votre foin,
Car il vous sera de besoin:
Par cette règle se gouverne
L'ours qui retourne en sa caverne.“

Zu Deutsch etwa:

Den Alten zufolge sagt man, wenn die Sonne am Lichtmeßtage hell leuchtet, so werdet ihr sehen, daß noch ein Winter kommt. Darum hütet euer Heu, denn ihr werdet es nötig haben. Nach dieser Regel richtet sich (auch) der Bär, der in seine Höhle zurückkehrt.

Im Anschluß an das oben erwähnte lateinische Original sagt der Engländer:

If Candlemas is fair and clear,
There will be two winters in the year;
(Ist Lichtmeß schön und klar,
Gibt es zwei Winter in einem Jahr.)

In Hannover heißt es in ähnlicher Weise:

„Scheint Lichtmeß die Sonne klar,
Gibt's Spätfrost und kein fruchtreich Jahr.“

In Thüringen und wo sonst viel Flachs und Hanf gebaut wird, sagt man:

„Lichtmeß hell und klar,
Gibt ein gutes Flachsjahr.“

Ähnlich heißt es in einem alten Kalender aus dem Jahre 1744 als Haus- und Bauernregeln:

„Wenn auf Lichtmeßtag die Sonne scheint, so ist noch großer Schnee zu erwarten, es soll auch der Flachs wohl gedeihen.“

„So viel Tage die Lerche vor Lichtmeß singt, so viel Tage schweigt sie hernach still.“

Denselben Sinn, nämlich, daß am Lichtmeßtage nicht schönes Wetter sein darf, hat eine englische und auch friesische Sitte, am Lichtmeßtage ein Bund Stroh zu einer weiblichen Figur zusammenzubinden und ins Freie zu stellen. Wird sie naß, so gibt's ein gutes Jahr, bleibt sie dagegen trocken, so gibt es viele taube Ähren. Ganz im Gegensatz zu dieser Auffassung sagt man aber in Holstein:

„Lichtmeß hell und klar,
Gibt ein gutes Kornjahr."

Im Elsaß und den angrenzenden Weinländern glaubt man dagegen:

„Lichtmeß feucht und naß,
Gibt viel Wein ins Faß."

In Bayern und den Donaugegenden heißt es:

„Wenn Lichtmeß im Klee, ist Ostern im Schnee
Lichtmeß hell, schind't dem Bauer das Fell,
Lichtmeß dunkel, macht den Bauer zum Junker."

In noch anderen Gegenden heißt es wieder in ähnlichem Sinne:

„Lechmiß lecht (d. h. licht, hell, klar), is de Buer en Knecht.
Lechmiß dunkel, is de Buer en Junker."

In Schlesien, Preußisch-Polen, und wo es sonst noch Wölfe gibt, pflegt man zu sagen:

„Zu Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Schafstalle, denn die Sonne."

Offenbar von einem Jäger rührt der folgende Spruch her:

„Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeß-Woche,
Geht auf vier Wochen er wieder zu Loche."

Aber merkwürdigerweise sagt man in Thüringen* gerade das Gegenteil und behauptet, „wenn um Lichtmeß der Dachs noch im Loche bleibt, kommt später noch Kälte." Da Lichtmeß nicht selten ungefähr mit Fastnacht zusammenfällt, so gehört auch der Spruch:

„Trockene Fasten, gutes Jahr"

hierher; es sei denn, daß ein Schalksnarr ihn erfunden hat, der damit sagen wollte: Wer um Fastnacht sich möglichst trocken hält, d. h. an den Trinkereien und Schmausereien, die viel Geld kosten, nicht teilnimmt, sondern sein Geld spart, wird ein gutes Ende haben, d. h. reich werden. Wenn man es recht bedenkt, hat der Schalk recht und ist gar kein so großer Narr.

In allen diesen Volkssprüchen und Redensarten liegt oft scheinbar ein Widerspruch, der sich aber leicht löst, wenn man bedenkt,

* Vergleiche Pröhle, Kirchliche Sitten, Anhang.

daß dieselben, namentlich soweit sie Wetterregeln sind, lediglich auf lokalen Verhältnissen beruhen. Die sind nun eben in den verschiedenen Gegenden natürlich ebenso verschieden, und auch mit Bezug hierauf behält das alte Sprichwort recht:

„Dem einen sein Brot,
Ist dem andern sein Tod!“

Was die kirchliche Bedeutung des Lichtmeßtages anbetrifft, so ist dieselbe in der katholischen und protestantischen Kirche, soweit die letztere in ihrer strengeren Richtung überhaupt den Tag noch kirchlich begeht, ursprünglich ganz dieselbe gewesen. Als das sog. lateinische Kirchenjahr entstand, und alle Ereignisse aus dem Leben Jesu auf dasselbe verteilt wurden, weihte man den 40. Tag nach der Geburt Jesu einer zweifachen Erinnerung, erstens der nach dem mosaischen Gesetz* vorgeschriebenen Reinigung der Maria und zweitens der feierlichen Darstellung des Jesuskindes als des erstgeborenen Söhnleins der Maria. Die erste Bedeutung war besonders gegen die Doketen gerichtet, welche die leibliche Geburt Christi leugneten. Für sie war die Annahme eines Festes der Reinigung der Mutter des Herrn gleichsam die Besiegelung seiner wirklichen Geburt. Zugleich ward dadurch auch die abendländische Feier des Weihnachtstages am 25. Dezember, gegen die sich die Morgenländer so sehr sträubten, befestigt. Alt, und mit ihm andere Theologen, meinen deshalb, es seien weniger die zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Unglücksfälle gewesen, die Justinian zur Einführung des Festes bewogen hätten, als vielmehr die Absicht, „die orientalische Kirche mit der römischen Weihnachtsfeier zu befreunden.“ Die morgenländische Kirche war aber dem Marienkultus abhold, und um dem Feste eine bessere Aufnahme zu sichern, gab man ihm im ganzen Orient die zweite von uns angeführte Bedeutung, und nannte es ausdrücklich ein „Fest des Herrn.“ Der Patriarch von Konstantinopel († 828), Nikophorus, sagt deshalb auch, es sei die Begegnung des Heilands, welche der Kaiser als ein auf dem ganzen Erdkreis zu feierndes Fest angeordnet habe. In diesem Sinne feiert die griechisch-katholische Kirche das Fest noch heute, während die römisch-katholische es als Marienfest betrachtet und den Schwerpunkt auf die Reinigung der Maria und auf die Weihe der Kerzen legt. Luther

* 3. Mos. 12, 2 ff. Auf diesen Gegenstand des Festes bezieht sich auch die Sitte des Kirchgangs christlicher Wöchnerinnen.

behielt den Lichtmeßtag als Nebenfest bei, doch nur in der Bedeutung als Darstellungs- und Begegnungsfest. Er wollte, daß an diesem Tage das Abschiedswort Simeons, Luk. 2, 29—32, erklärt werden sollte und verfaßte selbst ein darauf bezügliches Lied: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.“ In ähnlichem Sinne wird das Fest noch heute von den Altlutheranern und einigen strengen protestantischen Sekten gefeiert, doch ist überall nur der auf den 2. Februar folgende Sonntag der Festtag.

Der Valentinstag.

(14. Februar.)

„To-morrow is St. Valentine's day,
All in the morning betime;
And I a maid at your window,
To be your Valentine!“

(Morgen ist St. Valentinstag,
Des Morgens in aller Früh;
Und ich die Jungfer am Fensterlein,
Zu sein das Liebchen Dein!)

So läßt Shakespeare* die Ophelia ein altes englisches Volkslied singen, das auf eine Sitte anspielt, die noch heute in ganz England und Schottland wohlbekannt ist, nämlich auf das sogen. Valentinwählen. Die englischen Mädchen, besonders auf dem Lande, glauben nämlich noch bis auf den heutigen Tag steif und fest, der erste Mann, den sie am Morgen des Valentinstags — 14. Februar — erblicken, werde einst ihr Ehemann, vorausgesetzt, daß derselbe weder mit ihnen in einem Hause wohnt, noch mit ihnen verwandt ist, oder gar schon eine Frau hat. Um aber dabei dem blinden Zufall nicht ganz anheimzufallen, bemüht sich die verliebte Jugend gegenseitig, denselben ein wenig zu korrigieren und es so einzurichten, daß immer nur die „Richtigen“ sich zuerst unter die Augen kommen. Liebebedürftige Jünglinge stellen sich deshalb oft schon vor Sonnenaufgang in der Nähe des Hauses, in dem die Geliebten wohnen, oder an Stellen, wo diese vorbeikommen müssen,

* Hamlet Act IV, Sc. 5.

auf, um so den ersten Blick zu erlangen. Wählerische Schönen dagegen machen bei ihren Morgengängen lieber weite Umwege, als daß sie einem Nichtersehnten zuerst begegneten. Um aber ganz sicher zu sein, den Richtigen zu treffen, setzen sie sich wohl des Morgens in aller Frühe mit geschlossenen Augen an das Fenster, bis sie die Stimme desjenigen hören, den sie gern möchten. Auf diese Sitte des „Fensterns", die noch vieler Orten in Deutschland besteht, spielt das englische Volkslied, wie es heute noch gesungen wird, offenbar in den älteren Anfangsworten: Good morrow! 'tis St. Valentine's day! an. Shakespeare hat das „Good morrow" lediglich deshalb in „To-morrow" geändert, weil die Szene am Vorabend des Valentinstags spielt. In den Städten hat sich die Sitte des Valentinwählens natürlich etwas verfeinert. Hier sendet man sich gegenseitig kleine, scherzhafte Neckereien, besonders Gedichte, die dann ebenfalls Valentine genannt werden. Sehr gebräuchlich sind dabei auch Karten mit zwei Herzen darauf, die von Pfeilen durchbohrt sind und die Unterschrift tragen:

„I am thine, and you are mine;
I am your dear loved Valentine."
(Ich bin Dein und Du bist mein,
Bin Dein geliebter Valentein.)

Um nicht als Überbringer des Valentins — falls man dies selbst besorgt — erkannt zu werden, pflegt man einen günstigen Augenblick abzuwarten, wenn die Haustür offen und unbewacht ist, um dann den Valentin, d. h. die Karte, an einem Apfel oder an eine Orange gebunden, unbemerkt hineinzuwerfen. Die weitaus meisten Valentins besorgt übrigens die Post, und der 14. Februar ist für die englischen Briefträger ein gar böser Tag, etwa wie bei uns der 1. Januar. Früher wurde sogar nicht einmal die gewöhnliche Mittagspause in der Bestellung innegehalten, und die Briefträger erhielten auf dem Postamte ein besonderes Mittagsessen, bestehend in Rostbraten und Bier, um sofort ihre Gänge wieder aufzunehmen. Jetzt ist dies aber abgeschafft. Da in England die Briefe durch eine Spalte in der Haustür auf die Diele geworfen werden, so benutzt die liebe Jugend dies zu einer Neckerei. Man malt in einem unbewachten Augenblick mit Kreide ein Viereck in Form eines Briefes auf den Boden und klopft dann an die Tür, um glauben zu machen, der Briefträger sei da. Aus wohlgeborgener Ecke wird dann der- oder diejenige, die sich nach dem vermeintlichen Briefe bückt, weidlich ausgelacht.

Eine andere Sitte ist folgende:

Die jungen Leute eines Ortes kommen am Vorabend des Valentinstags zusammen, und jeder schreibt seinen Namen auf einen besonderen Zettel. Die Namen der Mädchen werden nun unter den jungen Männern, und die der Männer unter den jungen Mädchen verlost. Die auf solche Weise zusammengekommenen Paare sind bis zum nächsten Feste Valentin und Valentine und halten sich bei Festlichkeiten mehr oder weniger als solche zueinander. Dieselbe Sitte bestand früher auch im nördlichen Frankreich und sogar in Lothringen, ist aber jetzt größtenteils verschwunden.

Von der Sitte, sich durch das Schicksal den Gatten vorher bestimmen zu lassen, berichtet schon ein lateinischer Dichter des 5. Jahrhunderts (?) namens Hospinian in seinem Werke über den Ursprung der christlichen Feste. Er sagt, die jungen Mädchen legen Zwiebeln, deren jede einen gewissen Namen, bezw. eine gewisse männliche Person bedeutet, in die Nähe des Ofens und beobachten dann, welche derselben zuerst keimt. Der Jüngling, den sie sich unter der Zwiebel gedacht haben, wird dann einst ihr Mann.

Die betreffende Stelle lautet:

> Quatuor accipiunt caepas, vel quinque vel octo,
> Atque induunt certum nomen, prae aliisque cupitum,
> Quisque dein propter fornacem ex ordine ponunt.
> Et quae prima suum protrudit caepula germen,
> Illius haud dubie nomen quoque sponsus habebit.

Zu Deutsch:

Vier Zwiebeln nehmen sie oder fünf oder acht, jeder legen sie einen Namen bei und vor allen den gewünschten, und legen (dieselben) dann neben den Ofen der Reihe nach. Und das Zwiebelchen, das zuerst seinen Keim hervortreibt, dessen Namen wird ohne Zweifel auch der Verlobte haben.

Der berühmte englische Gelehrte Buchanan (gest. 28. Sept. 1582) sagt in seinem unter dem Titel Poemata et Tragoediae 1628 in Löwen erschienenen Werke, daß am Valentinstage, wo das Licht wieder erscheint, d. h. die Tage wieder bemerkbar länger werden, und wo die Vögel sich bereits ihren Gefährten auswählen, die Mädchen es den Vögeln nachmachen und sich durch das Los ihre Liebsten vorher sagen lassen.

Es heißt dort Seite 372:

> Festa Valentino rediit Lux —
> Quisque sibi Sociam jam legit ales Avem.
> Inde sibi Dominam per Sortes quaerere in annum
> Mansit ab antiquis mos repetitus avis,
> Quisque legit Dominam, quam casto observet amore.

Zu Deutsch:

Das festliche Licht ist am Valentinstage wiedergekehrt, jeder Vogel hat sich schon die geflügelte Gefährtin auserlesen. Daher ist, sich durchs Los fürs Jahr die Herrin zu suchen, geblieben als Sitte, von den alten Ahnen hergeleitet; jeder erliest sich eine Herrin, um sie in keuscher Liebe zu verehren.

Die Anschauung, daß die Vögel sich am Valentinstage paaren, kehrt in der englischen Poesie vielfach wieder. Shakespeare läßt im Sommernachtstraum* Theseus, in Bezug auf seine Verlobte sagen:

— — St. Valentine ist past;
Begin these wood-birds but to couple now?

(St. Valentin ist schon vorüber;
Sollen die Waldvögelein allein beginnen sich zu paaren?)

Auch John Gay** sagt in seinem Rural Sports:

Last Valentine, the day when birds of kind
Their paramours with mutual chirpings find,
I early rose, just at the break of day,
Before the sun had chas'd the stars away
A-field I went, amid the morning dew,
To milk my kine (for so should house-wives do.)
Thee first I spied, and the first swain we see,
In spite of Fortune, shall our true love be.

Zu Deutsch:

Am vorigen Valentinstage, wenn Vögel aller Art durch gegenseitiges Zwitschern ihre Liebsten wählen, erhob ich mich früh, gerade bei Anbruch des Tages, noch ehe die Sonne die Sterne vertrieben hatte. Ich ging aufs Feld, mitten im Morgentau, um meine Kühe zu melken — denn so sollen Hausfrauen es machen — da sah ich Dich zuerst, und der Jüngling, den wir zuerst erblicken, soll, dem Schicksal zum Trotz, unser Treugeliebter (Bräutigam) sein.

Ein alter englischer Vers, den York*** ebenfalls anführt, lautet:

Oft have I heard both youth and virgins say,
Birds choose their mates, and couple too this day:
But by their flight I never can divine
When I shall couple with my Valentine.

Zu Deutsch:

Ich habe oft sowohl Jünglinge als Jungfrauen sagen hören, daß an diesem Tage die Vögel ihre Gatten wählen und sich paaren. Aus ihrem Fluge aber kann ich niemals vorhersehen, wann ich meinen Valentin finden werde.

Der alte Volksglaube, der in den vorstehenden Versen seinen Ausdruck findet, beruht auf dem Umstand, daß sich tatsächlich um Mitte Februar die Vögel zu paaren und einen geeigneten Nestbau zu suchen beginnen, wie denn überhaupt um diese Zeit die ganze

---

* Act. IV, Sc. 1. ** Gest. 4. Dezember 1732. *** Festkalender Seite 162.

Natur zu neuem Leben erwacht. In Bezug auf das Ausschlagen der Bäume sagt schon die alte Bauernregel:

„Fabian, Sebastian, läßt den Saft in die Bäume gahn."

Die Indier haben ihn — diesen Volksglauben — sogar zur Schaffung eines Festes benutzt. Sie hatten einen Tag, der ungefähr unserem 14. Februar entspricht, ihrem Gotte Polear, dem Gotte der Ehen, geweiht und diesen Tag zu ehelichen Verlöbnissen bestimmt. An diesem Tage, sagen ihre heiligen Bücher, fallen drei Tropfen vom Himmel auf die Erde; der erste verdampft in der Luft, der zweite fällt ins Wasser und der dritte auf die Erde. Der erste weckt die Zeugekraft der Atmosphäre, der zweite die des Tierreichs und die dritte die des Pflanzenreichs. Den Namen des Gottes Polear leitet Nork von dem Sanskritworte Pal, d. h. blühen, ab. Auch den Namen Valentin auf diese Wurzel zurückführen zu wollen, wie er es gleichfalls versucht, dürfte doch etwas gewagt sein.

Zum Schluß sei auch noch der heilige Valentin erwähnt, dessen Namen dieser Tag führt. Es gibt nicht weniger als sechs Heilige dieses Namens, doch wird der älteste derselben, der ein Priester zu Rom war und im Jahre 269 n. Chr. dort enthauptet worden sein soll, als der Märtyrer des 14. Februar angesehen. Die Legende berichtet von ihm, er habe Kaiser Claudius II. zum Christentum bekehren wollen, sei aber von ihm dem Richter Asterius zur Aburteilung überwiesen worden. Als er in dem Verhör vor demselben Jesus Christus das wahre Licht der Welt nannte, verstand Asterius diese Rede von dem natürlichen Lichte und sagte: Ich will eine Probe sehen, ob er jeden Menschen erleuchtet und wirklich ein Gott ist. Ich habe eine Pflegetochter, welche seit zwei Jahren blind ist. Wenn Du sie sehend machst, so werde ich tun, was Du willst. Das Mädchen ward gebracht und Valentin betete zum Herrn, daß er dem Mädchen das Licht ihrer Augen wiedergebe und zugleich auch sie mit dem Lichte der Erkenntnis des wahren Glaubens erfüllen möge. Die Blinde wurde sofort sehend und Asterius ließ sich mit seiner ganzen Familie taufen. Als Claudius dies vernahm, ließ er nicht nur Valentin, sondern auch den Richter enthaupten.

Diese Legende ist wiederum ein Beweis, wie sinnig die Kirchenväter des 3. und 4. Jahrhunderts die Tatsache des zunehmenden Lichtes in der Natur auf das Aufgehen des geistigen Lichtes des Glaubens zu deuten wußten.

Petri Stuhlfeier.

Der 22. Februar ist im katholischen Kalender mit dem Namen „Petri Stuhlfeier“ bezeichnet, und in der römisch-katholischen Kirche feiert man an diesem Tage ein Fest zur Erinnerung an die Besteigung des ersten Bischofsstuhles in Rom durch den Apostel Petrus. Der Tradition zufolge soll Theophilus, Statthalter von Antiochien, derselbe, für den Lukas sein Evangelium und die Apostelgeschichte schrieb, das Fest zuerst angeordnet haben, und zwar als sog. antiochenische Stuhlfeier, da der Apostel Petrus zuerst Bischof von Antiochien gewesen sein soll, ehe er nach Rom kam. Hier, d. h. in Rom, feierte man um jene Zeit die heidnischen Feralien, das Fest der Manen, an welchem man den Toten opferte. Es waren mit diesem Feste nicht allein üppige Mahlzeiten verbunden, sondern man setzte auch den Toten allerlei Speisen und Getränke hin, um die bösen Geister zu versöhnen. Aus diesem Totenfest ist unsere Petri Stuhlfeier entstanden und wurde vielleicht gar mit Rücksicht hierauf Festum B. Petri Epularum genannt, da das erwähnte Totenfest „a ferendis epulis“ seine Benennung erhalten haben soll. Die Feier fand ursprünglich am 18. Januar statt, wurde aber später durch Papst Paul IV. im Jahre 1558 auf den 22. Februar verlegt, welchen Tag man schon lange neben der antiochenischen Stuhlfeier als Festum cathedrae Petri gefeiert hatte. Zur Zeit Leos I. soll es bereits in Rom gefeiert und mit dem Manenfest verschmolzen worden sein. Im Volksmunde hieß dieser Tag St. Peterstag, und dieser Name hat sich bis heute erhalten. Auch in Deutschland feierte man gegen das Ende des Februarmonats ein Opferfest, das wahrscheinlich der Sonne geweiht war. Es hatte den Namen Spörkelfest und wurde spurcalia latinisiert. Der Hornung oder Februar hatte in einigen Gegenden, z. B. in Westfalen, Hannover und Holstein, auch den Namen Spörkel- oder eigentlich Sprökelmonat; das Wort „Sprock“, „Spröckel“ oder „Sprökel“ bedeutet das dürre Holz der Bäume, das im Winter abfällt. In den waldreichen Gegenden wird noch heute dieses in Süddeutschland „Leseholz“ genannte Brennmaterial gegen Ende Februar oder Anfang März, wo der Bauer die Winterarbeit getan hat und auf dem Acker noch nichts anfangen kann, gesammelt, um im Sommer als „leichte“ Feuerung zu dienen. Auch wird um diese Zeit das trockene Holz aus den Ästen der Obstbäume

entfernt. Da dies gewissermaßen nach harten Wintertagen die erste Arbeit im Freien war, so ist es nicht zu verwundern, daß man der Sonne, als der Gottheit des Sommers, dabei ein Opfer darbrachte. In einigen Gegenden sollen sich noch Gebräuche von diesen Spörkelfesten erhalten haben.

Sowohl in Rom als in Deutschland wurde das christliche Fest Petri Stuhlfeier besonders gepflegt, um die alte heidnische Feier zu verdrängen. Das gelang jedoch nur sehr schwer. Auf der Synode von Tours wurde noch im Jahre 567 dagegen geeifert, daß man zwar vormittags als gute Christen zur Kirche komme und das heilige Abendmahl empfinge, nachher aber Speisen auf die Gräber der Toten legte, und im 12. und 13. Jahrhundert hieß es noch Festum epularum oder Petri epularum festum, und die alten Chronisten nennen den Tag deshalb St. Peterszech.

Im Mittelalter war viel Streit darüber, ob der 18. Januar oder der 22. Februar der richtige Tag der Feier sei, da man annahm, der erstere sei derjenige der Stuhlbesteigung in Rom. Papst Paul IV. bestimmte aber, wie schon gesagt, daß die erste, d. h. diejenige von Antiochien maßgebend sei, und seit der Zeit wird das Fest allgemein am 22. Februar gefeiert. Auf das alte heidnische Fest der Manen deutet auch das Namenbuch des Konrad von Dankrotzheim, wenn es dort heißt:

„St. Peter trommelt an die Becken,
Daß er die Untier möge erschrecken."

Die Untiere sind die alten heidnischen Dämonen, und mit den Becken meint er die Kirchenglocken, vor deren Klang nach altem Glauben die altheidnischen Gottheiten zurückwichen und flohen. Denselben Glauben hat Kopisch in dem bekannten Gedicht „Des kleinen Volkes Überfahrt" behandelt. In einer Urkunde aus dem Jahre 1348 ist der St. Peterstag als Datum angegeben mit dem Zusatz „an dem man Meerrettich weihet." Diese erwähnte Notiz beruht auf der abschreckenden Vorstellung, welche die Alten von allen Rübengewächsen hatten. Schon die verschiedenen Benennungen der Rübe als rupa im Sanskrit, rhapys im Griechischen (auch rhaphanos), rib im Hebräischen und rapum im Lateinischen, welche Wörter gleichfalls Puppe, Popanz, Traumgestalt u. s. w. bedeuten, weisen darauf hin.* In der Symbolik ist die Rübe die Zankwurzel, und Griechen

* Vergl. Nork, a. a. O. S. 171.

und Römer straften den Störer des Ehefriedens mit der Übersendung eines Rettichs. Hieraus entstand die Sitte, die noch heute in Frankreich vorkommt, ungetreuen Ehemännern einen Kranz von Rüben und Rettichen vor das Haus zu hängen. Auch in Deutschland war während des ganzen Mittelalters das Geschlecht der Rüben, vor allem aber der Meerrettich, als zauberisch verrufen.* Das Wort Meerrettich kommt bekanntlich von mare und bedeutet Pferderettich und wurde mit Odins achtfüßigem Pferde in Verbindung gebracht. Darum ward der Meerrettich geweiht, d. h. unschädlich gemacht. In einigen Gegenden Bayerns, dem berühmten Rettichlande, soll diese Sitte noch nicht lange vergessen sein. Der schon mehrfach erwähnte Konrad von Dankrotzheim setzt zwischen St. Juliana (16. Februar) und Petri Stuhlfeier den Vers:

„Wenn St. Peter geht zu Stuhl,
Sucht der Storch nach dem Pfuhl."

Es muß aber bemerkt werden, daß dieser Frühlingsbote am 22. Februar doch eigentlich noch etwas früh kommt.

Ähnlich ergeht es den Schwalben, wenn sie dem Sprichwort folgen:

„Am St. Peterstag sucht der Storch sein Nest,
Und kommt von Schwalben der Rest."

Gewöhnlich sind die kleinen Tiere aber so klug, erst gegen Mitte März zu kommen, wenigstens in dem mittleren Teile von Deutschland.

Eine alte Wetterregel sagt:

„Wenn es friert auf Petri Stuhlfeier,
Friert es noch vierzehn mal heuer"

und Ähnliches behaupten die Westfalen vom St. Matthias, dessen Tag auf den 24. Februar fällt.

„Sankt Matthies
Brikt dat Jis
Findt he keins
Makt he eins."

oder auch:

„Nach St. Mattheis
Geht kein Fuchs mehr übers Eis."

---

* Auch die Sage vom „Rübezahl", dem bekannten Kobold des Riesengebirges, soll auf dieser Auffassung beruhen. Wie verrufen das Rübengeschlecht überhaupt war, erhellt auch daraus, daß aus der Rübe die sog. Galgenmännchen, die man im Mittelalter als Zaubermittel benutzte, geschnitzt wurden.

In Gegenden, wo viel Geflügelzucht getrieben wird, pflegt man um die Zeit unseres Festes den brütenden Gänsen und Hühnern die Nester zu bereiten und sagt deshalb: „sie gehen mit St. Peter zu Stuhl.“ Es läßt sich leicht ausrechnen, daß die im März ausgebrüteten Hühner dann gerade um die Zeit des ersten jungen Gemüses das richtige Alter erreicht haben, um auf dem Tische der Feinschmecker zu erscheinen. Aus diesem Grunde ist wohl die Redensart entstanden; auch mag man geglaubt haben, daß die am St. Peterstage zum Brüten gesetzten Hühner ganz besonders vom Glück begünstigt wären. Petri Stuhlfeier fällt häufig in die Fasten, und der Tag, der ehedem ein Festtag war, ist dadurch zu einem Fasttag geworden, wie schon Augustinus in seinen Predigten* sagt: „Was bei den Heiden ein Tag der Unmäßigkeit gewesen, ist bei den Christen zu einem Tag der Nüchternheit geworden.“

---

* Serm. 191 in Cathedr. S. Petri.



Die Karnevalszeit.

Die Narrenorden als Vorläufer des Karnevals.

Der Geckenorden zu Kleve und die Narrenmutter zu Dijon.

Die verschiedenen Lebensstellungen der Menschen sind ebensoviele Scheidewände zwischen ihnen, die sie hindern, einander näher zu treten. Diese Schranken haben das Bedürfnis der Menschen erzeugt, sich von Zeit zu Zeit loszulösen aus den engen Fesseln des täglichen Lebens, und ab und zu wirklich Mensch zu sein. Zu allen Zeiten hat es Verbindungen gegeben, die solchem Bedürfnis entgegenzukommen bemüht waren. Ernst und Scherz, diese beiden Angelpunkte des menschlichen Daseins, wurden ganz naturgemäß die Ausgänge solcher Verbindungen, und die Stifter der griechischen Mysterien berühren sich in diesem Punkte, so parador es auch klingen mag, und so weit sie auch sonst voneinander verschieden sind, mit den Gecken- und Narrenorden, die ihrerseits wieder als Vorläufer des Karnevals anzusehen sind.

Als eine der ältesten solcher Verbindungen wird der Geckenorden zu Kleve angesehen. Der Stifter dieser Geckengesellschaft war Graf Adolf von der Mark, geboren im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts als zweiter Sohn des regierenden Grafen von der Mark. Da sein älterer Bruder Engelbert dem Vater in der Herrschaft folgte, so wurde Adolf für den geistlichen Stand erzogen und 1363 zum Erzbischof von Köln erwählt. Er legte diese

Würde indessen später nieder und vermählte sich mit der Tochter des Grafen von Kleve. Als dieser im Jahre 1368 starb, nahm Adolf das Gebiet als Erbteil seiner Gemahlin in Besitz und regierte es bis an sein Lebensende. Am bekanntesten ist sein sich in allen ritterlichen Spielen auszeichnender Hof durch die Sage von Otto dem Schütz geworden, dem Graf Adolf seine einzige Tochter Elisabeth vermählte. Er muß übrigens bei seinen Zeitgenossen in hoher Achtung gestanden haben, denn die alte „Klevische Reichschronik" van der Schürens sagt von ihm:

Syn neye was neye gerechtig,
Syn ja was ja volmächtig;
Hay was fins ja gedechtig,
Syn grondt, syn mondt indrechtig.

Mit dem Grafen von Mörs und 35 anderen Herren aus der klevischen Ritterschaft stiftete dieser Graf Adolf von Kleve am Kunibertstage, den 12. November 1381, die genannte Geckengesellschaft. Der Stiftungsbrief, mit den Siegeln sämtlicher Stifter versehen, befand sich früher im Archiv zu Kleve, aus dem ihn Professor Flögel in seiner „Geschichte des Grotesk-Komischen" abdrucken ließ. Dieses in mehr als einer Hinsicht wichtige Dokument besagt im Auszuge: Das Ordenszeichen der Gesellschaft, das die Mitglieder stets auf den Kleidern gestickt trugen, stellte einen Narren dar, der eine rot-weiße Kappe mit gelben Schellen auf dem Kopfe hatte. Der Tag der Zusammenkünfte war der erste Sonntag nach Michaelis in einem bestimmten Hause zu Kleve, und diese Zusammenkünfte dauerten eine ganze Woche. Jeder, der nicht über 6 Tagereisen von dort entfernt war, mußte bei 3 alten Groten Strafe erscheinen. Dieselbe Summe hatte derjenige zu bezahlen, der überhaupt ohne Entschuldigung von den Versammlungen fernblieb oder das Ordenszeichen nicht immer trug. Dieselben — die Versammlungen — wurden mit einem Gottesdienste in der Frauenkirche eröffnet, um für diejenigen Mitglieder zu beten, die im Laufe des Jahres gestorben waren. Am ersten Versammlungstage wurden zugleich jedes Jahr ein König und sechs Ratsherren gewählt, die die Angelegenheiten der Gesellschaft besorgen mußten. Alle Mitglieder, die im Laufe des verflossenen Jahres in Streit geraten waren, sollten sich am ersten Tage der Zusammenkunft vor Sonnenuntergang miteinander versöhnen. Die Dauer der Gesellschaft wurde auf 12 Jahre festgesetzt.

Der „Geck von Silber" mit der Narrenkappe, sowie auch die spitzen Schnabelschuhe, die die Mitglieder trugen, sind Attribute, die noch heute jedem rechten Narren zukommen; dagegen meint Flögel, der eine Abbildung eines solchen Kleveschen Gecken gibt (aber leider ohne zu sagen, nach welcher Vorlage sie gezeichnet ist), die Fruchtschale, die die Figur in der Hand trägt, solle „die besondere Liebe, die einer gegen den andern hatte," bedeuten. Die Echtheit der Abbildung vorausgesetzt, erkennen wir in der Schale nur eine Art Füllhorn. Jedenfalls war die Gesellschaft eine recht lustige, bei der die Stifter vornehmlich den Zweck verfolgten, wie auch Möser in seinen „Patriotischen Phantasien"* meint, „daß der Herzog seine Durchlaucht, der Graf seine Exzellenz und der Ritter seine Gnade" für die Zeit der Zusammenkunft vergessen wollten. Daß die Gesellschaft sich trotzdem eine Art religiösen Anstrich gab, erklärt sich hinreichend aus dem Brauch des Mittelalters, alles, selbst Schlemmen und Schwelgen, mit der Religion in Verbindung zu bringen. Ein deutlicher Beweis für diese Verbindung sind noch heute die Tafellogen der Freimaurer, die auf den alten Gesellen-, Meister- und Zunftschmausen der Werkmaurer des Mittelalters beruhen. Auch auf die Kalandsbrüder dürfte hier zu verweisen sein, die ihrer Schmausereien wegen vom Volk sogar den Namen Festbrüder erhielten, und von denen sich in Westfalen und Ostfriesland noch heute Spuren erhalten haben.

Eine Fortsetzung, bezw. eine Erweiterung fand der Geckenorden im südlichen Frankreich und zwar höchst wahrscheinlich durch den burgundischen Statthalter Engelbert v. Kleve. Von dem Burgunderherzog Philipp dem Guten ist aus dem Jahre 1454 eine Urkunde erhalten, die eine solche lustige Gesellschaft unter dem sonderbaren Namen L'infanterie Dyonnoise oder die „Narrenmutter zu Dijon" in allen ihren Rechten und Pflichten bestätigt. Die Gesellschaft kommt in der Literatur auch unter dem Namen La Mère folie la Mère folle und Mater stultorum vor, und aus der Bestätigungsurkunde, sowie aus mehreren erhaltenen Rezeptions- und Institutionsakten, die größtenteils in burlesken französischen Knittelversen abgefaßt sind, geht hervor, daß es eine rechte Narrengesellschaft gewesen sein muß, die ihre deutsche Mutter am Rhein bei weitem übertraf. In einer solchen „Institution der Mutter Jean Fachon, Auditeur

* Band 2, Seite 242 ff., Ausgabe 1842.

de la Chambre" heißt es am Schluß, daß alle Narren der Welt ihm diese Würde verliehen hätten, und daß er stets bleiben sollte ein

> Fou folatrant, Fou lunatique,
> Fou chimerique, Fou fanatique,
> Fou jovial, Fou gracieux,
> Fou courtisan, Fou amoureux — — — —
> Fou sur la terre, Fou sur l'onde,
> Fou en l'air, Fou par tout le monde,
> Fou couché, Fou assis, Fou debout,
> Fou ça, Fou là, Fou par tout.

(Mutwilliger, verrückter, träumerischer, fanatischer, lustiger, reizender, höfischer und verliebter Narr — — — Narr zu Wasser und zu Lande, Narr in der Luft, Narr in der ganzen Welt, liegend, sitzend und stehend ein Narr, hier ein Narr, da ein Narr, ein Narr überall.)

So schließt das sonderbare Schriftstück, nachdem es 50 solcher verschiedenen Narrenarten aufgeführt hat.

Die Gesellschaft versammelte sich alljährlich zur Zeit der Fastnacht in einem Ballhause zu Dijon, welches La Poissonnerie, die Fischhalle, hieß. Vorher mußte aber der Zeremonienmeister, welcher le Fiscal vert genannt wurde, dazu die Erlaubnis der Stadt erbitten. Die Mitglieder trugen während des dreitägigen Beisammenseins Mützen in Grün, Rot und Gelb mit Schellen und Hörnern geziert. Jeder trug in der Hand einen Stock, der „Marotte" genannt wurde und als Knopf ein lustiges Narrengesicht führte. Das Oberhaupt der Gesellschaft hieß die Narrenmutter — daher auch der eine Name — und hatte einen vollständigen Hofstaat wie jeder regierende Fürst, und wie heutzutage auch Prinz Karneval. Die nicht chargierten Mitglieder hießen die Infanterie, und daher der zweite Name. Ihre Fahne zeigte eine Anzahl Narrenköpfe mit der Überschrift: Stultorum infinitus est numerus. (Die Zahl der Narren ist unendlich.)

Bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Gesellschaft examinierte es der Fiscal in Versen und dasselbe mußte in solchen antworten. Wenn man sich für die Annahme entschied, so setzte man dem Aufzunehmenden die Schellenkappe auf und ernannte ihn zum Ritter irgend eines fingierten Gutes mit scherzhaftem Namen. Am zweiten Tage der Zusammenkunft fand gewöhnlich ein großartiger Umzug statt, der ebenfalls mit unseren modernen Karnevalsumzügen einige Ähnlichkeit hat. Ein solcher Umzug wird von Flögel nach Tilliot etwa folgendermaßen geschildert: Der Marsch oder Aufzug, der nicht allein zur Karnevalszeit, sondern auch bei Hof-

festen, Vermählungen, Geburtstagen und anderen Anlässen in Szene gesetzt wurde, ging von dem Versammlungslokal aus. Fünfzig als Schweizer verkleidete „Künstler“ umgaben die Narrenmutter, die auf einem großen Wagen den Zug eröffnete. Der Hofstaat saß ebenfalls auf grotesk geputzten Wagen, die von sechs Pferden gezogen wurden, und deren jeder einen Postillon als Vorreiter hatte. Kutscher und Postillon trugen die dreifarbigen Narrenkleider, die Insassen des Wagens allerlei seltsamen Aufputz. Die Infanterie, die bei zwei verschiedenen Gelegenheiten einmal auf 200, ein anderesmal auf 400 angegeben ist, marschierte zu Fuß. Der ganze Zug bewegte sich durch die vornehmsten Straßen der Stadt, und vor dem Quartier des Gouverneurs, des Parlamentspräsidenten und des Maire wurde angehalten, und die Insassen des Wagens sagten allerlei lustige, aber auch satirische Verse her. Zwischen dem Hofstaat und der Infanterie marschierten vier Herolde mit gewaltigen Narrenstäben, ihnen folgte der Hauptmann der Infanterie und dann erst diese selbst in geschlossenen Reihen. Zuweilen scheint übrigens der ganze Zug auch zu Pferd und sogar mit Damen stattgefunden zu haben, die dann nach der angeführten Schilderung von sechs Pagen, zwölf Lakaien, dem Fähnrich, 60 Offizieren, Stallmeistern, Falkonieren, Jägern und einem Fähnlein von 60 Reitern begleitet waren. Sind das nicht unsere Fastnachtsumzüge, wie sie im Buche stehen? Ben Akiba behält eben immer recht: Es ist alles schon dagewesen!

Eine der letzten feierlichen Aufnahmen in diese Gesellschaft war die des Prinzen Heinrich von Bourbon im Jahre 1626. Das darüber noch vorhandene Dokument sagt am Schluß:

> Donné et souhaité à S. A.
> A Dijon, ou elle a été,
> Et ou l'on boit à sa santé
> L'an six cent mil avec vingt six,
> Que tous les Foux etoient assis.

(Gegeben und verliehen, an Seine Hoheit zu Dijon, woselbst sie gewesen ist, und wo man ihre Gesundheit getrunken hat im Jahre 1626, als alle Narren (dort) versammelt waren.)

Vier Jahre später, am 21. Juni 1630, ward die Gesellschaft aufgehoben und verboten, weil sich viele Mißbräuche eingeschlichen hatten, die wahrscheinlich in Schwelgereien und darauffolgenden Ruhestörungen bestanden, denn der Schluß des Auflösungsdekrets heißt „à peine d'être punis comme perturbateur du repos public.“
(Bei Strafe als Störer der öffentlichen Ordnung gestraft zu werden.)

Noch einmal durften die noch vorhandenen Mitglieder sich öffentlich versammeln. Das geschah bei der Geburt Ludwigs XIV., die sie in einem Aufzuge, wie den eben beschriebenen, verherrlichten. Im Jahre 1650 suchte man die Erlaubnis des Gouverneurs noch einmal nach, wahrscheinlich zur Liquidation. Die Erlaubnis wurde erteilt, aber die Versammlung war nicht öffentlich. Die Narrenmutter von Dijon, bezw. der Geckenorden, fand eine Fortsetzung in der sogen. Rat de pont, die der Kurfürst Joseph Clemens von Köln zu Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete und in den Hörnerträgern zu Rouen.

Der Orden der Hörnerträger.

Die Entstehung dieser lustigen Gesellschaft ist leider nicht bekannt. Die älteste Urkunde, die darüber existiert, ist ein Auszug aus den Gerichtsakten zu Evreux, in dem der dortige Bischofssekretär und Kämmerer Paul de Capranie dieselbe — auflöst. Es ist nur ein Glück, daß der Herr Kämmerer die Gründe, die ihn zu dieser Maßregel bewogen, ziemlich ausführlich angegeben hat, sonst würden wir allerdings bitterwenig über die lustigen Brüder wissen, die unseren Karnevalsnarren mit Kappe und Schellen recht ähnlich gesehen haben müssen, wenn wir anders dem Glossarium ad Scriptores mediae et infimae latinitatis des du Cange glauben dürfen, dem wir die meisten Nachrichten über den sonderbaren Orden verdanken. Der Name Conardorum oder Cornardorum soll von den Pfeifern und Hornbläsern hergeleitet sein, die im Französischen Corneurs genannt wurden, und welches Wort man in damaligem Latein mit Cornardi wiedergab. Allein eine spätere Erklärung* ist viel wahrscheinlicher. Darnach trugen die Mitglieder auf dem Hute einen Hasenschwanz und um den Hals einen Fuchsschwanz und sie hießen Caudinardi, d. i. Schwanzträger. Das erste Auftreten der Gesellschaft datiert wohl bis ins 13. Jahrhundert zurück, am üppigsten blühte sie aber im 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunders. Auch sie hatte gleich den übrigen Narrenorden, wie ja auch unser Karneval, den Hauptzweck: durch die Satire und Verspottung die Gegenwart und ihre Sitten zu bessern. Nach Art der Narrenorden wurde alljährlich, und zwar auf den Barnabastag — den 11. Juni —, der Oberst

* Siehe Flögel, Geschichte des Groteskkomischen, 1788.

und Vorgesetzte der Gesellschaft gewählt, der den Titel Abbas Conardorum, Abt der Hörnerträger, führte. Dieses Amt scheint ein sehr gesuchtes gewesen zu sein, denn als sich in Rouen zwei vornehme Familien um dasselbe stritten, sang man ein Lied, welches schloß:

Conards sont les Bussots, et non les Rabillis;
O fortuna potens, quam variabilis!

(Hörnerträger sind die Bussots und nicht die Rabillis; o mächtiges Glück, wie veränderlich bist du!)

Der gewählte Abt wurde in feierlichem Pomp und mit allerlei lächerlichen Zeremonien in der Kirche in sein Amt installiert und dann in Rouen auf einem Wagen, in Evreux auf einem Esel durch die Stadt geführt. Sämtliche Hörnerträger und das Publikum, welches damals zweifelsohne noch mehr Vergnügen an solchen burlesken Aufzügen fand, als heute, begleitete den mit Bischofsmütze und Bischofsstab versehenen Abt unter großem Getümmel, Lärmen und Jauchzen durch die Straßen. Auf dem Marsche ließen sie, wie echte Karnevalsmasken, ihre Spöttereien an allem aus, was ihnen begegnete. Was sich das Jahr über zugetragen hatte und sich nur einigermaßen zur Persiflierung oder Verspottung eignete, mußte herhalten. Man sieht, es war ganz wie bei uns, und der alte Ben Akiba behält wieder Recht. Ein kleines köstliches Lied ist in Rouen erhalten. Der dortige Prior des Klosters St. Taurin war ein großer Liebhaber von Schmausereien und besuchte zu diesem Zwecke oft die Frau v. Venisse, nach Flögel Priorin der Abtei St. Sauveur in der nämlichen Stadt, und flugs sangen die Hörnerträger vor seinem Kloster:

Vir Monachus in mense Julio
Egressus est e Monasterio
C'est Dom de la Bucaille
Egressus est sine licentia
Pour aller voir Donna Venisia
Et fair la ripaille.

(Im Monat Juli ging ein Mönch aus dem Kloster, es war Dom de la Bucaille. Er ging ohne Erlaubnis, um Donna Venisse zu besuchen und dort zu schmausen.)

Man sieht, nicht allein unserem spottlustigen Jahrhundert ist nichts mehr heilig, es war auch schon so im 15., und man tut auch heute noch wie damals am besten, wenn man gute Miene zum bösen Spiel macht und höchstens denkt: Was ein Esel — die Narren nannten sich auch so — von mir spricht, das acht' ich nicht; notabene, wenn's nicht wahr ist.

Natürlich artete die Sache allmählich aus, und die unschuldigsten Leute wurden in groben Spottgedichten nicht nur lächerlich gemacht,

sondern höchlichst an ihrer Ehre gekränkt, und deshalb hatten die Hörnerträger bald viele Feinde, die zunächst erwirkten, daß sie jedes Jahr zur Aufführung ihrer Satiren die Erlaubnis des Parlaments einholen mußten. In Evreux wurde die Gesellschaft durch das erwähnte Dekret des dortigen Episkopats etwa um 1450 aufgehoben. Als Gründe werden u. a. angegeben, daß die Mitglieder verschiedene Schlechtigkeiten, ja sogar Verbrechen („plusieurs maux, crimes, excés ou malfaçons, et plusieurs autres cas inhumains, au deshonneurs et irreverence de Dieu notre Créateur, de Saint Barnabé, et Sainte Eglise") begangen hätten. Wie lange die Gesellschaft noch in Rouen ihr Wesen trieb, ist nicht bekannt. Im Jahre 1541 erschien daselbst ein Buch unter dem Titel: „Le Recueil des Actes et Depêches faictes aux Haults-jours ed Conardie tenus à Rouen l'an 1540, avec le Triumphe de la monstre d'ostentation du magnifique et glorieux Abbé des Conards, Monarche de Conardie, le tout composé en ryme qu'en prose, 1541", und es scheint fast, daß dies der letzte Aufzug gewesen ist.

„Ohngeachtet dieses Fest", heißt es in einem Rundschreiben der theologischen Fakultät zu Paris,* „so unvernünftig als unchristlich war, fand es doch immer seine Verteidiger an alten Sündern, welche die löbliche Gewohnheit und das wohlbegründete Herkommen nicht wollten untergehen lassen. Sie sagten, unsere Vorfahren, welche große Leute waren, haben dieses Fest erlaubt. Wir feiern es nicht im Ernst, sondern bloß im Scherz, und um uns nach alter Gewohnheit zu belustigen; damit die Narrheit, die uns natürlich ist, und die uns scheint angeboren zu sein, dadurch wenigstens alle Jahre einmal ausdünste. Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht einmal das Spundloch öffnete und ihnen Luft machte. Nun sind wir alle übelgebundene Fässer und Tonnen, welche der Wein der Weisheit zerplatzen würde, wenn wir ihn durch immerwährende Andacht und Gottesfurcht fortgären ließen; man muß ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt." Trotz dieser Gründe wurden alle Narrenfeste, und damit auch das der Hörnerträger, durch Beschluß des Parlaments im Jahre 1552 aufgehoben.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gestaltete sich nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. das Leben an den Höfen weltlicher und geistlicher Fürsten zu einem gar üppigen. Am ärgsten trieb es wohl der Kurfürst **Josef Clemens** von Köln, der zu Bonn Hof hielt.

* Bei **Flögel** a. a. O. S. 166.

Hier wurde nur französisch gesprochen und so geschwelgt, daß selbst die Pariser, die zahlreich bei ihm verkehrten, sich darüber wunderten. Wenn er, wie häufig geschah, in Paris war, trieb er allerlei Allotria und Aprilscherze, deren uns Duclos in seinen Mémoires sur les mœurs du XVIII• siècle 1749 einige aufgezeichnet hat. Bei seinem Aufenthalt in Paris lernte Joseph Clemens auch die zahlreichen Gesellschaften kennen, die sich nach Aufhebung der Narrenorden überall in Frankreich gebildet hatten, und die vorzugsweise den Zweck hatten, die Schwelgereien und Schmausereien, in die sie schließlich ausgeartet waren, heimlich fortzusetzen. Solche Gesellschaften waren unter anderen auch La mère folle zu Dijon und das Regiment der Calotte zu Paris. War die erstere, die Narrenmutter von Dijon, eine rechte Mutter unseres Karnevals, so sollte es mich wundern, wenn der bis zum Jahre 1870 bestehende „Ulk“ in Haspe sich nicht ein Vorbild an dem Régiment de la Calotte genommen hätte. Die Patente des letzteren, die in einem 1726 zu Paris gedruckten „Recueil des Pièces du Régiment de la Calotte“ aufbewahrt sind, haben in Wesen und Zweck, wenn auch nicht in Form und Inhalt, sehr große Ähnlichkeit mit denjenigen, die in den 60er Jahren den Opfern unfreiwilliger Komik zuweilen im „Kladderadatsch“ ausgestellt wurden. An diesen oder ähnlichen Gesellschaften nahm der lustige Kurfürst gewiß oft teil, und ihre Schwelgereien und Schlemmereien, denn sie waren schließlich immer die Hauptsache, gefielen ihm über die Maßen, war er doch selbst ein so arger Trinker, daß es kaum jemand in seinem Kurfürstentum gab, der es mit ihm aufnehmen konnte. Er beschloß deshalb, auch eine solche Gesellschaft in Bonn zu gründen. Er gab ihr, aus welchen Gründen scheint nicht bekannt zu sein, den Namen Rat de pont. Es war im ganzen eine Nachahmung des Geckenordens in Cleve, den der Herzog Adolf von Cleve dort gegründet hatte, aber mit Anlehnung an die Einrichtung der Narrenmutter von Dijon, die er wahrscheinlich, da er nach der Schlacht bei Höchstädt (1704) und seiner Ächtung von Seiten des deutschen Kaisers sich im südlichen Frankreich herumtrieb, an Ort und Stelle kennen lernte. Durch den Frieden zu Baden (1714) wieder in sein Kurfürstentum eingesetzt, begann er nun ein Leben im bourbonisch=liederlichen Stile, von dem man sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen kann, und das wohl nur von demjenigen am Hofe Augusts des Starken übertroffen wurde. Sein ungeheurer Hofstaat — er hatte allein 150 Kammerherren — gab die Mitglieder, die Ratten, als deren Oberster er sich

betrachtete. Jeder hatte irgend ein fingiertes Amt, das er mit möglichster Gravität verwalten mußte, und es wurde immer ein solcher mit dem Amte betraut, der sich am wenigsten dazu eignete. Der Lahme zum Beispiel ward zum Läufer, der Stotterer zum Sprecher, der Blinde oder Taube zum Wächter bestellt u. s. w. Die Aufnahme in die Gesellschaft war eine feierliche und soll etwas Ähnlichkeit mit derjenigen der Freimaurer gehabt haben, die indessen nur darin bestanden haben dürfte, daß beide sich an alte Mysterienbräuche angelehnt haben. Vielleicht wollte man aber auch geradezu die Gebräuche der Freimaurer verspotten. Das Kennzeichen der Brüderschaft war eine dreifarbige Kappe, die mit Ratten bemalt war, die dem Neuaufgenommenen feierlich über die Ohren gezogen wurde. Darauf ward ihm ein Aufnahmediplom überreicht, in welchem ihm irgend eine eingebildete Rente beigelegt wurde, die er als Ratte beliebig benagen durfte. Wer gegen die Satzungen handelte, dem wurden allerlei komische Strafen auferlegt, von denen die schwerste die Einsperrung in die Rattenfalle war.* Wurde ein Mitglied in eine Geldstrafe verurteilt, was besonders wegen übler Nachrede geschah, so ward ihm, wenn er dieselbe nicht pünktlich bezahlte, eine Exekution von einigen Mann geschickt, die sich im nächsten Gasthofe auf seine Kosten einquartierten, oder auch in sein Haus drangen und darin nach Gutdünken schalteten und walteten, bis der Strafe Genüge geleistet war. Die Geldstrafen wurden zu den öffentlichen Umzügen verwendet, die um Fastnacht in möglichst burleskem Stile veranstaltet wurden und an denen der Kurfürst persönlich in der verschiedensten Kleidung teilnahm. Mit seinem Tode hörte die Gesellschaft auf. Die Akten derselben sind unseres Wissens noch nicht veröffentlicht, was insofern zu bedauern ist, als manche Untertanen unseres Prinzen Karneval gewiß daraus lernen könnten.

Im übrigen soll aber die Pariser Fakultät Recht behalten: die Menschen sind allzumal übel gebundene Weinfässer, und man muß wenigstens alle Jahre einmal das Spundloch öffnen, wozu um Fastnacht die beste Gelegenheit ist.

---

* Ähnliche Gebräuche finden sich auch bei den „Schlaraffen", und es wäre interessant zu untersuchen, ob man bei Gründung dieses Vereins in Prag vielleicht eine Anlehnung an die alte Bonner Gesellschaft beabsichtigt hat, oder ob die Übereinstimmung nur zufällig ist.

Fasten und Fastnachtsgebräuche.

Die geehrte Leserin und der gestrenge Leser fürchten nur nicht, ich wolle hier eine Lanze brechen für das Verdienstliche oder Überflüssige, ja auch nur für das Zweckmäßige oder Unzweckmäßige des Fastens. Das möge jeder mit sich selber ausmachen; hier soll es sich nur um die Entstehung dieser Sitte und um den Ursprung und die Bedeutung der noch heute mit der Hauptfastenzeit verbundenen Gebräuche handeln.

Eine ganze Reihe von Sitten und Gebräuchen zieht sich wie ein roter Faden aus dem Judentum heraus durch die Kultur unserer Zeit. Aber das Judentum ist nur der Durchgang, das Medium, durch das sie zu uns hinübergeleitet worden sind. Die Juden lernten von den Ägyptern, oder von Babyloniern, Assyrern und Persern, und diese wiederum von den Indiern. Und die Indier? nun, da hört eben meistens jede Spur auf. So ist es auch mit der Sitte des Fastens. Bei allen vorhin genannten Völkern war das Fasten, d. h. die Enthaltung von aller und jeder, oder von gewissen Speisen zu gewissen Zeiten, ein uralter religiöser Brauch. Jedes dieser Völker legte demselben aber, je nach seinen sittlich-religiösen Anschauungen, eine andere Bedeutung bei. Eine Bedeutung scheint aber allen gemeinsam gewesen zu sein, und dies war die sanitäre, die gesundheitliche Bedeutung. Sie war im Morgenlande, wo allzu üppige Ernährung des Körpers manche Gefahren für Gesundheit und Leben in sich barg, gewiß die hauptsächlichste, und Rücksicht auf die Gesundheit mag wohl überhaupt die erste Veranlassung der Fastengebote gewesen sein, und erst später wird man dann bei den verschiedenen Völkern das religiöse Moment hineingetragen haben. Als solche religiöse Momente treten uns besonders sieben, oder wenn man die ersten drei zusammenfaßt, fünf entgegen: 1) das Fasten ist eine Übung zur Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung, 2) es ist ein Mittel zur Förderung der Andacht, 3) eine Vorbereitung auf große Entschlüsse und Taten, 4) ein Zeichen der Trauer und des Schmerzes, und endlich 5) ein an und für sich verdienstliches Werk. Bei diesem Volk trat die eine, und bei jenem die andere Bedeutung mehr oder minder in den Vordergrund. Die Vedas, die ältesten uns bekannten religiösen Bücher der Indier, legen schon Fastenübungen zur Selbstverleugnung und Selbstpeinigung auf, und die Brahmanen

enthalten sich zu demselben Zwecke noch heute aller und jeder Fleischnahrung, und dem gläubigen Buddhisten kostet das selbstpeinigende Fasten nicht selten das Leben. Am strengsten und gewissenhaftesten fasteten die Ägypter. „Sie betrachten," sagt Herodot, „den Leib als Gefängnis der Seele, und je mehr derselbe beschränkt wird, desto freier wird sie, je üppiger aber der Leib ist, desto fesselnder ist er für die Seele." Dieser Gedanke führte selbstverständlich zu der größtmöglichsten Beschränkung der leiblichen Nahrung und somit auf das Fasten als ein Läuterungsmittel der Seele. Diesen Gedanken nahm nun Moses auf. „Auch soll Euch das ein ewiges Recht (Gesetz) sein: Am zehnten Tage des siebenten Monats sollt Ihr Euren Leib kasteien und demütigen", heißt es 3. Mose 16, 29. Damit ist der große Versöhnungstag gemeint, der Tag, an dem die Sünden des ganzen Volkes hinweggenommen und das Volk mit Jehova versöhnt wurde, der heutige Jom Kippur. Das war ursprünglich der einzige Fasttag der Israeliten. Seiner Grundbedeutung nach war das Fasten bei ihnen der Ausdruck der Demütigung vor Jehova und das Symbol der Trauer, und das ist es noch heute. „Sie saßen im Sack und in der Asche und taten Buße", heißt es in den nachmosaischen Büchern des alten Testamentes; und man glaubt, diese Zugabe von Sack und Asche sei assyrischen Ursprunges, denn der Prophet Jona berichtet diesen Umstand zuerst von den büßenden Niniviten. Das Exil wirkte, wie überhaupt auf das Judentum, auch besonders auf das Fasten umgestaltend. Es wurde nicht nur allgemeiner, sondern es kam auch die Auffassung auf, das Fasten sei an und für sich etwas Verdienstliches. Ohne Zweifel entstammte diese Auffassung der Askese des Orients. Diese faßte nämlich das Irdische an sich als den reinen unvermittelten Gegensatz des Göttlichen auf, und die Existenz des Menschen erschien ihr nach allen Seiten hin als eine Schranke der Göttlichkeit. Wer am wenigsten Genuß an dieser Existenz hatte, kam der Gottheit am nächsten. Dieser uralt-indische Gedanke, den wir auch in der sokratischen Philosophie wiederfinden, drang einige Jahrhunderte vor Christi Geburt auch in das jüdische Volk ein. In diesem Sinne fasteten die Pharisäer zweimal in der Woche, oder gaben wenigstens vor, es deshalb zu tun, und in diesem Sinne ist auch die Askese der Essäer aufzufassen. Überhaupt hatten die Talmudisten zur Zeit Christi das Fasten bereits in ein festes System gebracht, und neben den allgemeinen, der Erinnerung an nationale Unglückszeiten geweihten Fasten, gab es auch solche, die nur besonderer Familien-

erinnerung wegen gehalten wurden. Man fastete insgesamt an den Festtagen und am Tage der ersten Tempelzerstörung, aber jeder Einzelne auch an dem Todestage naher Verwandter. Nur ganz vorübergehend sei des Fastens der Griechen und Römer hier gedacht. Die letzteren faßten das Leben viel zu sehr von der realistischen Seite auf, als daß sie viel vom Fasten halten konnten, und die ersteren, die Griechen, hatten bei ihrer Enthaltsamkeit mehr die Schulung des Geistes, geistige Kräftigung und strenge Gewöhnung im Auge, als eine Übung der Religion. Dieselbe schrieb kein Fasten vor, und die Pythagoräer, die auf jede Fleischnahrung verzichteten, und fast nur von Brot, Honig und Wasser allein lebten, hatten sich diese Verbote wenigstens selbst gegeben und dabei, gleich wie bei der ebenfalls übernommenen Seelenwanderung, ohne Zweifel die altägyptische Idee von der durch den Leib gefesselten Seele zugrunde gelegt.

Wenden wir uns nun zum Christentum. Die Apostel und die von ihnen gestifteten Gemeinden kannten wohl nur einen einzigen Fasttag im Jahre, den Todestag des Erlösers, oder eigentlich den seiner Grabesruhe. Von Freitag Nachmittag um 3 Uhr — der mutmaßlichen Todesstunde — bis Sonntags früh — der Auferstehungsstunde — ward keinerlei Speise genossen. Gleichwie die Judenchristen aber die jüdischen Feste mitfeierten, so beobachteten sie in der ersten Zeit wahrscheinlich auch noch die alten jüdischen Fasten. Sie, die Judenchristen, waren es auch, die das Fasten von dem alljährlich wiederkehrenden Todestage bald auf den Wochentag ausdehnten und jeden Freitag fasteten. Wann dies geschehen, ist nicht mehr genau nachzuweisen, doch war schon im 2. Jahrhundert ein Streit darüber zwischen Juden- und Heidenchristen entbrannt, wie dies aus dem 2. Kapitel des Evangelisten Markus hervorgeht. Die Vertreter des Judenchristentums warnten überhaupt damals eindringlich vor dem heidnischen Laster der Unmäßigkeit, und dieses mag wohl hauptsächlich der Grund zur Verallgemeinerung des 40stündigen Fastens von Freitag bis Sonntag gewesen sein. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in den ersten Jahrhunderten die katholische, d. h. die allgemeine Kirche nur insoweit Wert auf das Fasten legte, als sie dadurch der weltlichen Ausgelassenheit entgegenarbeiten wollte, und daß die Idee, das Fasten sei ein an und für sich verdienstliches Werk, grade von den Häretikern ausging. Die ersten waren die Gnostiker. Sie sahen nach altägyptischer Auffassung die größte Glückseligkeit des Menschen in der Unterdrückung aller Leidenschaften. Sonderbarer

Weise aber machen die Kirchenväter jener Zeit grade ihnen die heftigsten Vorwürfe über Unsittlichkeit und Zügellosigkeit, und behaupten, ihre Theorien hätten mit der Praxis wenig harmoniert. Den Gnostikern folgten die Montanisten, die, ihren Hauptvertreter Tertullian an der Spitze, die fanatisch-asketische Richtung vertraten. In Tertullians Schrift „Vom Fasten“ wurden zuerst kirchliche Vorschriften über die verschiedenen Fastenzeiten gegeben, aber nicht allgemein befolgt, da schon damals die Neigung hervortrat, die Bestimmung der Fastenzeit jedem einzelnen Bischof zu überlassen. Die Montanisten scheinen wenigstens die von ihnen festgesetzten Fasten auch gehalten zu haben, das war aber durchaus nicht der Fall bei den Manichäern. Sie waren zwar stolz auf den Namen Enkratiten (Enthaltsame), Hydroparostaten (Wassertrinker) und Sakkophoren (Sackträger), die sie sich beilegten, aber in ihrem Leben zeigten sie sich nicht selten als die Sklaven der niedrigsten Sinnlichkeit. Bis in das 4. Jahrhundert hinein hielt die katholische Kirche die Freiheit des Fastens aufrecht und wollte von einem Zwange nichts wissen. Nun aber traten aus ihrer eigenen Mitte Männer wie Arrius und Eustatius auf, die gar keine an bestimmte Zeiten gebundenen Fasten dulden wollten, und da wurden auf dem Konzil zu Gangra 341 zum ersten Male allgemeine Fastenzeiten bestimmt. Der sehr erbittert geführte Streit über die Dauer der Fasten, der mit dem sog. Osterstreite parallel läuft, füllt mehr als die Hälfte der kirchengeschichtlichen Literatur des 3. und 4. Jahrhunderts aus. Gemeinsam ist allen diesen unglaublich heftigen Streitschriften nur der Gedanke, daß man sich durch längeres Fasten auf wichtige Ereignisse, als die Feste, und besonders auf das Osterfest, vorbereiten müsse. In der Zeit, die zu dieser Vorbereitung nötig sei, wich man sehr von einander ab. Zur Zeit des schon genannten Tertullian fastete man nur zwei Tage, der Kirchenvater Sokrates, mit dem Beinamen Scholastikus, berichtet um 380 von drei Wochen. In Alexandrien wurden zuerst 40 Tage erwähnt. Der Anfangstermin dieser 40 Tage machte ebenfalls große Schwierigkeit. Da man in den Gemeinden Kleinasiens und des übrigen Orients weder am Sonnabend noch am Sonntag überhaupt zu fasten pflegte, so rechnete man dort die Fastenwoche nur zu fünf Tagen, begann also, um 40 wirkliche Fasttage zu erhalten, bereits früher; im Abendlande dagegen wollte man von dieser Unterscheidung nichts wissen und hielt an den 40 laufenden Tagen fest.

Die Zahl 40 rechtfertigte man unter Hinweis auf Moses, der 40 Tage auf dem Berge Sinai fastete, auf Elias, der sich 40 Tage der Speise enthielt, als er zu Ahab ging, und auf Christus, der 40 Tage in der Wüste hungerte. Schon dem Konzil zu Nicaea hatte diese Fastenfrage vorgelegen, aber erst Gregor d. Gr. ordnete sie im Sinne der Abendländer 590 endgültig in seiner Regula pastoralis. Da Ostern immer auf einen Sonntag fällt, so muß der 40. Tag ein Mittwoch sein. Mit der Frühmesse dieses Tages begann darum das Fasten. Die Asche der geweihten Palmzweige vom vorjährigen Palmsonntag ward den Andächtigen aufs Haupt gestreut oder mit derselben ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet. Daher der Name Aschermittwoch. Die Bedeutung der Zeremonie ist leicht einzusehen: „Im Sack und in der Asche sollst Du Buße tun, die der Herr Dein Gott von Dir fordert."

Man unterschied schon sehr früh das jejunium von der abstinentia. Unter ersterem verstand man die Enthaltung von jeglicher Nahrung, unter letzterer dagegen eine bloße Beschränkung auf geringere Kost. Das Freitagsfasten war anfangs ein jejunium, alle anderen dagegen abstinentiae. Allmählich trat aber die Tendenz hervor, die letzteren möglichst zu verschärfen. Der Kirchenvater Hermas verlangte schon um 140 nur Wasser und Brot als Fastenspeise. Es fehlte aber auch nicht an Gegnern solcher Strenge. Von Chrysostomos († 407) kennen wir z. B. das schöne Wort: „Du fastest? wohlan, zeige es mir durch die Tat. Wenn Du einen dürftig siehst, erbarme Dich seiner, hast Du einen Feind, versöhne Dich mit ihm, und wenn Du einen Freund im Glück siehst, beneide ihn nicht. Was hilft es, wenn wir uns der Fische und Vögel enthalten, und die Brüder neidisch benagen und verschlingen!"* Die Partei der Strenge behielt die Oberhand. Sie fügte dem Fasten auch nach und nach zwei Nebenbedeutungen hinzu. Es ward ein kirchliches Zuchtmittel, das Geistlichen und Laien auferlegt ward, und es wurde ein gutes Werk, ein „opus operatum", das an und für sich ein Verdienst begründe. Die weltliche Obrigkeit kam der kirchlichen Strenge entgegen: Karl d. Gr., Eduard I. in England und Knud (Kanut) von Dänemark setzten noch die Todesstrafe auf die mutwillige Übertretung der Osterfasten. Parallel mit der zunehmenden Strenge ging auch die Opposition dagegen, besonders in den Klöstern. Schon Cäsarius

* Hom. de statius III. 4.

von Arles hatte um 530 in den zahlreich von ihm gegründeten Klöstern das Fasten nach milden Grundsätzen geregelt und den Fastendispens eingeführt, der schließlich in dem Mißbrauch der käuflichen Fleisch- und Butterbriefe — Erlaubnisscheine zum Genuß von Fleisch und Butter an Fasttagen — ausartete, und die Reformation so wesentlich beförderte. Die römisch-katholische Kirche hat dann diese Mißbräuche mehr und mehr abgestellt und ist zu einer milderen Praxis in Bezug auf die Fasten übergegangen, die griechische dagegen hat ihr Fasteninstitut noch immer strenger ausgebildet, und die Reformation ist spurlos an ihr vorübergegangen. Die eine Hälfte des Jahres bringen die Griechen, besonders die Russen, in Fasten und Trauer, die andere in Schwelgerei und ausgelassener Lustigkeit zu; Abstinenz und Völlerei teilen sich in die Zeit ihres irdischen Daseins.

Es ist nur zu natürlich, daß der Mensch sich entweder vorher oder nachher für die ihm auferlegten Entbehrungen möglichst zu entschädigen sucht. Genießen, so viel genießen als möglich, ehe die böse Zeit der Entbehrung kommt, dieser Gedanke liegt der Lustigkeit und Ausgelassenheit, die allen längeren Fastenzeiten vorausgehen, zugrunde. Schon der h. Augustin schrieb um die Mitte des 4. Jahrhunderts, daß die eifrig Fastenden am Freitag kaum so viel verdauen könnten, als sie am Donnerstag Abend gegessen und getrunken hätten, und daß sie vor lauter Scherzerei in der vorhergehenden Nacht den Ernst des folgenden Tages vergäßen. Das war eine sich jede Woche wiederholende Fastnachtszeit im Kleinen, ein Karneval en miniature. Augustins Eifer konnte die Unsitte aber nicht beseitigen. Als Vorbereitung auf das Weihnachtsfest waren mit diesem zugleich die Adventfasten eingeführt worden. Sie trafen ungefähr mit den römischen Saturnalien zusammen. Ein Fest feiern, heißt nun im Grunde nichts anderes, als sich eines Sieges bewußt werden und dem freudigen Gefühle dieses Bewußtseins Ausdruck geben. Das junge Christentum war siegreich aus dem dreihundertjährigen Kampfe mit dem Heidentum hervorgegangen, das christliche Weihnachtsfest hatte über die römischen Saturnalien triumphiert, und dieser Triumph zeigte sich recht deutlich in der Art und Weise, wie man im 4. und 5. Jahrhundert das Geburtsfest Christi beging. Es lag den so lange geknechteten und unterdrückten Christen doch sehr nahe, die verhaßten Gebräuche des heidnischen Kultus, soweit sie ihnen nicht gefährlich waren, öffentlich als überwundene, [illegible] [illegible], sie zu verhöhnen. Dieser Spott war gewiß ein wesentlicher Bestandteil der [illegible] festlichen Zeit voraus-

gehenden Lustigkeit und Ausgelassenheit. Die römischen Christen hätten eben keine zu Lust und Spiel und allerlei Schaustellungen hinneigende Römer gewesen sein müssen, wenn sie auf die ihnen von Alters her bekannte libertas Decembrica so ohne weiteres hätten verzichten sollen. Namentlich waren es die bei den Römern so beliebten Tierkämpfe im Zirkus, deren burleske Nachahmung nahe lag. Zahlreiche Legenden berichteten von ihnen, was ein christliches Herz mit Schaudern erfüllen mußte. Die Freude eines Menschen über ein Entrinnen aus der Gefahr ist nun aber meistens noch größer, als die Furcht vor derselben war. So auch hier. Die Freude der ersten Christen über ihren Sieg über das Heidentum rief all die schrecklichen Erinnerungen an die Zeiten der Verfolgungen zurück, und schon zu Konstantins Zeit konnte man als Märtyrer Vermummte mit anderen als wilde Bestien Verkleideten zum Scherze aufführen sehen, was vor wenigen Dezennien noch schreckliche Wahrheit gewesen war. So entstand mit dem christlichen Weihnachtsfest auch zugleich eine das Heidentum parodierende Vorfeier, der später auch noch eine Nachfeier folgte. Die Bezeichnung dieser Feier als Parodie ist nicht von Anfang an richtig, sie wurde erst später dazu. Zuerst verspottete man in possenhafter Weise die heidnischen Gebräuche; als aber die Erinnerung an diese immer mehr aus dem Gedächtnis des Volkes schwand, und die Nachahmung derselben nur noch wenigen verständlich war, da substituierte man dem heidnischen Kultus den christlichen und travestierte auch ihn. Erst jetzt war die Parodie vollständig. Von solchen Travestierungen des christlichen Festes unterscheidet man in der frühesten Zeit des Mittelalters besonders zwei, das Narrenfest um die Adventszeit und das Eselsfest um Epiphanias. Diese beiden wurden ohne Zweifel die Vorläufer des später entstandenen Karnevals oder Fastnachtsfestes um die Zeit der Osterfasten und des Rosenfestes um Pfingsten, sodaß nach und nach jedes christliche Hauptfest in diesen vier Volksfesten eine parodierende Vor- bezw. Nachfeier erhielt.

Die Tendenz dieser vier mit den christlichen Festen parallellaufenden Belustigungen war zu einem guten Teil die Verspottung des überwundenen Heidentums. Der römisch-heidnische Kaiser galt anfangs als der Hauptfeind des Christentums, als der Antichrist der Offenbarung Johannes, und als solcher ward er im Narrenfeste verspottet. Als später der Streit mit den Griechen begann, ging die Verhöhnung auf den byzantinischen Kaiser über. Im 9. Jahrhundert äffte man Konstantinopel und seine Metropoliten und im 10.

bereits die eigene Geistlichkeit nach. Ja, man travestierte sogar die Messe. Man wählte einen Narrenbischof und hielt unter den wunderlichsten Vermummungen oder mit geschwärzten Gesichtern einen Umzug, der mit einer lächerlichen Narrenmesse schloß, wobei in der Kirche geschmaust und gezecht ward, und ausgelassene Tänze und frivole Lieder in den heiligen Räumen erschallten. Der Narrenbischof trug dabei häufig ein griechisch-heidnisches Kostüm, um das Heidnische des Ganzen anzudeuten. Im Jahre 1199 ward der Unfug von Papst Innozenz III. endlich verboten, erhielt sich aber in Frankreich und auch in Straßburg, wo derselbe nach Twinger von Königshofen besonders im Münster stark im Schwunge war, bis zum Jahre 1444, wann ihn die Sorbonne verbot. In Spanien wurde er erst 1473 abgeschafft.* Das Eselsfest, welches häufig nur als eine Episode des Narrenfestes erscheint, und das sich teils aus diesem, teils aus den christlichen Mysterien entwickelte, sollte ursprünglich die Flucht des Kindes Jesu vor Herodes darstellen und die vergeblichen Bemühungen des Königs, es zu töten, nachahmen. Später traten Moses und die Propheten als Repräsentanten des Christentums und Virgil und Sibylle als solche des Heidentums in entsprechenden Kostümen auf, und die Weissagungen von der Geburt des Heilandes wurden dabei hergesagt. Bileam und seine Eselin unterstützten die Propheten und verhalfen ihnen zum Siege, sodaß die Repräsentanten des Heidentums mit Schimpf und Schande abziehen mußten, während der Esel, auf dem nun eine schöne Jungfrau mit einem Knäblein saß, im Triumph durch die Straßen der Stadt in die Kirche geführt und dort in einem feierlichen Hymnus, bei welchem man die Stimme des Esels nachahmte, besungen wurde. Am üppigsten blühte das Fest im 11. und 12. Jahrhundert in Frankreich. Die Sorbonne verbot es erst 1668. Auch beim Rosenfeste, das zu Pfingsten gehört, finden wir dieselbe Spottlust. Es soll aus dem altrömischen Rosaria und dem Feste der Freya, der deutschen Sommer- und Blumengöttin, entstanden und von Medardus um 545 eingeführt sein. Im Gegensatz zum Symbol des heiligen Geistes, der Taube, die am Pfingstfeste dem versammelten Volke gezeigt ward, stand der Adler, das Symbol des heidnischen Kaisertums. Es ward schon im 4. Jahrhundert von christlichen Bogen- und Armbrustschützen in einem Volksfeste ohne Schonung vernichtet. Wenige von uns mögen

* Vergleiche über diese und einige folgende Daten: Alt, der christliche Kultus, II. 18 ff. und 318 ff.

heutzutage noch daran denken, wenn sie um Pfingsten die lustigen Schützenfeste feiern, daß auch hier noch ein leiser Anklang aus jener ernsten Zeit zu uns herübertönt.

Der allerhellste Klang von Verspottung und Verhöhnung des Heidnischen tönt uns aus dem Fastnachtsfest, dem Karneval, entgegen. Die 40 Tage der großen Fasten verboten Sang und Klang und jede Lustbarkeit, das strenge Gebot der Abstinenz griff Platz, da suchte man sich von alters her — wenigstens vom 3. Jahrhundert an — im voraus zu entschädigen und lebte ein paar Tage oder Wochen, besonders aber am letzten Montag oder Dienstag, lustig darauf los, um dann am Aschermittwoch die Buße im Sack und in der Asche zu beginnen. Das ist die gewöhnliche, landläufige Erklärung der Fastnachts- und Karnevalfeier, und von dem dann mutmaßlich erschallenden Rufe: Carne vale!, d. h. Fleisch lebe wohl! leitet man gewöhnlich den letzteren Namen ab. Erklärung und Ableitung sind mindestens sehr einseitig. Der innere Zusammenhang des Fastnachtstrubels mit den römischen Saturnalien ist ebensowenig zu verkennen, als beim Narrenfeste. Als man die Saturnalien ins Christentum hinüberleitete, wenn man so will, christianisierte, und in echt römischer Dezemberfreiheit den Sieg des Christentums über das Heidentum feierte, da paßte diese Feier überhaupt besser nach als vor Weihnachten. Christus war ja der glorreiche Besieger des finsteren Heidentums, und seine Gedenkfeier wurde durch die Verspottung derer, denen er einst hatte unterliegen müssen, äußerlich wesentlich erhöht. Die bisher als Narrenfest geduldeten oder christianisierten Saturnalien wurden nun nach Weihnachten verschoben. Am Weihnachtstage feierte man die Geburt des Siegers, und am Tage nach Weihnachten begann die Verspottung des Besiegten. In der Tat war es so, denn die Zirkuskämpfe, Gladiatorengefechte und der ganze Mummenschanz begann im 4. und 5. Jahrhundert schon am Gedenktage des ersten Märtyrers, des h. Stephanus. Das Narren- und das Eselsfest waren jetzt in eins verschmolzen.

Noch heute beginnt in Italien der Fastnachtstrubel bereits am 26. Dezember, in Deutschland am 6. Januar. Gleich wie die ersten Tage dieser lustigen Zeit, so wurden auch die letzten besonders ausgezeichnet. Wie am Stephans- und Epiphaniastage, so war man auch am Fastnacht-Montag und -Dienstag recht nach Herzenslust fröhlich, und der Dienstag erhielt davon sogar den wohlverdienten Namen Narrenkirchweih.

Als das Christentum im 7. und 8. Jahrhundert nach Deutschland kam, fand es hier um die Zeit des Osterfestes die Frühjahrsumzüge vor, die der Hertha oder Nerthus, der allnährenden Mutter Erde, gewidmet waren. Die Göttin wohnte, so berichtet die Sage, auf einer schönen Insel im Nordmeere, und waltete von hier aus über die Erde und ihre Bewohner. Die Insel soll bekanntlich Rügen gewesen sein. Hier befand sich ein großer, düsterer Wald und in dessen Mitte ein von hohen Eichen beschatteter, unermeßlich tiefer See, der von dem dunkelfarbigen Wasser den Namen schwarzer See hatte. An diesem See, vielleicht in demselben, wohnte die Göttin, und von hier aus begab sie sich im Frühlinge zu den Menschen. Zu diesem Zweck stand an den Ufern des Sees immer ein heiliger Wagen, der mit kostbaren Tüchern behangen war und dem sich niemand als nur die Priester der Göttin nähern durfte. Die Priester führten nun zur Frühlingszeit diesen mit zwei jungen Kühen bespannten Wagen, in welchem sich wahrscheinlich das Bild der Göttin befand, im Lande herum, und überall, wohin das Gefährt kam, wurden der Göttin Feste gefeiert, und es herrschte Frohsinn und Heiterkeit. Überall ruhten Arbeit und Waffengetümmel; jede Fehde, jeder Streit hörte auf, so lange die Göttin anwesend war. Nach vollendeter Umfahrt kehrte sie in ihr Heiligtum zurück, und Wagen und Tücher, ja, selbst die Kühe wurden mitsamt dem Bilde der Göttin in dem See gebadet. Die Sklaven aber, die das Abwaschen des Gespannes besorgt hatten, wurden als Opfer von den Wellen des Sees verschlungen. Schwer trennten sich unsere Vorfahren von diesem und ähnlichen ihnen liebgewordenen Bräuchen, und getreu ihrem von Anfang an befolgten System, lenkte die Kirche auch diese Bräuche allmählich in das Christentum hinüber. Man führte auch fernerhin die heidnischen Götterbilder im Triumphe herum, aber Priester und Gläubige taten dies sicherlich nicht ohne Beimischung von Spott und Hohn darüber, daß ihre, der Götter, Herrschaft nun ein Ende habe. Dieser Spott zeigt sich häufig darin, daß die Bildnisse am Schluß des Umzuges verbrannt oder vergraben werden. In Thüringen, Schlesien und auch im Elsaß z. B. in dem Dorfe Wolxheim, hat sich diese Sitte des Fastnacht-Begrabens oder -Verbrennens noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Alljährlich wird in dem elsässischen Weindorfe ein durchs Dorf getragener Strohmann den Flammen übergeben, damit der Wein gerät. Dieser Strohmann ist noch ein Abbild der alles befruchtenden Frühlingsgöttin. Die Örter, meistens Haine, an denen die Götter verehrt wurden,

hießen im Althochdeutschen Karne oder Kairne, und von diesem Worte und dem deutschen „fallen“ wollen einige das Wort Karneval ableiten. Demnach bedeute das Wort nichts anderes als einen Zug gefallener Götter. So richtig das der Sache nach unzweifelhaft ist, so fraglich dürfte wohl die etymologische Ableitung des Namens sein, und Simrock scheint recht zu haben, wenn er dem Worte den lateinischen Ursprung gewahrt wissen will. Als die Römer an den Rhein kamen, fanden sie dort den Gebrauch vor, die Nerthus, oder ihr Symbol, den Pflug, auf einem mit Rädern versehenen Boote umher zu führen. Sie, die Römer, nannten dieses Gefährt carrus navalis, d. h. Schiffswagen, und hieraus soll erst Carnavalis und dann Karneval entstanden sein.

Die ältesten Nachrichten, die wir über diese Umzüge haben, stammen von Tacitus. Er erzählt in seiner Germania, von der Verehrung der Frühlingsgöttin Nehalennia, daß man sie in festlichem Schmucke und unter fröhlichen Feiern umhergeführt habe. Diese Göttin Nehal wird von neueren Forschern für die Göttin der Unterwelt gehalten und ihr Name aus Nifl, d. i. Nebel, erklärt. Niflheim, d. h. Heimat des Nebels, nannten die alten Deutschen die Unterwelt, in der nach ihrer Ansicht ewige Finsternis herrschte. Die Nehal war Beschützerin der Schiffahrt und des Handels. Eine Hauptstätte ihres Kultus war die Insel Walcheren, wo man im Jahre 1647 nicht weniger als 18 Altäre derselben ausgrub. Tacitus vergleicht die Nehal mit der ägyptischen Isis. Vielleicht führte ihn auf diese Identifizierung ein Gleichklang des Namens; denn wahrscheinlich führte jene Göttin oder eine ihr gleichwertige in manchen Gegenden den Beinamen Isa, die „Glänzende“. Noch gemahnt der Name der Fürsten von Isenburg sowie zwei deutsche Stadtnamen an jene alte Göttin: Eisleben bedeutet der „Isa Aufenthalt“ und Eisenach „der Isa Gewässer“. Auch im Elsaß gibt es eine Isenburg, bei Rufach. Der Name Nehalennia, mit der Endung -ennja gebildet* ist in seinem ersten Bestandteil erhalten in dem Namen Nivelles, einer Stadt zwischen Brüssel und Charleroi. Die Verehrung der Nehalennia war am ganzen Niederrhein weit und bis in späte christliche Zeit verbreitet; in Cornelimünster bei Aachen war ihre Hauptstätte, in Deutz stand ein berühmter Tempel; von

* Vergl. Arduenna, Baduhenna, Fimelenna u. a. Namen im Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrg. V. 1886, Seite 257.

Aachen ging im Frühjahr ihr Wagen aus, um bis zur Scheldemündung — zuletzt von der Innung der Weber — gezogen zu werden, überall freudig, ja mit bacchantischer Verzückung begrüßt; ihr Wagen glich einem auf Rädern ruhenden Schiff, damit sie Fluren wie Fluten ebenso bequem befahre. Nach 1133, vierzig Jahre nach dem ersten Kreuzzuge, mußte die Geistlichkeit diesen heidnischen Umzug, den die Volkssitte und die weltliche Obrigkeit schützte, mit entschiedenem Eifer und harten Worten bekämpfen; und als es geglückt war, ihn zu unterdrücken, da ward ein altes Bild der Nehalennia in die Kanzel des Aachener Münsters eingelassen, damit es dort jeder predigende Priester als überwundenen Rest des Heidentums mit Füßen trete. An Stelle der Nehalennia trat in vielen Beziehungen die h. Gertrud von Nivelles. Der Tag der h. Gertrud ist der 17. März, also die Zeit des Frühlingsanfangs; auch sie ward im Schiffswagen umhergefahren; sie gilt als Patronin der Schiffer, und wenn man nach alter Heidensitte ihr Gedächtnis trank (sog. Gertraudenminne), so geschah das in einem Becher in Schiffsform. Aber noch in anderer Weise erhielt sich jener alte Brauch in den rheinischen Sitten, verwischt in seiner Grundbedeutung, aber dem Forscher noch deutlich erkennbar. Jene Umzüge zu Wagen, von ausgelassenem Scherz begleitet, sind der Ursprung unserer Faschingzüge geworden. In christlichen Zeiten hatten die Teilnehmer an jedem heidnischen Umzug alle Ursache, sich unkenntlich zu machen und zu vermummen: daher die Maskeraden. Jener Schiffswagen, lateinisch carrus navalis genannt, gab den Anstoß zur Entstehung des Namens Car-naval; und wenn Sebastian Brant die Narren in ein Narrenschiff verlud, so hängt das eng mit jener Sitte zusammen. So ist es also ein altheidnischer Brauch, der in unseren Fastnachtsumzügen in unverwüstlicher Lebenskraft noch fortbesteht. Der Übergang vollzog sich folgendermaßen: Ursprünglich führte man die alten deutschen Götter im Bilde herum und begleitete sie unter allerlei scherzhafter und boshafter Verkleidung, später kamen die römisch-heidnischen Gottheiten hinzu, und allmählich gingen die Züge der Götter auf hervorragende Persönlichkeiten über, die Götter wurden vermenschlicht, und die Umzüge nahmen nun einen allegorischen Charakter an, der sich besonders in den Verkleidungen kund tat. Diese Umbildung geschah besonders in Italien, und dieses Land ist die Heimat unserer heutigen Fastnachtsumzüge. Die hohe Ausbildung der Schauspiel- und Gesangeskunst der Italiener im 15. und 16. Jahrhundert hatte zur Folge, daß die sog.

gelehrte Komödie, auch Commedia del arte genannt, vom Volke nachgeahmt wurde. Die leichtlebigen Söhne dieses Landes führten häufig auf öffentlichen Plätzen ihre volkstümlichen Komödien auf, in denen sie mit derbem Humor und mit urkräftigem Volkswitz die politischen, sozialen und selbst kirchlichen Zustände geißelten und karikierten. Der Arlechino (Harlequin) ward bald in allen italienischen Städten eine stehende Figur, die unter der Maskenfreiheit manche derbe Wahrheit an den Markt brachte, und dieser Zug des Spottes und der Verhöhnung ist ihr bis heute geblieben. Andere Masken waren und sind noch heute: der dummehrliche Pantalone, der Repräsentant des arglosen venezianischen Kaufmannes, der pedantische Dottore, der Typus des mittelalterlichen Gelehrten, und vor allen Dingen der bramarbasierende Capitano und die Pulcinells u. a. m. So viel Beiwerk auch im Laufe der Zeit allen diesen Karnevalsfiguren angefügt ist, der Grundzug ist ihnen geblieben, und der ist die Karikatur. Diese italienischen Fastnachtsspiele kamen im 16. Jahrhundert nach Deutschland, und der deutsche Hanswurst übernahm die Rolle des romanischen Harlequin und trat bald überall als der alles parodierende Narr auf, der weder Kaiser noch Papst mit seinen zwar oft faulen und faden, häufig aber auch beißenden Witzen verschonte. Das Wort „Hanswurst“ kommt zuerst 1519 in Sebastian Brants Narrenschiff vor.

Als zur Zeit Ludwigs XIV. das Hofleben zur Lächerlichkeit ausartete und doch aber zugleich als Muster für alle anderen europäischen Höfe diente, da bemächtigte der Volkswitz sich auch dieses Umstandes. „Seine närrische Hoheit Prinz Karneval“ ward mit einem närrischen Hofstaat umgeben und das Hofleben der Fürsten verspottet und oft geistreich nachgeahmt. So erreichte Prinz Karneval in Paris seine Mündigkeit, während er, in Rom geboren, in Italien und den deutschen Rheingegenden seine Jugend verlebt hatte. Mündig und ausgewachsen hielt er Fastnacht 1823 in Deutschland — das ihn beinahe ganz vergessen hatte — wieder seinen Einzug. Die alte Colonia, in deren Nähe die Scharen des Drusus und Germanicus einst vielleicht den carrus navalis zuerst gesehen hatten, nahm ihn mit Freuden auf, so wenig auch an dem neuen Ankömmling das alte Wesen zu erkennen war. Nur eins war ihm geblieben und ist ihm eigen bis auf den heutigen Tag, das ist die Spottlust, die ihm von Kindesbeinen innewohnte. Diese Spottlust hat denn auch das edle Köln mit künstlerischem Geschick in einer den Ansprüchen der modernen Bildung entsprechenden Weise stets zu kultivieren gewußt, und wehe dem, der dieser

unerbittlichen Spottlust verfällt. Von Köln ausgegangen, ist auch die Anregung zu karnevalistischen Vereinen in anderen deutschen Städten gegeben worden, an deren Spitze meistens geborene Kölner stehen, die sich dem Dienste des Humors gewidmet haben, aber in keiner anderen deutschen Stadt thront Prinz Karneval heute in größerem Glanze und höherer Majestät, und in keiner anderen hat er so recht eine Heimat finden können, als gerade in Köln.

Von der Höhe des Karnevals, des Prinzen von Geblüt unter den Fastnachtsvergnügungen, jetzt noch zu den übrigen mit der Fastnachtsfeier zusammenhängenden Belustigungen herabzusteigen, wird sich kaum der Mühe lohnen. Sie sind aller Orten verschieden und man müßte alle deutsche Gaue durchwandern, um sie zu sammeln. Da ist das Eselsreiten am Rhein, das Ringreiten und Eisboßeln bei den Westfalen und Friesen, die Kälberweil in der Oberpfalz, das Hudlerlaufen in Bayerisch-Schwaben und Tirol, das Topfschlagen und Sacklaufen im Norden, das Schönbartlaufen im Süden, besonders in Nürnberg, das Scheibenschlagen im Elsaß und last not least der Metzgersprung in München. Alles das sind Fastnachtsbelustigungen, denen mehr oder weniger die Idee eines Kampfes, eines Kampfes zwischen Finsternis und Licht, zwischen Winter und Sommer, zwischen Heidentum und Christentum zugrunde liegt, und bei denen es dem überwundenen Teil an Spott und Hohn wahrlich nicht fehlt. Auch an eigentümlichen Figuren fehlt es nicht. Da sehen wir den Schwarzwälder Hanseli, der, wie der elsässische Hans Trapp um Weihnachten, zur Fastnachtszeit die jungen Mädchen neckt, und „den Gretel in der Butten“, von dem die Münchener so viel zu erzählen wissen, ja, selbst den Doktor Eisenbart, der um Fastnacht seine besten Kuren macht. Sie alle sind Fastnachtsgestalten, gerade wie die, die an diesen Abenden fast überall auf den Straßen herumlaufen, nur meistens etwas charakteristischer. Man könnte nun auch noch auf die Herrenfastnacht hinweisen, die drei Tage später beginnt, und der Fastentermin für die Herren oder Priester war; ferner könnte ich von der Bauernfastnacht, die auf den Sonntag nachher fällt, und von manchem anderen, besonders benannten Fastnachtstage reden, aber die schöne Leserin würde es mir gewiß nimmer verzeihen, wenn ich darüber des Fastnachtkuchens vergäße. Dieses anderwärts Bretzel, Krapfen, Öhrle, Heißweck u. s. w. genannte Gebäck, das am Rheine wohl auch in einem Bohnenkuchen, der sich natürlich vom Dreikönigstag hierher verirrt hat, zu bestehen pflegt, ist vielfach

Gegenstand heftigen Streites gewesen. Die einen behaupten, es habe ursprünglich ein Kreuz, andere dagegen, ein Paar gefaltete Hände darstellen sollen, so viel ist aber gewiß, es wurde im Mittelalter in den Kirchen an diejenigen kleinen und großen Kinder verteilt, die in Andacht und Buße recht beharrlich gewesen waren. Es hieß damals allgemein Pretiolum, kleines Geschenk, und daher soll das deutsche Bretzel stammen, das dann allerdings richtiger mit einem harten P zu schreiben wäre. Sollte die freundliche Leserin sich jetzt für ihre Beharrlichkeit, unseren Aufsatz bis ans Ende gelesen zu haben, durch ein „Fastnachtküchel" belohnen wollen, so wünschen wir ihr ein herzliches „Wohl bekomm's!" dazu.

Weiberfastnacht.

In einigen Orten Süddeutschlands, besonders in Schwaben, bestanden Stiftungen, nach denen die Frauen alljährlich einmal eine sogenannte Weiberzeche halten durften. Am bekanntesten ist die Weiberzeche von Ochsenbach bei Güglingen geworden, die unter dem Namen „Bonneda" oder „Bonnen Deen" bekannt ist. Die „Schwäbische Chronik" von Christoph Gottfried Elben berichtet über diese Weiberzech noch aus dem Jahre 1790 ganz ergötzlich. Zwei Weiber werden am Morgen als Deputierte an den Schultheiß geschickt und bitten ihn um freie Zeche. Nach erhaltener Zusicherung sagt des Büttels Weib dies allen Weibern im Dorfe an. Unter dem Vorsitz der Pfarrerin resp. der Schultheißin versammeln sich dieselben auf dem Rathause, wo sie ein gefülltes Weinfaß vorfinden. Die Ratsdiener sind die einzigen Männer, die Zutritt haben; sie müssen den Stoff servieren, aber nachdem jede Zecherin ihr Maß vor sich stehen hat, müssen auch sie das Lokal räumen. Was nun geschah, weiß der Chronist natürlich auch nicht, denn es mußte die strengste Verschwiegenheit beobachtet werden. Wer es sich je beikommen ließ, etwas auszuplaudern, durfte am nächsten Weibertag nicht mit in der Reihe sitzen, sondern mußte seinen Wein hinter dem Ofen auf dem Katzenbänkchen trinken.

Ehedem wurde zu Anfang der Zeche unter dem Vorsitze der Pfarrerin ein Frauengericht gehalten über diejenigen Weiber, die nicht auf Reinlichkeit und Kinderzucht gehalten hatten; doch war dies 1790 schon abgekommen.

Auch **Vulpius** — nebenbei bemerkt der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini" — erzählte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dieser Weiberfastnacht.*

Über den Namen des Festes ist man der Ansicht, er stamme von der Göttin **Bona Dea** (gute Göttin), der in Rom im Februar ein ähnliches Fest gefeiert wurde. Man identifiziert diese Göttin mit der griechischen Agathe (die Gute) und der deutschen Frau Holle. Der Name „die Gute" ist demnach mehr als Gegensatz zu nehmen, gleichwie auch Frau Holle (Holde) als Gegensatz für Frau Unholde gilt. Das ganze Fest, soweit es die völlige Ausschließung der Männer verlangt, wird als eine Nachbildung des alten Bacchusfestes angesehen. Offenbar haben wir dann auch in diesem Weiberfest die letzte Spur der Huldigung eines weiblichen Bacchus, der **Ceres**, vor uns. Ceres hatte in Griechenland den Beinamen Agathe. Die Mysterien dieser „guten Göttin" wurden in der ersten Mainacht von den römischen Matronen unter Leitung der Vestalinnen mit Opfern und bacchantischen Tänzen gefeiert, wobei keine Myrten — Sinnbild der Vermählung — und keine Männer zugegen sein durften. Selbst die männlichen Bildnisse der Götter wurden dabei verhängt. Die Feier dieses Festes kam mit den Römern an den Rhein, besonders nach Straßburg, Augsburg und anderen Städten, und in der Tat hat sich im Württembergischen noch der alte Name des Festes erhalten. Es heißt dort nach dem bereits angeführten Vulpius: „der Tag der Bonnen Deen", von welchem der „Güdistag" der Luzerner als „Tag der Guten", nämlich der Göttin Ceres, nur eine lokalgefärbte Übersetzung ist.

Was den Tag der Feier anbetrifft, so ist er in den verschiedenen Gegenden verschieden, fällt aber immer in die sog. Vorfasten. Am Rhein feierte man bereits den Donnerstag vor dem Fastnachtssonntag als solchen, im Elsaß und in Schwaben jedoch war es der Fastnachtssonntag selbst, also der letzte Sonntag vor dem Beginn der Fasten. An diesem Tage hatten vordem allein die Frauen und Jungfrauen das Recht, die Gasthäuser zu besuchen. Truppweise zogen sie dahin, und fanden sie einen Mann, so pfändeten sie ihm Hut oder Mütze, die er dann mit einigen Flaschen Wein einlösen mußte, aber selbst davon nicht mittrinken durfte. Von dieser Sitte stammt der Name **Weiberzech** oder **Weiberfastnacht**, und auf sie spielt Mosche-

* **Vulpius**, Kuriositäten VII, S. 91.

rosch an, wenn er in seinem Philander von Sittewald II, S. 330, sagt:

„Spitze Schuh und Knöpflin dran,
Die Frau ist Meister und nicht der Mann!“

Außer diesem Schriftsteller, der am 4. Februar 1669 starb, berichtet die Chronik von Münster im Georgiental aus dem Jahre 1681 einen ganz ähnlichen Brauch aus diesem Orte. Der Tag hieß dort der „Weibertag“ und an ihm zogen die sämtlichen Schönen des Städtchens maskiert mit einem aufgeputzten Bock und einem schellenbehangenen Pferde, das an jeder Seite des Sattels ein Faß Wein trug, durch die Straßen und kein Mann durfte sich auf denselben sehen lassen, ja, selbst nicht einmal am Fenster durften Männer erscheinen, um sich den wunderlichen Aufzug anzusehen. Bei diesem selbst scheint es nicht immer ganz säuberlich zugegangen zu sein, denn der Pastor Fischer daselbst eiferte sehr dagegen, und auf seine Anregung wurde der Weibertag im Jahre 1681 vom Magistrat verboten.*

Mit der Verfeinerung der Sitten kam der Brauch wohl an den meisten Orten ab, aber in den sundgauischen Dörfern Zimmersheim und Eschenzweiler bestand derselbe vor 50 Jahren noch, wie Stöber in seiner „Alsatia“ 1851 S. 122 versichert, doch war derselbe auf den Fastnachtsmontag verlegt worden. Die Bekämpfung desselben als eine Sonntagsentheiligung von Seiten der Geistlichkeit mag wohl zu dieser Verlegung geführt haben. Als eine Frucht solcher Bemühungen kann auch eine alte, aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Verordnung der Stadt Pfirt angesehen werden. Dieselbe lautet nach Bonvalot, Coutumes de la Haute-Alsace dites de Ferrette S. 218 im Auszuge folgendermaßen: „Nachdem ein Gottloser brauch, wider alle Zucht und Erbarkeit eingerissen und Je länger Je mehr gebraucht wurdet, Nämblich daz sich die weibspersonen, so es doch an den mannen zu viel ist, Inn die Wirtshäuser setzen und sich gleich den mannen beweinen, Ire Vernunft verlieren, übelschweren und andere unzüchtige wordt und werkh vollbringen, die Sie sonst wo Sie niechter weren, unterliessen, und also die weibliche schamb, Zucht und Ehre hinden setzen; diesem laster und übel fürzekhommen, soll hierfüro khein weibsperson und sonderlich an denen Ordten, da Sie daheim und wohnhaft ist, Ine einich Würdtshauß ze zechen mit sitzen, bey Straf ein Pfund zehn Schilling Jedesmal u. s. w.“

* Curiosités d'Alsace I., S. 82.

Daß das schöne Geschlecht im Elsaß sich übrigens nicht einmal mit dem einzigen Weibertage begnügte, geht unter anderem auch aus dem Straßburger Schwörtag hervor. An diesem Tage, an dem die Männer dem Magistrate schwuren, wurden die Frauen auf Kosten der Gemeinden freigehalten. Daher entstand das Sprichwort: „Der Männer Schwörtag, der Wiewer Zechtag."

Die Sitten sind heute — und in diesem Falle sagen wir: Gott sei Dank! — andere geworden. Gleichwie die spitzen Schuhe mit den Knöpflein dran, die man damals allgemein im Elsaß trug und Hörner nannte, verschwunden sind, so wird auch schwerlich die Weiberfastnacht noch in Zimmersheim und Eschenzweiler gefeiert werden, wenigstens nicht mehr so, wie sie Stöber vor fünfzig Jahren beschrieb; aber ob des alten Moscherosch's Wort von der Meisterschaft der Frauen nicht noch immer Wahrheit ist, das wird manchem gewiß die Fastnachtszeit zeigen, denn ganz ohne Gardinenpredigt dürfte dieselbe wohl kaum vorübergehen. Wem sie zu arg werden sollte, der denke an den alten Kanzlei- und Kirchenratspräsidenten von Buchsweiler: „Die Frau ist Meister und nicht der Mann!"

Der blaue Montag.

Ber.

Was ein blauer Montag ist, weiß wohl so ziemlich ein jeder unserer Leser, und es sollte uns gar nicht wundern, wenn nicht der eine oder der andere auch schon einmal in seinem Leben „blau gemacht" hätte. Dennoch aber dürfte es manchem nicht unlieb sein, über diesen sonderbaren Namen etwas Näheres zu erfahren.

Alle blauen Montage stammen von einem einzigen ab, und das ist der Fastnachtmontag; dieser eine blaue Montag par excellence ist der Vater aller. Er hat, wie wohl männiglich bekannt ist, einen kirchlichen Ursprung. Im Mittelalter ward es Sitte, diesen Tag, der für eine Zeit lang der letzte war, an dem irdische Genüsse erlaubt waren, durch eine recht solenne Schwelgerei zu feiern. Das Schlemmen artete zuweilen so aus, daß der Fastnachtmontag davon im Volk sogar den Namen „Freßmontag" erhielt. Bei den angestellten wüsten Gelagen gab es häufig Schlägereien, besonders unter den Handwerkern, und infolgedessen am anderen Tage oft blaue Augen. Man trieb es zuweilen so toll, daß es schon als ein Glück betrachtet wurde, wenn zu Fastnacht kein Todschlag vorkam, und es sozusagen mit blauen

Augen abging. So erhielt der Fastnachtmontag allgemein den Namen **blauer** Montag, und es entstand die Redensart „mit einem blauen Auge davon kommen“. In Schleswig-Holstein sind von solchen Fastnachtschwelgereien die zahlreichen Fastnachtbälle, ohne die es kaum auf irgend einem Dorfe abgeht, noch geblieben, und das Tags darauf, also am Fastnachtmontage, stattfindende „Schwieren“ ist eigentlich weiter nichts, als ein Überrest der alten Umzüge, die man früher in heidnischer Zeit zu halten pflegte. Bei diesem Herumziehen, in das bald das ganze Dorf, Jung und Alt, hineingezogen wird, geht es auch heute noch nicht immer ohne blaue Augen ab, und wer gänzlich ohne etwas Blaues davonkommt, kann ziemlich von Glück sagen. So ist der Fastnachtmontag noch heute der **rechte** blaue Montag.

Unter den Handwerkerzünften war es früher auch Sitte, an Sonntagnachmittagen ihre Versammlungen abzuhalten, was man häufig „Lade halten“ nannte, weil in einer Lade, die bei dem Altmeister oder Altgesellen stand, die Dokumente der Zunft und das Zunftbuch aufbewahrt wurden. Bei einer solchen Meister- oder Gesellenlade ging es, namentlich wenn es viel Einstandsgeld und viele Brüchen, d. h. Strafgelder, gab, hoch her, und mancher hatte am Montage nicht nur einen wüsten Kopf, sondern auch noch zuweilen blaue Augen dazu. So ging der Name des Fastnachtmontags als blauer Montag bald auf **jeden** Montag über, und „blau machen“ hieß in der Zunftsprache so viel, als am Montage nicht arbeiten, sondern das wüste Gelage vom Sonntag fortsetzen.

Gegen diese Unsitte erließ der Kurfürst **Joachim I. von Brandenburg** bereits im Jahre 1515 eine Polizeiverordnung, die den Handwerkern verbot, am Montag nach dem „Ladehalten“ wieder zusammen zu kommen, und hierbei gebrauchte er den Ausdruck, „einen blauen Montag machen“. Dies ist die älteste Stelle, in der das Wort vorkommt. Die kurfürstliche Regierung konnte aber das Blaumachen nicht abschaffen, und es scheint sogar immer schlimmer geworden zu sein, denn im Jahre 1726 kam der blaue Montag sogar vor Kaiser und Reich! Die Veranlassung dazu gaben die Schuhknechte, d. h. Schuster, von Augsburg. Sie hatten mit ihren Handwerksgenossen in Würzburg einen aufrührerischen Briefwechsel geführt, wobei es sich wahrscheinlich um eine Lohnerhöhung handelte, also auf eine Art mittelalterlichen Streik hinauslief. Alle diejenigen, welche nicht mit ihren Forderungen einverstanden waren, hießen „Spöttische“, sich selbst aber nannten sie „Brave“. Nach mehreren blutigen Händeln, und als

das Verbot der Durchprügelung der „Spöttischen" nicht half, wurden 107 „Brave" ausgewiesen. Sie wandten sich nach Friedberg in Hessen und schrieben von da aus einen Brief folgenden Inhalts nach Dresden, Leipzig, Berlin und anderen Orten an ihre Gewerksgenossen: „Wir haben einen Aufstand machen müssen mit diesem (d. h. zu dieser Zeit), daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nach Augsburg reist, der ein braver Kerl ist; arbeitet er dennoch in Augsburg, so wird er seinen Lohn empfangen, was aber, das wird er schon erfahren."

Die Gerechtsame, von der hier die Rede ist, war eben der blaue Montag, an dem die Gesellen nicht arbeiteten, aber doch vollen Wochenlohn, also auch für den Montag, verlangten. Wer sich an dieses Zuzugsverbot nicht kehrte, wurde „gebeutelt", d. h. braun und blau geschlagen. In manchen Städten schien durch ähnliche Verbote und dadurch entstehendes „Feiern" der Gesellen die Ruhe ernstlich gefährdet zu sein, und deshalb kam die Sache vor den Reichstag, und durch eine kaiserliche Verordnung vom Jahre 1731 wurde der blaue Montag im Deutschen Reiche abgeschafft. Im Brandenburgischen hielt man streng auf die Befolgung dieses Gesetzes, und in Brandenburg-Preußen findet man in Archiven noch zahlreiche Erlasse, welche auf Abschaffung des Unfugs abzielten. Am bezeichnendsten ist wohl nachstehendes unter den alten Akten einer Innung in Landsberg a. W. aufgefundenes Schriftstück. Es ist ein unterm 24. März 1783 von Friedrich d. Gr. ausgefertigtes „Edikt wegen Abstellung einiger Mißbräuche besonders des sog. Blauen Montages bey den Handwerkern". Das Schriftstück besteht aus sieben Abschnitten. In dem ersten wird bestimmt, daß der „freye oder blaue Montag" überall, wo er noch im Schwange sein sollte, „gänzlich eingestellet und die Gesellen an allen Montagen ebenso fleißig und lange als in den übrigen Wochentagen arbeiten sollten." Ein Geselle, der den „Mißbrauch" dennoch fortsetzen will, soll „das erstemahl mit achttägigem, das anderemahl mit vierzehntägigem Arrest, bey Wasser und Brodt, bestrafet, das dritte und folgende mahl aber, als ein fürsetzlich boshafter Übertreter Unserer Gesetze, mit vierwöchentlicher Zuchthausstrafe beleget, als dann fürs Handwerk unfähig und untüchtig gehalten, und auf sein Handwerk an keinem Orte passiren soll, so lange und bis derselbe, nach vorhergegangenem Obrigkeitlichem Erkenntniß, zu seinem Handwerk wiederum öffentlich admittiret worden." Der Abschnitt 2 verordnet, daß „mit eben dieser Strafe in gleichmäßiger Progression" diejenigen

Meister und Gesellen belegt werden sollen, „so dergleichen boshafte Übertreter für tüchtig und handwerksfähig halten. Nach Abschnitt 3 sollen die „Krugväter“ mit 2 Thlr. Strafe belegt werden, die den Gesellen Gelegenheit geben, den Montag „vor geendigter Abendarbeitszeit in Üppigkeit und Müßiggang zuzubringen.“ Das Original des Aktenstückes ist dem „Verein für Geschichte der Neumark“ überwiesen worden.

In Süddeutschland machte man ruhig weiter blau, und im Jahre 1771 mußte noch einmal ein Reichstagsbeschluß gegen den armen Montag gefaßt werden; aber trotzdem ist er, nachdem allmählich auch in Norddeutschland die Verordnung vergessen ward, blau geblieben bis auf den heutigen Tag, ja, er scheint sogar nach Wiederaufrichtung der alten Innungen von Jahr zu Jahr wieder mehr in Aufnahme zu kommen.

Alte Bräuche am Sonntag Lätare.

Der vierte Sonntag in der Fastenzeit heißt nach den Anfangsworten der dann in den Kirchen zur Verlesung gelangenden Epistel Lätare, d. h. „Freue Dich!“, nämlich einmal darüber, daß die größere Hälfte der beschwerlichen Fasten, d. h. vier Wochen von sieben, nun überwunden ist, und dann mit Bezug auf das große Freudenfest Ostern, an dem man die Erlösung der Natur und des Menschengeschlechtes aus der Nacht des Winters und aus dem Elend der Sünde feiert! Diese doppelte Erlösung wurde unter anderem in Halberstadt ehedem auf eine recht eigentümliche Art durch eine volkstümliche Feier begangen, die, wie Grimm in seiner Mythologie* berichtet, bis in die Zeit des Markgrafen Johann Albrecht fortdauerte. Der um das Jahr 1530 gestorbene Mönch Joh. Lindner oder Tilianus, wie er sich nannte, beschreibt in seiner Onomosticon, d. h. ein nach Materien geordnetes Wörterbuch, genannten Schrift diese sonderbare Feier folgendermaßen, wobei wir uns allerdings gestatten, sein schwer verständliches Deutsch etwas zu modernisieren: „An die Stelle des Abgottstempels — er meint ein heidnisches Heiligtum, das ehedem zu Halberstadt gestanden haben soll —, der zerstört wurde, erbaute man zu Gottes und St. Stephans Ehre eine Domkirche. Deß zum Ge-

* II. Seite 743.

dächtnis sollen daselbst die Domherren jung und alt, auf Montag nach Lätare alle Jahr einen hölzernen Kegel anstatt des Abgottes aufstellen und allesamt darnach werfen. Auch soll der Domprobst in öffentlicher Prozession und unter großer Feierlichkeit einen Bären mit sich führen lassen, wo nicht, so soll ihm sein gewöhnliches Präsent geweigert werden. Auch soll ihm ein Knabe in der Prozession ein Schwert in der Scheide nachtragen."

Auch in den Magdeburger und Halberstädter Annalen des Torquatus soll nach Grimm die Sitte erwähnt und beschrieben sein. Hier wird gesagt, man habe „alljährlich auf dem Markte einen Klotz hingestellt und ihm den Kopf abgeworfen". In Hildesheim, wo eine ähnliche Feier des Tages stattfand, nannte man den Klotz „Jupiter"; in Halberstadt dagegen scheint er einen besonderen Namen nicht gehabt zu haben.

Die ganze Feier bestand augenscheinlich aus drei wohl voneinander zu trennenden Momenten, die auch für die Erklärung des Ganzen wichtig sind; nämlich: das Werfen nach dem Kegel, das Mitführen des Bären und das Nachtragen des Schwertes. Was das Letztere anbetrifft, so dürfte es zweifellos erst später der ursprünglichen Feier angehängt worden sein, um die Oberherrlichkeit des Bischofs, als der Obrigkeit, die das Schwert trägt, dem Volke zu veranschaulichen. Älter ist sicherlich das Mitführen des Bären, was überhaupt ein im Mittelalter bei Prozessionen ziemlich verbreiteter Gebrauch war. In dem elsässischen Städtchen Andlau wird noch heute am Kirchweihfeste, das allerdings nicht auf Lätare fällt, ein ausgestopfter Bär herumgeführt, dem jeder, der dem Zuge begegnet, ein Geschenk, besonders Brot, das später unter die Armen verteilt wird, in den Rachen werfen muß. Hier beruht der Brauch auf der Sage, daß die Gründerin des Ortes, die heilige Richardis, an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, auf ihrer Flucht vor dem Vater zwei gewaltige Bären aufscheuchte, die ihr aber kein Leids taten, sondern die Höhle zum Versteck überließen. Aus der Bärenhöhle ward ein Kirchlein, und daneben gründete die Königstochter ein Kloster. Das wilde, unwegsame Vogesental ward dem Christentum und der Kultur erschlossen; das ist der Sinn der Sage und des zu ihrer Auffrischung alljährlich gehaltenen Umzuges. Ohne Zweifel hatte das Mitführen des Bären bei der Halberstädter Feier ganz dieselbe Bedeutung, wenn es auch an einer ähnlichen Sage wie der elsässischen fehlt. Diese letztere fehlt z. B. auch in Mainz, wo ein ganz gleicher Brauch

stattfand, ebenso in mehreren anderen Orten, wo ehedem statt des Bären irgend ein anderes „Untier“, oft von ganz zweifelhafter Gattung, das einst die Gegend unsicher gemacht hatte, herumgeführt wurde. Auch hier soll der Sieg des zivilisierenden Christentums symbolisch dargestellt werden.

Bedeutend schwieriger ist die Erklärung des dritten, d. h. des von uns vor den beiden anderen aufgeführten Moments, nämlich des Kegelumwerfens, oder, wie Torquatus es nennt, des Kopfabwerfens. Der angeführte Tilianus meint zwar, es geschehe zum Gedächtnis der Erbauung des Domes und solle also den Fall des alten heidnischen Götzentempels darstellen. Dies ist aber ohne Zweifel nur die eine Seite der Erklärung, die andere reicht nicht nur bis zur Besiegung des Heidentums, sondern noch weit in dasselbe hinein und deutet auf eine alte Naturfeier, die lange vor Einführung des Christentums bekannt war. Der aufgestellte hölzerne Kegel hat wahrscheinlich, ähnlich wie die noch heute beim gewöhnlichen Kegelspiele gebräuchlichen, die Gestalt einer Person gehabt und sollte auch eine solche darstellen, nämlich den Winter, den sich unsere Vorfahren als einen mächtigen Riesen vorstellten, der um die Zeit des beginnenden Frühlings mit dem Sommer, den man sich ebenfalls personifiziert dachte, einen gewaltigen Kampf ausfocht. Dieser Kampf wurde vielfach sogar szenisch durch einen mit Stroh umwickelten und einen mit dem ersten Grün geschmückten jungen Mann dargestellt, und eine Menge Reime, die in verschiedenen Gegenden noch heute gesungen werden, beziehen sich darauf. Am bekanntesten ist wohl der Reim:

„Ja, ja, ja,
Der Sommer, der ist da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus,
Und jagt die Bauern zur Stube hinaus!“

den die jungen Leute anstimmen, wenn der Kampf beendet ist und sie im Triumph das Dorf durchziehen.

In einigen Gegenden nennt man die Feier „Den Tod austreiben“, aber der Tod bedeutet hier den Winter, weil um diese Zeit die Natur ausgestorben ist; deshalb singen auch die „Austreibenden“ wenn sie die Strohpuppe, d. h. den Winter verbrennen:

„Tra, ri, ra,
Der Sommer ist nun da!
Wir wollen in den Garten,
Des Sommers dort zu warten.

Der Winter liegt gefangen,
Wir schlugen ihn mit Stangen.
Der Sommer ist geboren,
Der Winter hat verloren,
Tra, ri, ra,
Nun ist der Sommer da!"

Gleich wie diese Strohpuppe waren die Halberstädter und Hildesheimer Klötze ursprünglich Sinnbilder des kahlen, unbelaubten Winters und ihr Umwerfen bedeutete das Aufhören desselben. Als aber das Christentum das Naturelement so viel als möglich aus den alten Festen entfernte und die Gebräuche christianisierte, da lag nichts näher, als die milde versöhnende Lehre des Heilands mit dem mild erwärmenden Sommer zu vergleichen und das personifizierte Heidentum an die Stelle des besiegten Winters zu setzen. So entstand die Auffassung des alten Brauches, wie sie unser Gewährsmann Tilianus aufzeichnete.

Das Todaustreiben oder Todaustragen, wobei auch oft statt der Strohpuppe oder der Klötze eine hölzerne Figur umhergetragen wird, die ein altes Weib vorstellen soll, und nicht verbrannt, sondern ins Wasser geworfen wird, soll eine slavische Sitte sein, da sie in Deutschland nur in solchen Gegenden vorkommt, die ehedem slavische Bevölkerung hatten. Es hieß der Sonntag von diesem Brauche auch der Totensonntag. Einen ganz absonderlichen Brauch führt Grimm* für diesen Tag an, der in Italien und Spanien üblich ist. Es wird dort nämlich die hölzerne Puppe, die das älteste Weib im Dorfe darstellen soll, unter allerlei Zeremonien in der Mitte durchgesägt und dann verbrannt. Man nennt dies die „Alte sägen". Die Bedeutung des Brauches ist natürlich dieselbe, und das Durchsägen soll wohl die Teilung des Jahres in Winter und Sommer andeuten, wie denn auch tatsächlich bei den südlichen Völkern der Sommer gleichbedeutend mit dem Begriff des Jahres ist.

Zum Schluß möge hier noch erwähnt werden, daß an diesem Tage alljährlich der Papst eine goldene Rose weiht, die er dann als Tugendrose an hohe Fürstinnen zu verleihen pflegt. Der Tag heißt davon auch der Rosensonntag, der Volksmund dagegen nennt ihn, weil dann über das Evangelium von der Speisung der 5000 Mann gepredigt wird, den Brotsonntag.

* A. a. O., Seite 733.

Etwas vom grossen Christopher.

Es gibt eine in Norddeutschland sehr häufig vorkommende Redeart, die man anwendet, wenn man einen Großsprecher und Prahans in recht drastischer Weise abführen will. Man sagt dann: „Er spricht vom großen Christopher und hat den kleinen nicht einmal gesehen.“ Wer ist nun dieser große Christopher, und welche Bewandtnis hat es mit der genannten Redensart? Wir glauben, daß der eine oder andere unserer Leser nicht abgeneigt sein wird, über beide Fragen etwas Näheres zu erfahren.

Wer der heilige Christopher eigentlich ist, weiß wohl kein Mensch mit unumstößlicher Gewißheit, denn es geht ihm wie manchem Sterblichen, den Geburtsschein hat er längst verloren. Da er es aber zu der Würde eines katholischen Heiligen gebracht hat, so kommt es auf die Geburtsurkunde auch weniger an, als auf den Totenschein, und den haben ihm die Acta Sanctorum ausgestellt. Die auf ihn bezügliche Legende lautet im Auszuge aus einem alten zu Straßburg gedruckten Heiligenbuche folgendermaßen: Christopher war ein Heide und zu Kanaan geboren; er war zwölf Ellen lang und hatte gewaltige Glieder. Vor seiner Taufe hieß er bloß Offero. Als er erwachsen war, begab er sich auf Reisen, um den mächtigsten Herrn zu suchen, dem wollte er dienen. Da wies man ihn an einen König, der in der Gegend als der größte galt. Er diente ihm ehrlich und treu. Eines Tages aber sah er, daß der König jedesmal das Zeichen des Kreuzes machte, wenn der Teufel genannt wurde, denn der König war ein Christ. Da befragte ihn Offero nach der Bedeutung dieses Zeichens, und als der König ihm sagte, daß es gegen des Teufels Macht schütze, sprach er: „Nun habe ich Dir genug gedient, denn wenn Du Dich vor dem Teufel fürchtest, so muß er mächtiger sein als Du; ich gehe zu ihm.“ Bald ließ sich der Böse auch von ihm finden, und zwar in der Gestalt eines kohlschwarzen Ritters. Bei ihm diente er eine Zeit lang treu und ehrlich. Aber einst kamen sie an ein Kreuz, da bog der Ritter seitwärts ab auf einen Nebenweg. Da fragte ihn Offero: „Warum reitest Du auf den krummen Weg, so doch der andere viel näher ist?“ — „Da an dem Weg steht ein Kreuz; dies Zeichen fürchte ich, denn Christus hat an dem Kreuz gehangen“, antwortete der Teufel. Nun verließ ihn Offero und suchte Christus, aber es dauerte lange, bis er ihn fand. Ent-

kam er zu einem Klausner; der erzählte ihm von Christus dem Weltheiland, und als Offero sagte, er wolle ihm gern dienen, stellte ihn der Klausner als Fährmann an, und er mußte alle Reisenden, die des Weges kamen, über einen Fluß tragen, was ihm mit seinen langen Beinen und seinem breiten Rücken gar nicht schwer wurde. Einmal in der Nacht läutete es sehr stark, und als Offero aufstand, sah er ein kleines Kind am Ufer stehen, das wollte auf die andere Seite hinüber. Der Fährmann nahm es bereitwillig auf seine starken Schultern und watete in das Wasser. Aber dieses wuchs zusehends, und das Kind ward so schwer, als wäre es von Blei. Er fürchtete zu ertrinken und sagte: „Kind, wie bist Du so schwer, mir ist, als ob ich die ganze Welt trüge." Da sprach das Kind: „Du trägst nicht allein die Welt, sondern auch den, der sie erschaffen hat." Damit drückte das Kind den Offero unter das Wasser und sprach: „Ich bin Jesus, Dein König und Dein Gott, für den Du arbeitest, nun taufe ich Dich in dem Namen meines Vaters, und in meinem Namen und des heiligen Geistes. Vorher hießest Du Offero, nun sollst Du Christophero — von Christum und fero (ich trage) abgeleitet — heißen. Stecke hier Deinen Stab in den Boden, trägt er morgen Blüten, so erkenne daran meine Macht." Am anderen Morgen war es geschehen, wie das Kindlein gesagt hatte, und Christophero diente von nun an dem Herrn, für den er sogar unter dem König Dagnes von Lydien den Märtyrertod erlitt.

Soweit die Legende. Ihr Sinn ist leicht verständlich. Christopher ist der Repräsentant des frommen und zugleich demütigen Christen, der sich ganz und mit aller Kraft in den Dienst des Herrn stellt. Nichtsdestoweniger hat die katholische Kirche bewiesen, daß der Riesenheilige auch gelebt habe. In Spanien, zu Paris, Rom, Ravenna, Genua, Wittenberg und Halle zeigt man Reliquien von ihm, und in Deutschland findet man noch viele bildliche Darstellungen des Heiligen. Im Dom zu Erfurt sieht man sein Bild, so groß, daß es sich fast vom Fußboden bis an die Decke erstreckt. Im nördlichen Schiff der Warnemünder Kirche steht eine riesige, mehr als doppelt mannshohe Bildsäule. Es ist der heilige Christophorus, der Schutzheilige der Schiffer und Fährleute. Auf seiner Schulter sitzt das Christuskind mit der Weltkugel. Das Werk ist eine Schnitzerei aus Eichenholz, mit lebhaften Farben bemalt und reich vergoldet. Es stammt aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts und hatte schon in der alten, 1874 abgebrochenen Kirche seinen Platz und zwar

unter dem Triumphbogen an der nördlichen Chorwand. Die Bildsäule stand von altersher bei den Warnemündern in hohem Ansehen. In dem lothringischen Städtchen Vic a. d. Seille wird dem heiligen Christopher noch alljährlich am 25. Juli ein Fest gefeiert, mit dem der sog. Christophermarkt verbunden ist. An einem Wirtshause, dem „Hôtel St. Christophe“, befindet sich eine Statue des Heiligen, von einem hölzernen Verschlag umgeben. Der letztere wird zu einer Art Kapelle hergerichtet und ebenso wie das Bild mit Guirlanden und Blumen geschmückt. Dies geschieht bereits am Tage vorher. Am Morgen des Festtages um 4 Uhr früh mit Tagesgrauen beginnen die Gebete vor dem Heiligenbilde, das in ähnlicher Weise wie dasjenige in Erfurt, das Christuskindlein auf dem rechten Arme trägt. Es gehörte früher dem Kloster zum heiligen Christoph, von dem noch Ruinen vorhanden sind, ist jetzt aber Eigentum des Wirtes, in dessen Tasche auch die gespendeten Geldopfer fließen, wofür er Kapelle und Bild unterhalten muß. Die Feier des Festes am 25. Juli anstatt am 15. März, der ihm sonst geweiht ist, scheint lokale Ursachen zu haben. In Süddeutschland, ganz besonders in Tirol, steht seine Statue, oft ganz erbärmlich in Holz gehauen, fast an allen Wegen, und die Gemsenjäger vergessen nie, sie bittend zu begrüßen und den Hut zu ziehen, denn ein alter lateinischer Spruch sagt:

„Christophori sancti specimen quicumque tuetur,
Ista nempe die non morte male morietur.“

Das heißt auf Deutsch:

„An welchem Tage Du St. Christopher gesehen,
Wird nichts Verderbliches Dir geschehen.“

Mit Bezug auf einen Schutz vor plötzlichem verderblichen Tod ist auch von Kaiser Maximilian I., dem kühnen Gemsenjäger, aus Dankbarkeit für seine wunderbare Rettung aus der Gefahr an der Martinswand, im Jahre 1517 zu Grätz in Steiermark ein Christophsorden gestiftet worden. Auch auf Münzen erscheint das Bildnis des Heiligen, wie er Christum durchs Meer trägt, so auf württembergischen Talern aus den Jahren 1605—1609, auf Dukaten des Würzburger Bischofs Franz Christoph und auf böhmischen Talern aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese Münzen, die man in Museen noch ziemlich häufig findet, waren einerseits mit Anspielung auf den Namen des Landesfürsten, andererseits mit Rücksicht auf obigen Spruch geschlagen, und das Volk glaubte, durch den Anblick des Christophstalers vor einem plötzlichen, unbußfertigen Tode bewahrt zu bleiben.

Auch ein sogenanntes „Christophel-Gebet“ gibt es, wodurch man die auf dem Boden des Wassers befindlichen Schätze in seine Gewalt bekam, denn der Aberglaube schrieb dem Heiligen die Macht zu über alles, was im Wasser liege. Daß er nebenbei der Patron der Fährleute wurde, versteht sich von selbst.

Zum Schlusse sei noch der Anfang eines alten lateinischen „Christopherliedes“ erwähnt, das in schlechten Knittelversen den Inhalt unserer Legende wiedergibt:

„O sancte Christophore!
Qui portasti Jesum Christum
Per mare rubrum,
Nec franxisti ecurem.
Et hoc non est mirum.
Quia fuisti magnum virum (!) etc.“

Frei übersetzt auf Deutsch etwa:

„O heiliger Christophorus,
Der Du durchs rote Meer
Den Herren Christum trugst,
Ohn' Deine Knie zu brechen;
Das ist gewiß kein Wunder,
Denn Du bist riesenstark ꝛc.“

Diese Riesenstärke ist auch die Veranlassung zu dem Eingangs erwähnten Sprichwort vom großen Christopher geworden, und die Bedeutung desselben tritt noch um so schärfer hervor, wenn man, was wohl üblich ist, dem Großsprecher dabei den kleinen Finger zeigt. Man will natürlich damit sagen, daß man mehr Kraft im kleinen Finger habe, als der Prahlhans im ganzen Körper, trotzdem er sich geberdet, wie der große Christopher. Aber auch noch eine andere religiöse Deutung kann man dem Sprichwort geben: Was sind wir elenden, gebrechlichen Geschöpfe dieser Erde gegen den großen Weltenschöpfer? Nicht einmal so viel als der kleine Finger gegen den Riesen Christopher. Und damit sind wir wieder bei der Bedeutung der Legende angekommen, daß der heilige Christophorus niemand anders ist, als das demütige Menschenkind selbst, das Christum, d. h. das Kreuz Christi, auf sich nimmt und geduldig trägt durch alle Wasser der Trübsal.

Mariä Verkündigung.

Das Fest der Verkündigung Mariä ist der Erinnerung an den Tag geweiht, an welchem der Engel Gabriel der Jungfrau Maria die Geburt des Weltheilandes, bezw. die Empfängnis desselben verkündigte. Es scheint von allen der katholischen Kirche eigenen Marienfesten das älteste zu sein, doch feiert man dasselbe zuerst nicht der Maria zu Ehren, sondern es galt als ein Fest Christi. Als solches wird es bereits vom heiligen Athanasius im Jahre 340 erwähnt. Als eigentliches Marienfest gestaltete es sich erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts zur Zeit der Nestorianischen Streitigkeiten. Diese drehten sich bekanntlich hauptsächlich um die doppelte Natur Christi. Nestor († 440), Patriarch von Konstantinopel, lehrte, das Göttliche und das Menschliche in Jesu seien auch nach seiner Geburt völlig getrennt von einander geblieben, und Maria habe deshalb nur das Menschliche, nicht aber das Göttliche an ihm geboren. Er sah deshalb Maria nicht als die Mutter Gottes an, sondern betrachtete sie bloß als diejenige des Menschen Jesu. Gegen diese Lehre, welche aus den beiden Naturen Christi zwei ganz verschiedene Personen machte, erhob sich die abendländische Kirche, die schon seit längerer Zeit, besonders auf Betreiben des Bischofs Cyrillus von Alexandrien auf dem Konzil zu Ephesus (431), die Maria als Mutter Gottes verehrte. Die griechische Kirche nahm das Fest später ebenfalls an und nannte es „Tag des Grußes“ oder Tag der „frohen Botschaft“.

Sobald man das Geburtsfest Christi auf den 25. Dezember annahm, mußte Mariä Verkündigung notwendig auf den 25. März fallen, und doch bestimmte das Konzil zu Toledo 659, daß das Fest am 18. Dezember zu begehen sei, weil der 25. März entweder in die Fasten oder gar in die stille Woche falle; doch sah man den Irrtum bald ein und kehrte zu dem alten Datum zurück, wobei zugleich bestimmt wurde, das Fest um 8 oder 14 Tage früher zu feiern, falls es in die stille Woche oder in die Osteroktave falle. Diese Praxis ist auch bisher geblieben und wurde selbst von Luther, der bekanntlich Mariä Reinigung (2. Februar) und Mariä Verkündigung beibehielt, anerkannt.

Im Mittelalter ward die Geschichte der Verkündigung vielfach dramatisch dargestellt: Ein die heilige Jungfrau vorstellendes junges Mädchen saß vor dem Hochaltar und empfing einen als Engel kostü-

mierten Chorknaben, der sie mit den Worten anredete: Ave gratia plena, Dominus tecum u. s. w., worauf sie bescheiden antwortete: Quomodo istud fiet u. s. w. Nachdem in solcher Weise die ganze Stelle Lukas 1. 26—38 in lateinischer Sprache wechselweise hergesagt worden war, von der glücklicherweise wenigstens das Mädchen wohl nichts verstand, „schied der Engel von ihr", und die Jungfrau ward in Prozession herumgeführt. Nur die sittenreinsten Mädchen der Gemeinden hatten Hoffnung, als Darstellerin der Maria zugelassen zu werden, und welcher dies einmal gelungen, die erinnerte sich noch im höchsten Alter mit Freuden der ihr einst zuteil gewordenen hohen Ehre. Später wurden sowohl die Jungfrau als auch der Engel Gabriel durch Holzfiguren ersetzt, besonders seit 1750, angeblich weil damals der Chorknabe, als er an einem Seile von der Decke der Kirche zu Aarschot in Belgien zur Jungfrau herabgelassen wurde, das Genick brach. Ein päpstlicher Erlaß hatte aber schon 1656 die Verwendung von Kindern zu dieser ziemlich anstößigen Komödie verboten. An einigen Orten war es Sitte, daß die Mütter ihren Kindern, während sie unverwandt auf die vom Kirchenhimmel herabschwebende Engelsgestalt blickten, unbemerkt kleine Kuchen in den Schoß fallen ließen, damit sie glauben sollten, der Engel Gabriel habe sie gebracht.

In Rom wurde später diese dramatische Darstellung durch eine glänzende Prozession ersetzt, bei der das von Gold und Silber strahlende und von 6 Rappen gezogene Bild der Maria herumgeführt wurde. In der Kirche St. Maria della Minerva angekommen, erschienen 300 Jungfrauen, welche, nachdem sie kommuniziert hatten, paarweise vor dem am Hochaltar sitzenden Papste niederknieten und je 50 oder 100 Taler erhielten, um sich dafür eine Aussteuer zu beschaffen. Armut und untadelhafte Führung sind die Bedingungen der Teilnahme an dieser von dem Papste eingesetzten und noch unterhaltenen Konkurrenz. Zur Zeit soll die Feier eine ganz interne sein, und die Geldbeträge werden auf Empfehlung der Pfarrer verteilt.

Alte Gebräuche, welche sich an das Verkündigungsfest knüpfen, gibt es nicht viele. Das ist auch ganz erklärlich; die vorausgegangenen Fasten und das gewöhnlich kurz darauffolgende Ostern haben hier ihren Einfluß geübt. Ziemlich allgemein gilt in Norddeutschland der Tag Mariä Verkündigung als der Zeitpunkt, wo die Arbeiten bei Licht aufhören, um erst um Michaelis wieder zu beginnen. Dies besagt der alte Volksspruch:

„St. Marieken pußt dat Licht ut,
St. Michel steckt et wedder an.“

Auch die Schwalben, neben den Störchen die ersten gefiederten Frühlingsboten, setzt man zu diesem Tage in Beziehung, und in ihr glauben wir noch einen Anklang an die alte heidnische Zeit zu erkennen. Die zierliche Schwalbe war in der altgermanischen Mythologie der Lieblingsvogel der Holda und der nie alternden Iduna. Beide nahmen oft ihre Gestalt an, wenn sie aus Walhalla auf die Erde kamen oder dahin zurückkehrten. Unsere Vorfahren hielten sie deshalb hoch in Ehren, und das mutwillige Töten einer Schwalbe, oder die Zerstörung ihrer Nester, hat, so glaubt man noch heute, schweres Unglück, Krankheit und Seuchen zur Folge. Die Schwalbe ist noch heute ein Glücksvogel, aber nicht Holda und Iduna bringen jetzt das Glück, sondern die Jungfrau Maria. Sie ist mit dem Christentum an ihre Stelle getreten, und die Schwalbe heißt seitdem Muttergottesvogel. Die Redensart:

„Mariä Verkündigung — Die Schwalben kommen wiederum“

gilt nur für Gegenden mit spätem Sommer. Sie findet sich daher gleichmäßig in den alpinen Regionen Tirols und an den schneereichen Ostseeküsten. Im südlichen und mittleren Deutschland kommen die Schwalben schon gegen Ende Februar, und mit Rücksicht darauf heißt es hier von Petri Stuhlfeier (22. Februar):

„An Petri Stuhlfeier sucht der Storch sein Nest
Und kommt von Schwalben der Rest.“

Außer der Schwalbe sind der Maria noch mehrere Tiere geweiht, so vor allen das Marienkäferchen (coccinella septempunctata), auch Marienkälbchen oder Muttergotteskuh usw. genannt. Auch verschiedene Pflanzen, z. B. das Mariengras, mehrere Arten Farnkräuter, Johanneskraut, dessen Saft Marienblut heißt, sind noch jetzt der Maria heilig, wie sie einst in heidnischer Zeit als Lieblinge der Liebesgöttin Freya und der Frühlingsgöttin Holda oder Berta angesehen wurden. Darum glaubt man auch noch heute, aus diesen Pflanzen Liebestränke bereiten oder die Fruchtbarkeit durch dieselben befördern zu können.*

Auch als Regengöttin gilt Maria, wie einst die heidnische Frühlingsgöttin, und als solche bezeichnet sie die alte Wetterregel:

„Regnet's an Unser-Liebfrauentag,
Wenn sie über's Gebirge geht,
So regnet's nacheinander 40 Täg.“

---

* Grimm, Deutsche Mythologie Seite 246 und 280.

Hier ist natürlich Mariä Heimsuchung (2. Juli) gemeint. Von einem anderen Marienfeste, deren es in der katholischen Kirche im ganzen sieben größere und zehn kleinere gibt, behauptet das Volk:

„Mariä Geburt (8. September)
Zieh'n die Schwalben furt."

Außer Mariä Reinigung und Mariä Verkündigung hat innerhalb der katholischen Kirche noch eine ganz besondere Bedeutung das Fest der unbefleckten Empfängnis (8. Dezember), das durch das Konzil zu Basel im Jahre 1439 allgemein eingeführt wurde, und das Fest Mariä Himmelfahrt (15. August), auch der große Marientag genannt. Das letztere kam zuerst im Morgenlande bereits gegen Ende des 6. Jahrhunderts auf, ward aber im Abendlande erst von der Synode zu Mainz im Jahre 803 und bald darauf vom Konzil zu Aachen 818 allgemein als katholisches Fest anerkannt.

Als Luther das Verkündigungsfest in seinen Kanon aufnahm, kehrte er dabei zu der ursprünglichen Auffassung desselben als ein Fest Christi zurück, und als solches sollte es den Ausgangspunkt des ganzen Lebensganges des Erlösers bilden, den auch er in seinem Kirchenjahre der Gemeinde darstellen wollte.

In Übereinstimmung mit dieser alten Auffassung des Tages als Ausgangspunkt des christlichen Heilsjahres, da die Verkündigung des Heilandes ja die erste Tat des ganzen Erlösungswerkes war, galt der Tag lange Zeit nicht nur als der Anfangstag des kirchlichen, sondern auch des bürgerlichen Jahres, bis er durch die Einführung des 1. Januar verdrängt wurde.

April! April!

Die Narren schickt man, wohin man will.

Wenn es dem verehrten Leser auch wohl kaum passieren wird, daß man ihn am ersten April in die Apotheke schickt, um ein Lot Mücken- oder gar Haselfett zu holen, auch die rosagrüne Tinte, der gesponnene Sand und der gedörrte Schnee nicht mehr bei ihm verfangen werden, so könnte er doch möglicherweise auf das Kieselsteinöl oder auf das Mystifit noch hereinfallen, denn es wird ja heutzutage aus allem möglichen Öl gemacht, warum denn nicht auch

aus Kieselsteinen; und was das Mystifit anbetrifft, so gibt es Beispiele, daß schon mancher aus lauter Furcht vor Dynamit, Melinit, Roborit und anderen „iten" auch vor dem Mystifit davonlief. Also in Acht nehmen, sonst könnte man zum Aprilnarren werden, wie der Berliner sagt, wenn man nicht etwa schon im März einer war.

Ganz besonders mögen sich unsere Leserinnen hüten, daß ihnen nicht ein Spaßvogel einen Denkzettel an diejenige Stelle klebt, die die heutige Mode offenbar ganz dazu ausgerüstet hat, oder ihnen gar unbemerkt das hübsche Gesichtchen durch einen schwarzen Strich verschimpfiert. Wenn sie mit Friesen oder Holländern in Berührung kommen, da mögen sie sich doppelt vorsehen, denn diese sonst ziemlich fischblütigen Gesellen sind am 1. April aus Rand und Band. Sie sind sogar imstande und hängen ihnen eins an, nämlich eine Papierpuppe oder gar einen Hering aus Pappe.

Wer wird sich denn heute noch in den April schicken lassen, denkt die freundliche Leserin, nicht wahr? Nun, das dachte vor einigen Jahren unser Frauchen auch und war so klug, Gras wachsen zu hören, wo gar keins war, aber das klügste Huhn legt auch einmal in die Nesseln! Steht da am Vorabend des 1. April eine ganz unschuldige Anzeige in der Zeitung des Inhalts, es würden am anderen Morgen mehrere Zuber mit Hechten und Karpfen eintreffen und auf der X.-Brücke verkauft werden. Da hätte man am anderen Morgen die Eile sehen sollen! Auf dem Hinwege zur Brücke nämlich, auf dem Rückwege dagegen soll es ziemlich langsam und still abgegangen sein, denn auf der X.-Brücke waren nur poissons d'Avril feil, und die lassen sich weder braten noch kochen!

In Vorstehendem hat der geneigte Leser so ziemlich alles, was sich in Deutschland von Aprilscherzen vorfindet und gelegentlich losgelassen wird. Er wird nun fragen, woher stammen diese, und was ist ihre Bedeutung? Die Frage ist auch hier wieder einmal leichter als die Antwort, denn über die letztere sind sich die Gelehrten, wie über so manches andere, nicht einig. Eigentlich gibt es drei Antworten auf die Frage, die eine sozusagen naturalistisch, die andere heidnisch und die dritte christlich, und die Anhänger der einen oder der anderen halten natürlich die ihrige für die allein richtige. Die erste Antwort gründet sich eigentlich auf dem altbekannten Sprichwort: „Aprilwetter, Frauentreu, ihr ähnelt euch wie Ei dem Ei", und ihre Verfechter leiten die Sitte einfach von dem veränderlichen und trügerischen Aprilwetter ab und meinen, wer sich auf die eine oder die an-

dere verließe, sei jedenfalls ein Narr. Diese Erklärung hat ohne Zweifel den Vorzug der Kürze, aber an Wahrscheinlichkeit scheint sie uns dadurch allerdings nicht zu gewinnen. Umständlicher ist schon die zweite, aus dem Christentum stammende, die wir hier vorweg nehmen wollen: Während des ganzen Mittelalters war es bekanntlich Sitte, während der Fastenzeit die Leidensgeschichte Christi öffentlich in allerlei Szenen darzustellen. Da nun um die Zeit des 1. April sehr häufig die letzte Woche vor Ostern, die sogenannte stille Woche fiel, so wurde in diesen ersten Tagen des April der Prozeß Christi vor dem geistlichen Gericht der Juden und vor dem weltlichen Gericht der Römer dramatisch aufgeführt. Diese Aufführungen habe das Volk nachgeahmt, und die vergeblichen Gänge und die lächerlich machenden Aufträge seien nichts weiter als eine Veranschaulichung des spottvollen Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas und von Herodes zu Pilatus, käme also auf die Redensart hinaus: „von Pontius zu Pilatus laufen.“ Auch diese Erklärung kann kaum befriedigen; sie trägt den Stempel des Gemachten und Gesuchten gar zu sehr an der Stirn. Offenbar haben wir es hier mit einer bereits vor dem Christentum vorhandenen Sitte zu tun, die dann, wie so manche andere, in die Kirche hinübergeleitet, d. h. der eine christliche Deutung gegeben wurde.

Es bleibt uns nun noch der dritte, der heidnische Ursprung als Erklärungsgrund übrig. In der Tat ist es denn auch nicht schwer, unser „in den April schicken“ — Lessing sagt übrigens „zum April schicken“ — aus dem alten indischen Hulifest abzuleiten. Das war ein zu Anfang unseres April im Orient mit allerlei Possen, Späßen und Schelmereien gefeiertes Frühlingsfest, das seit undenklichen Zeiten in Indien Brauch war, und nach einer Beschreibung des englischen Obersten Pearce mit unserem Aprilschicken viel Ähnlichkeit hat. Noch heute läßt man dabei allerlei Aufträge ausrichten, die mit einer Täuschung enden, um den Beauftragten zum Gelächter, oder wie man sagt, zum Hulnarren zu machen.* Der Monat April war in Indien der Göttin Maja geweiht. Sie ist dem Namen nach die Täuschende, denn das sanskritische mag, wovon das griechische mageia herstammt, heißt Betrug, Täuschung. In der Bedeutung aber ist sie die Göttermutter, die Hervorbringerin alles Daseins. Nun galt den indischen Weisen das irdische Leben nur als ein Scheinleben, die ganze

* Vergl. Nork, a. a. O., Seite 265.

Welt als eine Scheinwelt und die Göttin, welche die Seelen in dieses Scheinleben hineinlockt, war somit die Urheberin der allergrößten Täuschung, des menschlichen Lebens selbst. Dieser Maja ward deshalb alljährlich das Huli-, oder wenn man will, das Täuschfest gefeiert. Ihr Abbild wurde bei den Griechen einerseits die Kybele und andererseits die Aphrodite. Der letzteren war der April geheiligt und als römische Venus führte sie sogar das Prädikat Apatura, d. h. die Täuscherin, was die realistischen Römer allerdings etwas anders auffaßten. Ganz abgesehen davon, ob die Apaturien ein politisches Fest waren, und ob sie im Oktober oder im April gefeiert wurden, genügt es hier, das auf einer Tiberinsel in den drei ersten Aprilnächten der Venus gefeierte Fest anzuführen, bei dem es an mutwilligen Streichen nicht fehlte. Man wohnte in Lauben und lud Freunde und Bekannte zu sich ein. Als Stelldichein aller Mutwilligen und Ausgelassenen mag es an Täuschungen dabei nicht gefehlt haben, und manche schalkhafte Römerin benutzte die Gelegenheit, ihren Liebhaber — in den April zu schicken, indem sie dem Feste fern blieb, oder sich verborgen hielt.

Von der Maja, die bekanntlich auch die älteste der Plejaden war, erbte Frau Venus einerseits als Göttin des Ehebundes das Sinnbild der Taube, andererseits aber auch als Göttin der Fruchtbarkeit dasjenige der Fische. Sie erscheint daher ebensowohl als Plejadentaube, als auch als Plejadenfisch, und als letzterer wird sie als Venus sub pisce bezeichnet. Von diesen Plejaden, d. h. dem Fischattribut der Venus, leitet Nork nun ebenfalls die Aprilfische der Franzosen und ihre Redensart „donner un poisson d'avril" her, und damit haben wir dem freundlichen Leser, der uns bis hierher gefolgt ist, die drei verschiedenen Ansichten der Aprilgelehrten über ihre Vettern, die Aprilnarren, gegeben. Hoffentlich gehören wir beide nicht zu den letzteren, obgleich es keine allzugroße Schande ist, denn es laufen ihrer gar viele in der Welt herum, die, wie die alten Indier wohl schon richtig vermuteten, nicht allein am 1. April ein großes Narrenhaus ist.

Der Palmsonntag.

Mit dem Palmsonntage beginnt die „stille Woche", die Woche vor Ostern. Sie erhielt diesen Namen von dem Umstand, daß früher während derselben in den Kirchen jeglicher Glocken- und Orgelklang

verboten war. Auch heute sind noch in vielen Gegenden Musikaufführungen während der Fastenzeit, besonders aber in der stillen Woche, nicht gestattet. Die Fastenzeit hat in der protestantischen Kirche ihre festliche Bedeutung verloren, die stille Woche aber bis zu einem gewissen Grade den Charakter der Trauer beibehalten. Der Palmsonntag hat seinen Namen von der „Palmprozession", welche früher an diesem Tage in den Kirchen zur Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem kurz vor dem Passahfeste stattfand, denn während dieses Einzuges streute bekanntlich das begeisterte Volk unter dem Rufe: „Hosianna, gelobt sei der, der da kommt im Namen des Herrn!" dem Messias Palmen auf den Weg. Die Palme war schon bei den orientalischen Völkern ein Sieges- und Friedenssymbol und eignete sich also vollkommen zur Begrüßung desjenigen, von dem man Erlösung von dem römischen Joche hoffte. Allem Anscheine nach fand um die Zeit des jüdischen Osterfestes in Persien und den Ländern am Euphrat und Tigris von alters her ein Frühlingsfest statt, bei welchem die Priester unter Vorantragen von Palmenzweigen auf Eseln reitend Feld und Flur für den kommenden Sommer segneten. Ob, wie einige* glauben, die jüdische Sitte des Palmenstreuens hierauf zurückzuführen sei, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Die erste authentische Nachricht von diesem Feste stammt von dem Kirchenvater Chrysostomus († 407); doch läßt die Art und Weise, wie er den festlichen Charakter des Tages hervorhebt, darauf schließen, daß die Feier desselben damals im Orient bereits ziemlich allgemein war. Auch war es damals schon Sitte, daß die byzantinischen Kaiser an diesem Tage allerlei Geschenke, besonders goldene Münzen austeilten, die „Palmgeschenke" hießen. Später steuerten die Kaiser an diesem Tage arme Mädchen aus. Der Tag wurde anfangs auch „Tag des Lazarus" genannt, weil bei der Vorfeier desselben am Samstag die Salbung Jesu durch Maria und die Auferweckung des Lazarus der Gemeinde vorgelesen, beziehungsweise erzählt wurde. So bestimmte es schon die Gregorsche Regula pastoralis. Diese Bestimmung ist zugleich die älteste Nachricht über das Fest im Abendlande. Zwei alte Predigten über dasselbe sind uns noch erhalten, die eine in der morgenländischen Kirche von dem genannten Chrysostomus und die andere in der abendländischen Kirche von Beda Venerabilis († 735). In beiden Predigten wird schon das Streuen der Palmen erwähnt.

* Vergl. F. Nork, Festkalender, Seite 858.

Über die Bedeutung dieser Sitte ist man sich nicht ganz einig. Bei dem alten, oben erwähnten heidnischen Palmenfeste sollte die Palme ohne Zweifel ein Symbol der mit dem Frühling wieder beginnenden Fruchtbarkeit, das Zeichen der Reproduktionskraft der Natur sein. Darauf deutet auch das Segnen des Feldes. Da man die Unfruchtbarkeit des Winters den Einwirkungen der Dämonen zuschrieb, und diese im Frühling durch das aufs neue keimende Leben überwunden ward, so war sie, die Palme, zugleich das Zeichen des Sieges. So ging sie auch in das Christentum über. Hier ward sie das tröstende Zeichen der Wiedergeburt, des Sieges über die Vernichtung des Todes, denn durch den Tod Jesu war für die Gläubigen der eigene Tod überwunden.

In den beiden erwähnten alten Predigten wird aber die Sitte des Palmenstreuens in ganz realistischer Weise dahin gedeutet, daß sie die Werke der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit, mit denen sich die Gläubigen einander den Weg des Lebens angenehm machen, veranschaulichen sollten. In dem Bestreben, den Entwicklungsgang der christlichen Lehre äußerlich darzustellen, und an der Hand der neutestamentlichen Erzählungen den Gemeinden das Leben Christi in seinen Hauptmomenten vorzuführen, sind die Gründe zu zu suchen, warum man im Mittelalter den Palmsonntag in solcher Weise dramatisierte. Hierbei waren es besonders die Mönche des Franziskanerklosters in Jerusalem, die von alters her bemüht waren, alles genau so nachzuahmen, wie es in den Evangelien berichtet wird. Der Prior des Klosters sandte früh morgens zwei Mönche nach dem Flecken Bethphage, um den bereitstehenden Esel zu holen. Auf diesem hielt er dann, während die Mönche und das Volk den Weg mit Blumen und Palmenzweigen bestreuten und „Hosianna in excelsis, Hosianna Filio David" sangen, seinen Einzug in Jerusalem bis zur Erlöserkirche, wo er abstieg, um die Messe zu beginnen. In die griechische Kirche übergegangen, hatte eine ganz ähnliche Feier sich noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts in derselben erhalten, und auch heute noch wird, wenn man auch den Eselsritt aufgegeben hat, die Palmsonntagsprozession in Rußland, ganz besonders aber im Kreml zu Moskau, sehr feierlich ausgestattet. Sie beginnt schon um 4 Uhr des Morgens, wo unter dem Geläute aller Glocken der Stadt die Gläubigen mit den am Tage vorher auf besonders dazu abgehaltenen Märkten gekauften Stechpalmen, die hier die Stelle der Palmen vertreten, in die Kathedrale eilen. Nach dem Gottesdienst

beginnt dann die Prozession. In der römisch-katholischen Kirche untersagte schon Gregor der Gr. den Geistlichen, bei dem Umgange die Stelle des Messias einzunehmen, und verordnete zugleich, daß eine hölzerne Christusfigur umhergeführt werde.

So entstand die bekannte „Palmeselprozession", die, mit dem Christentum nach Deutschland gekommen, manche Züge in sich aufnahm, die ursprünglich der alten heidnischen Göttin Ostara angehörten. Die letzte uns bekannte Palmesel-Prozession fand noch im Jahre 1802 zu Schwäbisch-Gmünd statt. Behängt mit Silber und geschmückt mit Blumen wurde das Christusbild auf dem ebenfalls mit gold- und silbergestickter Decke behangenen Esel in Begleitung des Magistrats und der gesamten Geistlichkeit in die dortige Spitalkirche geführt und ebenso feierlich von dort wieder abgeholt.*

An manchen Orten nahm die Palmeselprozession den Charakter von Umzügen an, die der Darstellung der Mysterien ähnlich waren. Berühmte Palmeselprozessionen waren außer der zu Gmünd diejenigen von Antwerpen, Salzburg, Kempten und Heidelberg. In Antwerpen schritten dem Palmesel die zwölf Apostel voran, und der Darsteller des Heilandes mußte nach einer Bestimmung aus dem Jahre 1487 immer ein eben aus Jerusalem zurückgekehrter Pilger sein. In Salzburg waren das Sattelzeug des Esels und der Harnisch des Reiters über und über mit kostbaren Edelsteinen besetzt, die dem Kloster zu Nonnberg gehörten, und der Zaum des Esels war eine Schnur echter Perlen und Edelsteine in der Art eines Rosenkranzes. Bei der Heidelberger Prozession ward die ganze biblische Geschichte, von Adam und Eva im Paradiese an bis zu dem Einzug Christi in Jerusalem, der den Schluß des Zuges bildete, aufgeführt. Sie war etwa bis zur französischen Revolution ein berühmtes Volksfest des ganzen badischen Unterlandes. In Kempten durften mit der Rückkehr der Palmeselprozession von dem nahen Kloster die aus der Stadt Verwiesenen ungestraft zurückkehren.

Seinen Hauptanhang hatte der Palmesel natürlich unter den Kindern, und sein alljährliches Erscheinen war ein Lieblingsfest der Kleinen. An einigen Orten brachten sie ihm ein Bündelchen Heu, und diejenigen unter ihnen, die am Palmsonntage ihre ersten Höschen an hatten, durften auf ihm reiten, was man für besonders förderlich für das Gedeihen der Kinder hielt. Nach beendigtem Gottesdienst ließ

* Vergl. Baur, Historische Kuriositäten II., 287.

der Küster wohl auch gegen ein kleines Trinkgeld die Jugend einige Male in dem Kreuzgange der Kirche auf dem Esel auf und ab reiten.* Auf diesen Gebrauch spielen folgende Verse an:

„Wenn Ostern bald heran will kommen,
Wird der Gebrauch in Acht genommen,
Daß unter die Kirchweih man geh'
Und ja den Palmenesel seh,
Die Kinder auch darauf läßt reiten;
Geschieht's Jahr einmal, was soll's bedeuten!" **

Der Gedanke, das Palmenfest komme nur einmal im Jahr, kehrt auch in der in ganz Süddeutschland gebräuchlichen Redensart wieder: „Er kommt so selten wie der Palmesel." Ein anderes Wort, das man am Palmsonntag gern denjenigen zuruft, die neue Kleidungsstücke tragen, und das da lautet: „Nimm Dich in Acht, der Palmesel — beschmutzt Dich!" hat wohl seinen Grund in der um Ostern herrschenden unbeständigen Witterung, die Schuld war, daß mancher durchnäßt und beschmutzt von der Palmesel-Prozession heimkam. Auch der Ausdruck „geputzt wie ein Palmesel acht Tage vor Ostern" ist in ganz Süddeutschland bekannt und wird in derselben Bedeutung gebraucht, wie in Norddeutschland diejenige von dem Pfingstochsen.

Jetzt ist in der römischen Kirche anstatt des Umzuges nur noch die „Palmenweihe", die allerorten an diesen Tagen vorgenommen wird, üblich. Am feierlichsten geschieht dieselbe wohl in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, wo der Papst sie sogar eigenhändig vollzieht, und das dort beobachtete Zeremoniell ist auch für die übrigen Kirchen, denen nicht solche geweihte Zweige zugesandt werden, soweit es die Umstände erlauben, maßgebend. Die geweihten Palmzweige werden einerseits an die Gläubigen verteilt und zur Ausschmückung der Wohnräume verwendet, andererseits verbrannt, um aus ihnen die Asche zu gewinnen, die man am Aschermittwoch des nächsten Jahres den Büßenden auf das Haupt streut.***

In der protestantischen Kirche hat sich nur in England ein Rest der alten Palmenweihe erhalten. Auf den Märkten Londons, besonders in Covent Garden, sieht man an diesem Tage zahlreiche Verkäuferinnen von jungen grünenden Weidenzweigen, die man sich als

* In Konstanz ward die Sitte erst von Kaiser Joseph II. abgeschafft.

** Augsburgisches Jahreinmal.

*** Dieser Gebrauch soll schon in Phönizien und Syrien ausgeübt worden sein, wo man besonders zu Tyrus eine Palme zu Ehren des Frühlings verbrannte.

urrogat für Palmblätter an den Hut oder in das Knopfloch zu
ecken pflegt. Auch bestreut man vielfach den Weg zur Kirche mit
lchen Weidenzweigen. Während in Rom die echten Palmzweige
gens von Sizilien oder gar aus Nordafrika bezogen werden, muß
h auch die katholische Kirche in nördlicher gelegenen Gegenden mit
n Zweigen von Juniperus und Buchsbaum oder auch der Stech-
ilme behelfen. Aber auch dieser Notbehelf gilt nicht minder als
e echte Palme als Symbol des Friedens und des Sieges, die beide
ı diesem Tage hauptsächlich in Erscheinung treten.

Eine eigentümliche Sitte berichtet Reinsberg-Düringsfeld
ıs der Gegend von Basel. Dort ziehen die Knaben am Sonntag
ır dem Palmsonntag scharenweise in den Wald und holen die so-
nannten Palmsträuße und Palmbäume. Die ersteren sind Zweige
r Stechpalme, die man in Büschel zusammen bindet. Findet man
lche mit roten Beeren, so bedeutet das Glück, und der Zweig kommt
die Mitte des Straußes. Nun wird ein junger Tannenbaum so
eit von allen Zweigen befreit, daß nur oben eine kleine zierliche
rone übrig bleibt. Der Baum wird nun mit Zweigen von Buchs-
ıum und Haselruten umwunden, während der Palmstrauß in der
litte befestigt wird. Als Früchte hängt man einige Äpfel hinein.
lit diesen Palmbäumen begeben sich die Knaben am anderen
lorgen in die Kirche, um sie segnen und mit Weihwasser besprengen
ı lassen. Später werden die Bäume in den Garten gesetzt und am
stermorgen in aller Frühe ins Haus getragen. Man bewahrt sie
ährend des ganzen Jahres auf, und wenn ein Gewitter im Anzuge
t, nimmt man einen Zweig derselben und verbrennt ihn auf dem
erde. Andere Teile des Baumes werden auch in den Viehställen
oischen Sparren und Dielen gesteckt; die Äpfel aber werden am
almsonntag nach dem Mittagsmahle von sämtlichen Hausgenossen
ıdächtig verspeist. Schutz gegen den Blitz, gegen Einwirkungen des
eufels und Bewahrung von Krankheiten sind der angebliche Zweck
lcher abergläubischen Handlungen, die aber Gottlob immer mehr
ıkommen. Im oberen Schwarzwald findet man am Palmsonntage
ır den Häusern oft große, rot angestrichene hölzerne Kreuze stehen,
e unten mit einigen Büscheln von Stechpalmen verziert sind. Aus
n roten Beeren der letzteren, die man auf Fäden zieht, formt man
eine Kreuze oder Herzen oder auch die Buchstaben A M (Ave Maria!).
iese Kreuze nennt man ebenfalls Palmen. An anderen Orten
hilft man sich einfacher; man läßt Buchsbaum-, Haselnuß- oder

Weidenzweige in der Kirche weihen und befestigt sie unter dem Dache oder an anderen Orten des Hauses, besonders über den Betten, um sich vor Krankheit und sonstiger Unbill zu schützen. An einigen Orten pflegt man auch drei Palmen- bezw. Weidenkätzchen des Morgens nüchtern zu verschlucken. Dies behütet vor Halsweh und anderen Leiden.

Auch in protestantischen Ländern ist die Palmenweihe noch nicht ganz vergessen; in London kauft man die Palmen nicht nur auf dem Markt, sondern geht am Palmsonntag „palming", d. h. man holt aus der Umgegend Weidenzweige mit Kätzchen und schmückt Hüte und Knopflöcher damit. In Amsterdam tragen die Kinder Osterpalmen, das sind gebackene Kränze oder Brezeln aus Brotteig, in denen ein Kreuz liegt, auf einem mit Buchsbaum umwundenen Stabe herum. Hier wie dort ist der Palmbaum oder sein Stellvertreter das Symbol des Friedens und der Freude.

Noch eines Brauches in fast allen Gegenden unseres Vaterlandes müssen wir gedenken, nämlich der Konfirmation der jungen protestantischen Christen. Sie treten an diesem Tage als vollberechtigte Glieder in die christliche Gemeinschaft ein, und der Palmsonntag bildet darum für sie einen besonders wichtigen Festtag. Mit ihm schließt die Zeit der Kindheit ab und beginnt diejenige, wo der Mensch Tag für Tag kämpfen muß, nicht allein um das irdische Dasein, sondern auch darum, daß ihm der Friede, das herrliche Erbteil seiner Kindheit, nicht verloren gehe, sondern er allezeit Sieger bleibe in den Stunden der Versuchung. Möge das schöne Fest in diesem Sinne für unsere jungen Mitchristen ein rechtes Fest des Friedens und des Sieges werden!

Der Gründonnerstag.

Dieser zum Gedächtnis der Einsetzung des heiligen Abendmahls gefeierte Tag, welcher in einigen Gegenden, besonders in der Schweiz, dem Ober-Elsaß und dem südlichen Baden auch hoher Donnerstag, anderwärts auch weißer oder großer oder reiner Donnerstag genannt wird, wurde erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts zum Festtag erhoben. Bis dahin war der Todestag Christi auch zugleich der Gedächtnistag der Einsetzung des Abendmahls. Papst

Leo II. setzte den Tag im Jahre 692 in den Festkalender und gab ihm den Namen dies coenae Domini, d. h. Tag des Mahles unseres Herrn. Auch wurde er dies absolutionis, d. h. Tag der Lossprechung, genannt, weil an diesem Tage die von der Kirche Ausgeschlossenen wieder in dieselbe aufgenommen wurden. Diese Ausgeschlossenen, von deren Wiederaufnahme in die Kirche der Tag im Elsaß auch Antlaßtag, d. i. Ablaßtag, heißt, mußten während der Fastenzeit bei jedem Gottesdienste in Bußgewändern an den Kirchtüren stehen, aber am Tage ihrer Wiederaufnahme schmückten sie sich mit dem ersten Frühlingsgrün. Sie hießen daher kurzweg die Grünen, und der Tag, an dem sie wieder aufgenommen wurden, hieß dies viridium, d. i. Tag der Grünen. Daher stammt ohne Zweifel unser Wort Gründonnerstag, das übrigens erst im 12. Jahrhundert vorkommt. Nach einer anderen Erklärung soll dieser Name daher stammen, daß nach uralter, noch heute verbreiteter Sitte man an diesem Tage die ersten jungen grünen Kräuter zu essen pflegte, denen man heilbringende Kraft beilegte. Diese Sitte selbst hat einen doppelten Ursprung. Zur Zeit des Heidentums wurden um jene Zeit die Erstlinge der Felder, die ersten jungen grünen Sprößlinge den Göttern geopfert, und da es im Mittelalter christliche Sitte war, das Abendmahl in der ganzen Gemeinde mit einander zu feiern und sich die äußerste Enthaltsamkeit von irdischen Genüssen aufzuerlegen, so fastete man oder genoß höchstens etwas junges, grünes Gemüse.

Diese Sitte ist noch heute an vielen Orten im Gebrauch. In früherer Zeit wurde sehr häufig der Spruch Psalm 23, 1 und 2: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser“, zur Einleitung des Gottesdienstes verlesen und häufig darüber gepredigt. Auch dieser Umstand wird zur Erklärung des Namens angeführt. August Stöber* gibt noch eine andere Ableitung des Wortes Gründonnerstag, die wir sonst nirgends gefunden haben. Er meint, dasselbe sei durch eine irrtümliche Übersetzung des altdeutschen Wortes chara, d. h. Trauer, mit carene, wovon wiederum das französische carême, die Fasten, abgeleitet ist, oder karin, was auch grün bedeutet, entstanden. Demnach hieße der Tag eigentlich Kardonnerstag, ähnlich wie der folgende Karfreitag, und die Bedeutung wäre

---

* Alsatia 1851, Seite 180.

der traurige Donnerstag, und es müßte das Beiwort „traurig“ auf das Abschiedsmahl des Herrn und seine bald darauf folgende Gefangennahme bezogen werden.

In allen katholischen Ortschaften des Oberrheins und in Lothringen ist es Sitte, daß von mittags 12 Uhr an die Kirchenglocken schweigen und erst am Sonnabend abends 6 Uhr wieder geläutet werden. Man sagt, „die Glocken seien nach Rom“ gereist. Um das Geläute zu ersetzen, durchziehen die Chorknaben dreimal mit hölzernen Klappern, die man „Rätschen“ nennt, die Straßen und laden damit zur Messe ein. In Lothringen singen sie dabei „Écoutez! c'est pour le premier (deuxième, troisième) coup“, und nach dem dritten Umzuge begeben sie sich in die Kirche. Dieses Klappern soll, wie Nork meint, der allerdings damit wohl wenig Glauben finden wird, an die ägyptische Göttin Osiris erinnern. Osiris symbolisierte die Fruchtbarkeit, die in Ägypten fast ausschließlich vom Nil abhängig war. Das Austreten desselben und die dadurch verursachte Überschwemmung ward von Ort zu Ort talabwärts durch Klappern angezeigt. Etwas Ähnliches ist in den Dörfern Rußlands, in denen kein Telegraph vorhanden, bei dem Aufbrechen des Eises im Frühjahr noch heute der Fall. Die Klappern erscheinen hier in beiden Fällen ganz gleich, nämlich als ein einfaches Mittel zur Erregung der Aufmerksamkeit. Da die Chorknaben an Stelle der Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen, so ist es ganz natürlich, daß sie sich irgend eines Geräusches bedienen, um sich bemerkbar zu machen.

Im engsten Zusammenhange mit der Abendmahlsfeier am Gründonnerstag steht die Sitte der Fußwaschung. Sie ward im Abendland zuerst in Mailand üblich und dann durch Konzilbeschluß zu Toledo im Jahre 694 allgemein eingeführt. Im Morgenland läßt sie sich jedoch aus den Schriften des h. Augustin (Ep. 119) bereits im 4. Jahrhundert nachweisen. In Rom wird diese Zeremonie von dem Papst selbst vollzogen, der nach Beendigung der Messe und der darauf folgenden Segnung der gesamten katholischen Christenheit von der Galerie der St. Peterskirche herab in der Klementinischen Kapelle zwölf Priestern, welche die Apostel vorstellen und in weißwollene Kutten gekleidet sind, die Füße wäscht, d. h. jedem einige Tropfen Wasser auf den rechten Fuß spritzt, denselben abtrocknet und küßt. Hierauf findet in der St. Paulskapelle ein Mahl statt, bei dem er, von seinen Kammerherren unterstützt, die Priester bedient.

In ähnlicher Weise wird die Fußwaschung an den Höfen von Wien, Madrid, Lissabon, München u. s. w. durch den Landesherrn und in den Klöstern durch den Abt vollzogen. Die griechische Kirche hat die Feier der Fußwaschung völlig beibehalten, und sie wird in den Städten öffentlich von dem Erzpriester an zwölf Diakonen und auf den Dörfern von den Popen an zwölf Bauern vollzogen.

Über die Zeremonie der Fußwaschung, der malerischesten Hoffeierlichkeit des ganzen Jahres, die am Gründonnerstag im Zeremoniensaale der Wiener Hofburg stattfand, berichtete kürzlich die „N. Fr. Presse“: „Der Beweis, wie sehr dieses farbenreiche Schauspiel mit seinen Anklängen an alte Zeiten seinen Zauber noch immer ausübt, ist, daß der Andrang um Karten ein so großer war, daß eigentlich mehr Personen in den Logen waren, als gut Platz finden konnten. Diplomaten- und Ministerfrauen fanden es nicht unter ihrer Würde, um 8 Uhr früh ihre Plätze einzunehmen. Die Tafel für die Greise auf der teppichbelegten Estrade bot einen wunderschönen Anblick. Vom weißen Damast des Tischtuches hoben sich die Teller und Bestecke, der silberne Becher, der altdeutsche Krug und der Blumenstrauß hübsch ab. Um 10 Uhr wurden die zwölf alten Männer im mittelalterlichen Pilgergewand von je zwei Angehörigen hereingeführt, und dem gebrechlichsten Greis, der, von beiden Seiten gestützt, einherwankte, wurde der Ehrenplatz am obersten Ende der Tafel angewiesen. Als alle saßen, stellte es sich heraus, daß er von allen der jüngste war, und er mußte nun noch einmal den für ihn weiten Weg zurücklegen und den letzten Platz einnehmen, während die anderen hinaufrückten. Um halb 11 Uhr trat die Geistlichkeit ein; es folgten der Hofstaat und die Erzherzöge, hinter ihnen trat der Kaiser ein, der sofort auf der Estrade den Platz beim ältesten Greis einnahm und an diesen einige freundliche Worte richtete. Die Erzherzöge stellten sich in einiger Entfernung von der Estrade gegenüber den Greisen auf; außerdem wohnten der Zeremonie sämtliche obersten Hofwürdenträger bei, sowie zahlreiche Mitglieder der Aristokratie und Vertreter der Zivil- und Militärbehörden. Zu Beginn der Zeremonie nahm der Obersthofmeister Prinz zu Hohenlohe seinen Platz hinter dem Kaiser ein, worauf die Truchsessen und Edelknaben unter Vorantritt von Arcièren- und ungarischen Leibgarden die Schaugerichte auftrugen. Der Kaiser nahm alle Speisen von den Tabletten und stellte sie fürsorglich vor die Greise hin. Nachdem die Truchsessen abgetreten waren, traten die Erzherzöge vor, erstiegen die Estrade, vor die sich

nun zwölf Trabanten-Leibgarden mit Tabletten stellten. Der Kaiser und die Erzherzöge räumten die Tafel ab, und die Gerichte wurden von den Leibgarden hinausgetragen und von Hofbediensteten in die zwölf mit dem kaiserlichen Adler geschmückten Holzwannen gestellt, welche die Greise bei der Heimkehr mitnehmen. Dieser Vorgang wiederholte sich viermal, worauf die Tafel abgedeckt und hinaus getragen wurde. Die Knie der alten Männer wurden mit einem langen Linnentuche bedeckt, Schuhe und Strümpfe hatten ihnen die Angehörigen schon vorher ausgezogen, und nachdem die Geistlichkeit zur Assistenz genaht war, kniete der Kaiser nieder und stand nicht eher wieder auf, als bis an allen zwölf Greisen die Fußwaschung vorgenommen war. Der Kaiser benetzte hierauf die Hände in einem goldenen Becken, trocknete sie an einem spitzenbesetzten Linnen ab und nahm nun, beim jüngsten Greise beginnend, die Verteilung der Beutel mit den Silberlingen vor. Er hing jedem Greise den Beutel, den ihm der Obersthofmeister reichte, um den Hals. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Den zwölf heuer ausgewählten Greisinnen, welche sonst zur Fußwaschung berufen werden, wenn die Kaiserin bei der Zeremonie anwesend sein kann, wurden die Geschenke des Hofes in die Wohnung gesendet." —

Der Sinn der Zeremonie ist ein ebenso deutlicher als schöner. Die symbolische Verrichtung des niedrigen Sklavendienstes soll dem Geistlichen sagen, daß er ein Diener ist, ein Diener des Herrn am Wort und an den Brüdern, daß das Wesen des Christentums nicht in hochfahrendem Wesen, nicht in Herrschsucht und weltlicher Macht, sondern in Liebe, in Demut, in Aufopferung besteht! — Gleich nach der Fußwaschung findet in Rom die Verkündigung der sog. Gründonnerstag- oder Ketzerbulle statt. Sie wurde im Jahre 1418 vom Papst Martin V. verlesen, von Pius V. (1568) und Urban VIII. (1627) vervollständigt. In Deutschland wird sie jetzt nicht mehr verlesen.

Auf die Fußwaschung, die auch bei den Mennoniten und den Mitgliedern der Brüdergemeinde üblich ist, folgte gewöhnlich die Speisung von zwölf Armen, das sogenannte Mandat. Selbst in dem protestantischen England hat sich etwas Ähnliches erhalten. Es werden nämlich alljährlich am Gründonnerstag so viel Arme auf Kosten des Hofes gespeist, als der König oder die Königin Jahre zählt. Die Speisen werden für jeden Armen sorgfältig in einen Korb gepackt und dann verteilt. Von dieser Sitte heißt der Tag in ganz England Maundy Thursday, d. i. Korbdonnerstag.

Etwas Ähnliches findet in Antwerpen in dem Hospiz des h. Julian statt. Dort wird am Gründonnerstag eine Tafel mit den feinsten Speisen und Getränken besetzt und zwölf Arme, die eine Pilgerfahrt gemacht haben, zu derselben eingeladen. Wegen der Bestimmung der Stifterin Ida van der Lischt (um 1303), daß nur Pilger, welche einmal in Rom, Loretto oder Palästina gewesen waren, an diesem Mahle teilnehmen können, heißt die Mahlzeit die Pilgrimtafel. Der Gründonnerstag ist zugleich der einzige Tag im Jahre, an welchem das Hospiz jedem Besucher offen steht. Es strömen daher Tausende von Neugierigen herbei, um die in Pilgertracht mit Muschel, Stab und Hut am Tische Sitzenden zu bewundern.

Eigenartige Gründonnerstagsgebräuche gibt es noch fast überall, besonders Gründonnerstagsspeisen sind noch üblich. In Hamburg und Holstein ißt man eine Kräutersuppe, aus sieben verschiedenen Gemüsearten bereitet; in Hessen und der Neumark nimmt man sogar neunerlei Kräuter dazu. In Sachsen bereitet man Rübensalat, in Böhmen Spinatkrapfen, d. h. ein mit Spinat gefülltes Gebäck. In Schwaben nennt man eine ähnliche Speise sogar Laubfrösche und Maultaschen. Anderswo heißen solche Brötchen auch Judasbrot oder Judasohren.* In Westfalen braut man an diesem Tage die Rêgenstärke, d. i. ein Absud von neun verschiedenen Frühlingskräutern. Dieser Trank soll das ganze Jahr hindurch gesund und stark erhalten. In der Wetterau setzt man am Gründonnerstag unter dem Geläute der Glocken die ersten Kohlpflanzen oder sät Flachs. In Holstein schöpft man heilkräftiges Wasser aus Quellen und Brunnen, und am Rhein heißt es, wer am Gründonnerstag fastet, bekommt das ganze Jahr kein Zahnweh. Man sieht auf den ersten Blick, daß solche Bräuche die letzten Reste von Opfern sind, die man einst dem Donnergotte zum Dank für seine Besiegung des Winters darbrachte, die aber die Kirche, um sie unschädlich zu machen, mehr oder weniger in ihren Schutz nahm. In ganz derselben Weise sind auch die 13 Kerzen zu erklären, die am Gründonnerstag-Abend in den katholischen Kirchen während des Abendgottesdienstes brennen, und die nach und nach bis auf eine ausgelöscht werden. Die ausgelöschten sollen an den Abfall der zwölf Apostel erinnern, während die dreizehnte an die Treue der Maria gemahnen soll, die den geliebten Sohn auch in der heran-

* Reinsberg-Düringsfeld a. a. O. S. 128.

nahenden Stunde des Todes nicht verließ, in Wirklichkeit sind es aber die in Form von geweihten Kerzen in die Kirche gezogenen alten heidnischen Frühlingsfeuer. Eine andere sehr naheliegende kirchliche Erklärung der Lichter ist die, daß das letzte Beisammensein des Herrn mit den Seinen beim Abendmahle dadurch symbolisiert werde, und die dreizehnte, nicht ausgelöschte Kerze die unendliche, alles überdauernde Liebe des Meisters bedeute, die sich immer aufs neue in seinem Mahle uns darbietet. Nach dem Verlöschen der Kerzen, wenn es in der Kirche fast ganz finster ist, wird durch Zuschlagen der Bücher und Rücken der Stühle ein Geräusch gemacht, das nach einigen an den Tumult der Juden oder Kriegsknechte bei der Verurteilung Christi, die vorher verlesen wird, nach anderen an das Erdbeben bei seinem Tode erinnern soll. Hiervon erhielt der Abendgottesdienst am Gründonnerstag den Namen Rumpel-, Pumper- oder Poltermette. Da es nach dem Verlöschen der Lichter — an einigen Orten ist die Zahl derselben 15 — allmählich dunkel in der Kirche wird, heißt der Gottesdienst auch Finstermette.

Die protestantische Kirche begeht den Gründonnerstag meistens durch die gemeinschaftliche Feier des Abendmahls, besonders in Gemeinschaft mit den am Palmsonntag neu konfirmierten jungen Christen, und ist dadurch wieder zu dem Grundgedanken des Festtages zurückgekehrt.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einige Worte über das Abendmahl selbst zu sagen. Seit dem Bestehen der christlichen Kirche ist das Sakrament des Abendmahls Gegenstand von Kontroversen unter Theologen und Laien gewesen. Anfänglich wurde es in der Form von Liebesmahlen genommen, und in dieser Gestalt war es eine feierliche Erinnerung an den Heiland, der auf Erden leiblich gewandelt und sein Blut zur Erlösung der Seinen hingegeben. Bald indes wurden andere Elemente in die Feier hineingetragen. Es entstand die Lehre, daß durch die Konsekration des Priesters Brot und Wein sich tatsächlich in Leib und Blut Christi verwandele, und Jahrhunderte lang blieb diese Lehre ein Dogma, an dem zwar genug gerüttelt wurde, das aber durch weltliche Macht vor dem Wanken bewahrt blieb. Zweifler wurden gezwungen, ihre Zweifel zu widerrufen, wenn sie nicht in Strafen an Leib und Leben verfallen wollten. Die Scholastiker durften es wagen, die Frage, ob ein Tier, das zufällig von einer geweihten Hostie genossen, auch den heiligen Leib Christi in sich trage, in ihren Schriften zu

diskutieren und bejahend zu beantworten. Kein Wunder, daß der derbe Witz des Volkes sich der Sache bemächtigte und sogar aus den bekannten Einsetzungsworten: „Dies ist der Leib — hoc est corpus!" das drastische Wort „Hokuspokus" bildete! Zu einem wahren Zankapfel wurde leider das Abendmahl im Reformations-Zeitalter. Die beiden Reformatoren Luther und Zwingli standen sich bekanntlich mit ihren Ansichten grundsätzlich gegenüber. Während Luther sich der katholischen Auffassung zuneigte und ein wirkliches Vorhandensein des Leibes und des Blutes Christi annahm, welchen Standpunkt er mit Schroffheit verteidigte, wollte Zwingli im Abendmahl nur eine sinnbildliche Handlung erblicken und die Einsetzungsworte als: „Das bedeutet mein Leib, das bedeutet mein Blut", verstanden wissen. Es ist bekannt, daß an diesem Unterschied die Einheit der Reformation scheiterte, und namentlich an der hartnäckigen Einseitigkeit, womit Luther bei dem sog. Religionsgespräche zu Marburg seinen Standpunkt vertrat. „Ihr habt den rechten Geist nicht!" rief er Zwingli zu, und damit war das Tischtuch zwischen beiden zerschnitten. Die Vermittlungsversuche, die zuerst Calvin und dann Melanchthon anstellten, mißlangen ebenfalls, und über ein Jahrhundert hindurch gähnte eine tiefe Kluft zwischen Lutheranern und Reformierten, die zu überbrücken erst der Neuzeit teilweise gelang. Wir sagen teilweise, denn noch immer gibt es fanatische Eiferer unter den Lutheranern, die das Abendmahl, mit Reformierten genossen, für entweiht erklären und jede Gemeinschaft schroff von der Hand weisen.

Es ist ohne Zweifel, daß das christliche Abendmahl ursprünglich mit der alten jüdischen Passahfeier zusammenhängt. Die letztere sollte durchaus nicht allein eine Erinnerungsfeier an den Auszug aus Ägypten sein, sondern Moses wollte darin gegenüber dem Polytheismus der Ägypter und deren Menschenopfer ein Symbol des Monotheismus errichten und dem barbarischen Menschenopfer das Tieropfer entgegensetzen. Die christliche Abendmahlsfeier setzt dagegen dem jüdischen Tieropfer wiederum das große Opfer entgegen, das Jesus in sich selber für die Menschheit darbrachte, und das alle alttestamentlichen Opfer als vorbildlich nunmehr überflüssig machte. Dies ist die wesentlichste Bedeutung des Abendmahls, ist der gemeinschaftliche Boden, auf dem alle christlichen Konfessionen stehen, soweit sie sich sonst auch gerade in der Abendmahlslehre von einander entfernen. Innerhalb der protestantischen Kirche beruht dieses Entfernen meistens nur in der äußern Form. Dieselbe hat

übrigens im Laufe der Jahrhunderte, vor und nach der Reformation, vielfach gewechselt, und man gibt noch heute bald weißen, bald roten Wein, bricht das Brot oder reicht geweihte Hostien (Oblaten), aber das alles ist es nicht, was das Wesen des Abendmahles ausmacht; der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig! Und dieser Geist, der Geist des für die Menschheit sich hingebenden Meisters, soll bei jeder Abendmahlsfeier immer aufs neue auch in uns lebendig werden.



Der Karfreitag.

Der Freitag in der stillen Woche heißt nicht allein der Karfreitag, sondern führt noch mehrere andere Bezeichnungen, die aber alle auf denselben Gedanken zurückzuführen sind, der dem Tage ursprünglich zugrunde liegt, nämlich auf den der Klage und Trauer. Er ist der Gedächtnistag des Todes Christi. Die ersten Christen feierten in jeder Woche den Freitag zu solchem Gedächtnis, und zwar die Judenchristen strenger als die Heidenchristen. Sie waren es auch, die den Jahrestag des Todes des Erlösers, ähnlich wie ihre früheren Genossen den großen Versöhnungstag, zuerst feierten. Dieser Tag war von jeher ein Tag der tiefsten Trauer und der ernstesten Buße gewesen. Sie übertrugen daher manche Gebräuche dieses Tages auf den Todestag des Messias, und die Heidenchristen wiederum lehnten sich an das Adonienfest an. Dies Fest ward Adonis, dem Gott der Schönheit, gefeiert. Unter Klagegesängen ward dabei sein Bildnis in das Meer gesenkt und dadurch unter anderem die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit und Jugend dargestellt. Zwar fand die Feier der Adonien im Herbste statt, aber das hinderte nicht die Übertragung der Trauer auf das christliche Fest. Mit verhülltem Antlitz und betrübten Herzens saßen die Glieder der ersten christlichen Gemeinden während der Nachmittagsstunden dieses Tages zusammen und gedachten des großen Toten. Die Kirchenväter behielten diese Auffassung bei und nannten den Tag dies adoratus, das ist der Tag, an dem man klagt, oder Blut- und Martertag, auch wohl Kreuzes- oder Leidenstag. Der Umstand, daß an

diesem Tage jeglicher Glocken- und Orgelklang verboten war, gab ihm auch den Namen stiller Freitag, der dann auf die ganze Woche überging. Die Engländer verwandelten dies später in Good Friday, den guten Freitag. Andere Bezeichnungen sind weißer Freitag, wohl wegen der weißen oder grauen Bußgewänder, und langer Freitag, weil das strenge Fasten, das im 4. Jahrhundert aufkam, ihn wohl länger als die übrigen Tage erscheinen ließ. Dieses strenge Fasten am Karfreitag wurde durch den Ausspruch des Herrn Matth. 9,15: „Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; alsdann werden sie fasten“ begründet und bereits durch die Apostolischen Konstitutionen, einer aus dem 3. und 4. Jahrhundert stammenden Sammlung alter kirchlicher Vorschriften, angeordnet. Der Name Karfreitag kommt von dem altdeutschen Worte chara oder kara, d. i. Klage, her. Die Bedeutung ist also dieselbe, wie im Lateinischen: Tag der Klage. Bis zum 3. Jahrhundert war hauptsächlich der Name Passions- oder Leidenstag im Gebrauch, erst im 7. Jahrhundert wird derselbe häufig als Klagetag bezeichnet, und die Fastengebote wurden stetig strenger. Die mittelalterliche Feier dieses Tages war über alle Maßen ergreifend. Die ganze Kirche legte ein Trauergewand an. Der Altar war jeglichen Schmuckes entkleidet, und der Trauergottesdienst dauerte vom frühen Morgen bis nachmittags drei Uhr, der Sterbestunde des Erlösers, ununterbrochen fort. In dumpfem, murmelndem Tone las der Priester die Leidensgeschichte Christi in allen ihren Stadien vor, und in angemessenen Zwischenräumen rief ein hinter dem Altar verborgener Priester die sog. sieben Sterbensworte, die die Gemeinde klagend wiederholte. In der dritten Stunde, nachdem das letzte Wort des Herrn: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ in herzzerreißenden Tönen an den Mauern und Bögen verklungen war, ward das Bild des Gekreuzigten abgenommen und in einem Schrein verborgen. Von Aufregung und dem langen Fasten ganz erschöpft, verließ die Gemeinde laut schluchzend und klagend das Gotteshaus. Nun lag der Leib des Herrn im Grabe, und tiefe Grabesruhe lagerte sich nun auch über die ganze Christenheit; es begann der große Sabbat, der Sabbat der Sabbate, der Tag der absoluten Ruhe. Diese Feier blieb fast bis zur Reformation in Gebrauch und ging zuerst sogar in den Protestantismus über, der überhaupt dem Gedanken der Trauer bis auf den heutigen Tag Ausdruck gibt.

Diese anfänglich übertriebene Strenge der Karfreitagsfeier der Katholiken ließ indessen allmählich immer mehr nach, und die Konzile mußten sie stets wieder von neuem einschärfen, besonders die Fastengebote, die sich zuletzt sogar auf den Genuß des heiligen Abendmahles erstreckten. Im übrigen ist der Tag jetzt so im Ansehen der katholischen Kirche gesunken, daß sie sogar weltliche Geschäfte und Werktagsarbeiten an ihm nicht verbietet. In manchen Ländern, so in Frankreich und Schottland, gilt er gar nicht als bürgerlicher Feiertag, und in der Schweiz und in Elsaß-Lothringen ist er erst 1890 zu einem solchen erhoben worden. Nirgends tritt deshalb der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Festfeier so anschaulich und grell hervor, als gerade bei diesem in beiden Kirchen gleich wichtigen Tage. Bei der ersteren sieht man kahle Altäre, verhüllte Bilder, leere Wände und leere Bänke, und den größten Teil des Tages in den Kirchen dumpfes, düsteres Schweigen, das nur durch das Kommen und Gehen einzelner unterbrochen wird, die vor dem Kruzifix ihre stille Andacht verrichten. Bei der letzteren, der evangelischen Kirche, dagegen überall eine tiefernste Feier, an vielen Stellen sogar ununterbrochener Gottesdienst in schwarz verhängter Kirche mit Psalmen, Gebeten und Predigten, die ohne Not zu versäumen jeder evangelische Christ sich zur Sünde anrechnen würde! Und doch entspringen beide Arten der Feier aus einem und demselben Gedanken, nämlich dem der Trauer, denn auch die katholische Kirche will gerade durch das Unterlassen jeder festlichen Feier diesem Tage den Charakter der tiefsten Trauer geben. Aus diesem Grunde ging man anfänglich in Spanien sogar so weit, für diesen Tag auch den Gottesdienst einzustellen, bis 633 das **Konzil zu Toledo** sich sehr energisch gegen diese Art der Feier erklärte. Selbst jetzt noch herrscht dort am Karfreitag tiefste Stille; die Kirchenglocken schweigen; jeder Wagenverkehr ist verboten, jedermann, ob hoch oder niedrig, geht zu Fuß. In tiefes Schwarz gekleidet, trägt die weibliche Welt trotz aller Modevorschriften an diesem Tage statt des Hutes die nationale Mantille, welche, den Hinterkopf bedeckend, in schöner Drapierung über Brust und Schulter herabfällt. In den Kirchen wird das sog. „Monument" errichtet, ein tempelartiger Aufbau mit Säulen und Statuen, der, das Grab Christi versinnbildlichend, in sich die Monstranz mit der geweihten Hostie birgt. Das berühmteste Monument hat die Kathedrale zu Sevilla aufzuweisen. Es reicht fast zur Decke des Gotteshauses und wird von 12[illegible] silbernen Lampen und unzähligen Wachskerzen erhellt. In der Sixtinischen Kapelle zu Rom

wird das berühmte Miserere durch einen unsichtbaren Chor gesungen. In der Peterskirche sind sämtliche Lampen ausgelöscht, und nur vom Hochaltare strahlt ein großes flammendes Kreuz herab.

Es liegt auf der Hand, daß die Kirche bei der Neigung, die Feste zu dramatisieren, sich den Karfreitag mit seinen hochtragischen Momenten nicht entgehen lassen konnte. Wir finden deshalb die Vorläufer der eigentlichen Passionsspiele schon im 4. Jahrhundert in einer Karfreitagshomilie des Eusebius erwähnt. Die Texte zu den Passionsspielen wurden wohl meistens von Mönchen verfaßt und erbten sich vielfach mündlich fort. Das älteste im Manuskript bruchstückweise vorhandene „Ludus paschalis sive de passione Domini“ stammt erst aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, derselben Zeit, als Innozenz III. den Priestern die Mitwirkung an denselben untersagte (1210). Im Jahre 1398 nahm eine Gesellschaft von Pariser Bürgern, die sich Confrères de la Passion nannte, die alten Spiele wieder auf und popularisierte sie. Die Gesellschaft zog von Ort zu Ort und führte die Spiele im Freien auf Wagen auf. Von Frankreich aus verbreiteten sich solche gewissermaßen bürgerlichen Spiele überall hin, und in Deutschland sind die berühmten Passionsspiele zu Oberammergau noch Überbleibsel bezw. Weiterbildungen derselben. Sie entstanden folgendermaßen: Im Jahre 1633 ward das Dorf von einer Seuche heimgesucht, und die Gemeinde tat das Gelübde, nach dem Erlöschen der Krankheit das Leiden und Sterben des Erlösers aufzuführen. Dies geschah auch, nachdem die Mönche des Ettaler Klosters einen entsprechenden Text dazu geliefert hatten. Der jetzige Text ist von dem Benediktinermönch Otmar Weiß († 1843) bearbeitet und die Musik von dem dortigen Lehrer Dedler komponiert.*

An den Karfreitag knüpfen sich verhältnismäßig nur wenige alte Sitten und Gebräuche. Das wurde wohl durch die Nähe der übrigen festlichen Tage, in deren Mitte er gleichsam steht, veranlaßt, alle zu ihm in Beziehung stehenden Gebräuche scheinen auch späteren, christlichen Ursprunges zu sein. Die Karfreitagswecken, die man an vielen Orten zu essen pflegt, stehen offenbar mit dem strengen Fasten in Verbindung, oder erinnern an das Osterbrot des Judentums. In England heißen sie Kreuzwecken (cross buns), weil ihnen ein Kreuz eingedrückt ist. In anderen Ländern und Gegenden führen sie ver-

* Näheres siehe Eduard Devrient: Das Passionsspiel zu Oberammergau.

schiedene Namen, und vielfach besteht der Glaube, daß sie vor Fieber schützen. Auch der katholische Gebrauch im Elsaß*, am Karfreitag, bezw. Karsamstag auf den Friedhof zu ziehen und die alten Grabkreuze zu verbrennen, ist nur insofern heidnischen Ursprunges, als das Verbrennen der Kreuze an die Osterfeuer erinnert, sonst aber war das Hinausziehen auf den Gottesacker „um den Tag dort bei den Toten zu feiern, weil Christus an diesem Tage zu den Toten hinabgestiegen", schon zu Chrysostomus Zeit üblich. Das Feuer heißt das Judasfeuer und die Sitte selbst das Judasverbrennen.

Unter den abergläubischen Meinungen ist besonders hervorzuheben der elsässische und schwäbische Gebrauch, an diesem Tage wohl Erbsen und andere Hülsenfrüchte zu säen, aber nicht zu essen. Ersteres soll offenbar ein Bild des dem Schoß der Erde zu neuem Leben anvertrauten Toten sein, und letzteres hängt mit dem alten heidnischen Glauben zusammen, daß Hülsenfrüchte die Speisen der Toten seien, die man ihnen deshalb auf die Gräber setzte. Weniger verständlich sind die Meinungen, daß Essig am Karfreitag gebraut und Eier an diesem Tage gelegt, das ganze Jahr gut bleiben, sowie daß, wenn es dann regnet, es einen fruchtbaren Sommer gibt.

Die religiöse Bedeutung des Tages ist unschwer zu verstehen. Zunächst betrachten wir die historische Tatsache. So unsicher und unzuverlässig alle Untersuchungen über den Geburtstag Christi sich erwiesen haben, so sicher sind dieselben größtenteils in Bezug auf seinen Todestag. Alle Quellen stimmen darin überein, daß es an einem Freitage, und zwar in den Nachmittagsstunden war, als der Erlöser seinen Leiden erlag. Auch über den Monat ist kein Zweifel; es war der jüdische Ostermonat Nisan, nur ob es der 14. oder 15. Tag desselben war, darüber hat man lebhaft gestritten. Bezüglich des Jahres hat man bald das 29., bald das 33. und bald sogar nach neuerer Forschung das 37. Lebensjahr herausgerechnet. In diesem verhältnismäßig nicht großen Zwischenraum bewegen sich alle diesbezüglichen Feststellungen. Für die religiöse Auffassung des Festes ist das Jahr seines Todes natürlich gänzlich bedeutungslos. Christus ist für uns gestorben; das kann und muß uns genug sein. Sein Tod bildet den Höhepunkt des ganzen Erlösungswerkes. Was die Schilderungen desselben seitens der einzelnen Evangelisten anbetrifft, so weichen sie zwar zu sehr von einander ab, namentlich

* Vergl. Stöber a. a. O., S. 131.

bezüglich der letzten Vorgänge bei dem Tode und der letzten Äußerungen des Herrn, als daß man sich ein klares Bild von den letzten Stunden des Erlösers machen könnte; aber auch dieser Umstand ist ohne Belang. Zweierlei geht mit unumstößlicher Sicherheit aus allen Berichten hervor: der unsägliche Hohn und Spott, den der Herr erdulden und über sich und seine Lehre ergehen lassen mußte, und die würdevolle Ergebenheit, die er ihnen entgegensetzte. Unter den fast übermenschlichen leiblichen und geistigen Qualen sehen wir den Menschensohn fast erliegen, aber von göttlicher Kraft und Würde durchdrungen erhebt er sich als echter Gottessohn hoch über die Pein dieser Erde. Als echter König erscheint uns der arme Geächtete, wenn er für Richter, Krieger und Spötter nur einen liebevollen, mitleidigen Blick hat, den der Evangelist so schön in den Ausdruck zeichnet: „Vater, vergib ihnen!“

Geistesmächtig und sittlich stark ging er freiwillig in den Tod, an das notwendige Endziel seines Lebens und Strebens. Er erkannte, daß es des Vaters Wille sei, seine Lehre mit dem Tode zu besiegeln, und so ward derselbe, indem er ihn freiwillig auf sich nahm, die Vollendung seines Strebens. Diese Vollendung, dieser Gehorsam bis zum Tode ist das große Geheimnis seines Todes, und wie die einzelnen Konfessionen, ja die einzelnen Menschen auch dieses Geheimnis deuten mögen, in einem Punkte sind sie alle einig: In dieser Vollendung zeigt er uns vorbildlich die eigene. Getreu bis zum Tode! Das ist die Losung, die er uns vom Kreuze herab zuruft. Getreu sich selbst, der eigenen inneren Überzeugung, getreu den Mitmenschen in Wandel und Beruf, getreu in dem Erstreben unserer völligen Loslösung vom Bösen! An jedem Karfreitag soll sich jeder auf den Tod des Herrn getaufte Christ immer wieder als das schwache, elende, sündige, erlösungsbedürftige Menschenkind erkennen, aber auch sich immer wieder geloben, alles Unreine und Ungöttliche abzulegen und anzuziehen den neuen Menschen, der da heißet Jesus Christus. So opfern wir uns selbst, so sterben wir mit dem Erlöser den Erlösungstod!

Das Kreuz und der Kreuzestod.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Welt, wie oft gerade das Kleine und Unbedeutende, sogar oft das lange Verachtete und Verstoßene zu nie geahntem Ansehen kommt, und wo könnte dieser Satz wohl mehr zutreffen als bei dem Zeichen des Kreuzes, einem Zeichen, das, wie eine prophetische Ahnung verkündigte, die Welt überwinden würde. Einst ebenso gefürchtet als verabscheut, ist es heute das Zeichen der Liebe und Versöhnung geworden, das Millionen mit glühender Inbrunst an die Lippen drücken. Aus dem Zeichen der Schande ist ein Symbol der Ehre entstanden, das seinen geweissagten Siegeslauf bereits nahezu um die ganze Welt vollendet hat.

Die Wurzel des Wortes Kreuz liegt im Sanskrit und lautet ähnlich wie das lateinische crux, aus dem unser deutsches Wort entstanden ist. Ursprünglich bedeutet es nur ein gekrümmtes Holz, d. h. einen aufrechtstehenden Pfahl, an dem eine Querlatte befestigt war. Ein solches einarmiges Holz findet man bereits in den ältesten Zeiten bei Indiern und Persern als Marter- und vielleicht auch als Hinrichtungswerkzeug im Gebrauch. Die Gelehrten streiten sich freilich darüber, ob jenes „gekrümmte Holz" ein eigentliches Kreuz gewesen sei, und manche unter ihnen meinen, es habe sich bei dieser alten persischen Strafe nur um ein Anbinden oder Annageln an einen Pfahl gehandelt, und das vorrömische Kreuz sei also nur eine Art Schandpfahl gewesen. Sie schreiben den Gebrauch des doppelarmigen Kreuzes den Römern zu. Gewiß ist nur so viel, daß bereits Kambyses nach der Eroberung Ägyptens (525 v. Chr.) und Alexander d. Gr. nach der Einnahme von Tyrus (322 v. Chr.) die Kreuzesstrafe an zahlreichen Gefangenen vollziehen ließen. Das römische Strafverfahren dürfte damals noch kaum in jenen Gegenden bekannt gewesen sein, zumal auch das ältere römische Strafgesetz den Kreuzestod nicht einmal gekannt zu haben scheint. Livius berichtet Buch I. Kap. 26 bei der Erzählung des Prozesses, den man dem Horatier machte, der seine Schwester getötet, die alte Gesetzformel für Hochverrat: „Gewinnen's jene (die Ankläger), so sollst Du ihm das Haupt verhüllen, sollst ihn an das Fluchholz mit dem Stricke hängen" u. s. w. Dies scheint die älteste Hinrichtungsart der Römer gewesen zu sein. In der Folge pflegte man die Verbrecher erst zu

geißeln und dann zu enthaupten, oder wenn man die Strafe mit Rücksicht auf die Familie mildern wollte, im Gefängnis zu erdrosseln. Der erste römische Schriftsteller, der des Kreuzestodes erwähnt, ist Plautus (geb. 254 v. Chr.), aber gerade der Umstand, daß seine Dichtungen fast sämtlich mehr oder weniger Nachbildungen griechischer Originale sind, spricht dafür, daß diese über alle Maßen grausame Tötungsart im Orient früher bekannt war, und wahrscheinlich erst durch die Eroberungen Alexanders ihren Weg in das Abendland fand. Ursprünglich wurde diese Strafe in Rom nur an Sklaven vollzogen und von deren Besitzern, die ja Herr über Leben und Tod derselben waren, selbst verhängt. Zur Zeit Christi wandte man sie aber auch mit Vorliebe auf politische Verbrecher, auf Verräter und entlaufene Soldaten an.* Der Kreuzigung voraus ging die Geißelung. Die römische Geißel bestand aus einer Anzahl lederner Riemen oder gedrehter Stricke, in die in gewissen Abständen, besonders aber an den Enden, kleine Stücke Blei oder Eisen eingelassen wurden. Die Riemen waren an einem hölzernen Griffe befestigt. Während bei den Römern die Anzahl der Geißelhiebe unbeschränkt war, durfte sie bei Juden nach altem einheimischen Recht 40 nicht übersteigen. Nach der Geißelung, bei welcher der Delinquent mit entblößtem Oberleibe an einem im Vorhofe der Gerichtshalle befindlichen Pfahl gebunden war, führte man ihn wieder vor den Richter, der inzwischen das Urteil formuliert hatte. Noch einmal ward nach Schuld oder Unschuld gefragt. Hierbei war es, wo das „Kreuzige ihn!“ des Pilatus Stimme übertönte, und die Unschuld dem Marterholze preisgegeben ward! Mit dem Worte Abi in crucem! (gehe zum Kreuz!) übergab der römische Richter den Verurteilten den Kriegsknechten. Schon während der Verhandlung, besonders aber nach der Urteilsverkündigung war der Delinquent der beliebigen Verspottung und Verhöhnung des Publikums preisgegeben. Sie wurden gewöhnlich mit Rücksicht auf das ihm zur Last gelegte Verbrechen ins Werk gesetzt. Der Heiland ward als angeblicher König der Juden mit Purpurmantel, Szepter und Dornenkrone der brüllenden Volksmenge gezeigt, die sein Wort von dem himmlischen Reiche nicht verstanden hatte. — Die Vollstreckung der Strafe fand sofort nach der Aburteilung statt, und teils der eigenen Beschimpfung halber, teils auch um abzuschrecken, ging der Zug nach der Richtstätte durch die belebtesten Straßen der Stadt.

* Livius XXX, 43.

Das Kreuz trug der Verurteilte gewöhnlich selbst, und ein voranschreitender Herold rief den Grund seiner Verurteilung öffentlich aus. Der Richtplatz war gewöhnlich eine Anhöhe, weithin sichtbar, und an belebten Verkehrsstraßen gelegen. Golgatha, die Schmerzensstätte des Herrn, lag auf dem heutigen Akra, weit über dem Niveau der Stadt, und an der einen Seite führte die Straße aus dem Damaskustor, an der anderen die aus dem Jaffatore auf wenige Schritte an ihm vorüber. Bilder, welche die Annagelung Christi an das Kreuz darstellen, zeigen das letztere teils im liegenden, teils im aufgerichteten Zustande. Erstere Art scheint die gewöhnlichere gewesen zu sein. — Da von Christus berichtet wird, daß er sein Kreuz selber trug, so läßt dieser Umstand ebenfalls auf eine Befestigung auf dem liegenden Kreuz schließen, denn im entgegengesetzten Falle mußte das Kreuz bei der größeren Stärke des Holzes, um den Druck der auf Leitern stehenden Kriegsknechte auszuhalten, ein Gewicht erhalten, das ein Tragen unmöglich machte. Alle neueren Maler von Rubens an, dessen um 1610 zu Antwerpen gemalte Kreuz-Errichtung und Kreuz-Abnahme die unerreichten Vorbilder geworden sind, haben deshalb auch die ältere Darstellungsweise.* Zu Häupten des Gekreuzigten brachte man ein Täfelchen an, auf dem in kurzen Worten neben dem Namen die Tat desselben in lateinischer Sprache und in der des jeweiligen Landes verzeichnet war. Die Inschrift über dem Haupte des Heilandes Jesus Nazarenus Rex Judaeorum (J. N. R. J. [Jesus von Nazareth, König der Juden]) deuteten die Hohenpriester ganz richtig als eine Verhöhnung ihres erhofften König-Messias, und nur auf den Machtspruch des Pilatus blieb sie stehen.

Die Kreuzigung fand gewöhnlich in früher Morgenstunde statt, und der Tod trat oft erst am Abend ein; ein Herzschlag oder das Zerreißen innerer Gefäße führten ihn herbei, nachdem nicht selten die unsägliche Angst und die entsetzlichsten Schmerzen den Geist bereits umnachtet hatten. Die letzteren zu vermehren und den erlösenden Tod zu beschleunigen, brach man dem Unglücklichen die Glieder oder vermehrte durch einen Lanzenstich den Blutverlust. Ersteres geschah bekanntlich bei Christus nicht, aber durch letzteres ist der römische Kriegsknecht Longinus in der christlichen Legende bekannt geworden.

---

* Aber nicht nur der historischen Treue wegen geschah es, sondern auch des Lichteffektes halber, denn nur so war es möglich, alle Figuren dem Beschauer zugekehrt darzustellen.



Sehr verschieden wird auf Bildern die Befestigung des Körpers an dem Kreuz dargestellt. Völlig falsch soll nach Professor Lipsius das Fußbrett sein, auf dem man häufig die Füße in schräger Stellung angenagelt sieht. Ebenso soll es auch nicht richtig sein, wenn beide Füße übereinander gekreuzt und mit einem Nagel befestigt gezeichnet werden. Beide Füße wurden vielmehr neben einander gelegt und mittels zweier verschiedener Nägel durchbohrt. Dagegen gewahrt man auf den meisten Darstellungen das Sitzholz wegen der Umhüllung gar nicht. Dies war ein in der Mitte des Langholzes eingelassenes Stück. Auf ihm ruhte die Spitze des Rückenwirbels, und es diente so dem Oberkörper zum Stützpunkt, damit nicht die ganze Last an den Armen hänge. Scheinbar aus Menschlichkeit angebracht, diente es in Wahrheit aber nur dazu, die Qualen der Unglücklichen zu verlängern. Waren diese endlich vorüber, so blieben die Leichname zur Schande am Kreuz hängen, falls nicht die Verwandten die Herausgabe verlangten, denn diese durfte ihnen nach einem von Augustus erlassenen Gesetze nicht verweigert werden.

Ebensowenig, wie wir in unserer modernen Kultur die Grausamkeit dieser entsetzlichen Todesart begreifen können, ebensowenig verstehen wir die Häufigkeit ihrer Anwendung. In wahrhaft grauenerregender Anzahl fanden Kreuzigungen unter den Soldatenkaisern statt, am ärgsten trieb es aber der Wüterich Caracalla (211—217); er ließ allein gegen 20 000 Anhänger seines Mitkaisers Geta auf diese schreckliche Weise aus dem Wege schaffen! Erst unter Konstantin d. Gr. geschah der gewaltige Umschwung. Das verachtete und verschmähte Holz ward zu einem heiligen, und in dem Zeichen des Kreuzes ward die Welt überwunden. Des Erlösers wahres Kreuz, die Kunde von der unendlichen Pein und seinem jammervollen Tode, der in ewiger Liebe die Welt versöhnte, begann seinen Siegeslauf über die Erde, und gegen 400 Millionen Gläubige beugen jetzt in Demut ihr Haupt zum Gedächtnis jenes Schmerzenstages, an dem es einst von sterbenden Lippen ertönte: „Es ist vollbracht!"



Das Osterfest.

Ostern, das Erlösungsfest.

Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue Dich, freue Dich, Christenheit!

So begrüßt der Dichter den Ostermorgen und drückt in diesen wenigen Zeilen den großen erhabenen Gedanken des Festes aus. Das Osterfest ist ein rechtes Sieges- und Erlösungsfest. Triumphierend geht die Ostersonne über der Erde auf, erlöst sie, die Erstarrte, aus Winters Nacht und Banden und erweckt sie zu neuem Leben. In dem Feste des siegreich aus dem Grabe entstandenen Erlösers der Welt feiert die Christenheit den ewigen Gedanken, daß das Gute, das Edle nimmermehr untergehen kann. Es mag von der Welt verhöhnt, verspottet, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, ans Kreuz geschlagen und begraben werden, aber es wird doch am dritten Tage zu neuem Leben auferstehen. Dieser Grundgedanke des christlichen Osterfestes tritt schon bedeutungsvoll und vorbildlich in den Frühlingsfesten der alten Völker hervor. Hier haben wir die eine Wurzel des Osterfestes. Frühlingsanfang! Welche Fülle von Freude und Jubel tut sich kund in diesem einen Worte! Von Weihnachten bis Ostern hat das zunehmende Licht mit der abnehmenden Finsternis noch gekämpft, jetzt aber ist die Finsternis ganz überwunden. In der Tagundnachtgleiche kommt der Frühling zum Siege, und ein Siegesfest war es daher, das die Völker feierten, und in ihrer Freude darüber ließen auch sie, gleich wie die Natur selbst, an allen Enden der Erde

ein großes, gewaltiges Halleluja erschallen. Das Osterfest ist ein Siegesfest, das Fest der siegreichen Auferstehung der Natur! Die andere Wurzel des christlichen Osterfestes liegt im Judentum, im jüdischen Passahfeste. Inwiefern dem letzteren Anklänge an die alten Frühlingsfeste der Indier, Babylonier und Ägypter zugrunde liegen, ist trotz der weitgehendsten Forschung der vergleichenden Religionswissenschaft noch heute eine offene Frage. Es ist aber völlig erwiesen, daß Moses das Naturelement, das allen Festen ursprünglich innewohnt, geflissentlich unterdrückte und den von ihm angeordneten Festen einen nationalen Charakter zu geben bemüht war. So auch beim Passahfest. Es war gleichsam das Geburtsfest des israelitischen Volkes. Durch den Auszug aus Ägypten, dem Lande der Knechtschaft, ward es politisch frei. Mit diesem Tage begann seine große weltgeschichtliche Bedeutung, begann die Aufgabe, dem Monotheismus im Gegensatz zu dem Polytheismus der umwohnenden Völker zum Siege zu verhelfen. Die Aufgabe hatte begonnen mit dem Auszuge des Erzvaters Abraham aus Ur in Chaldäa. Seine Nachkommen hatten sie als Individuen und als Familie unter mancherlei Unbill erfüllt, aber erst vom Tage des Ausganges aus Ägypten ging diese Aufgabe von dem einzelnen auf das Volk über. „Ich bin Euer Gott, und Ihr seid mein Volk.“ Dieser Gedanke liegt dem ganzen Judentum und seinen Festen zugrunde. Das zeigt sich auch sogar in der äußeren Anordnung derselben. Am Vorabend des Passahfestes lauschte das ganze Volk in Festtagskleidern erwartungsvoll auf die feierlichen Posaunentöne, die von der Stiftshütte her erschallen, um den Anfang der Feier zu verkünden, und später, als der Tempel als Nationalheiligtum an die Stelle des Zeltes getreten war, horchte ganz Jerusalem mit seinen Tausenden von Festgästen, die aus den entferntesten Gegenden hier zusammenströmten, auf diese Töne, um in allen Häusern zugleich das Passahmahl zu beginnen. Wenn durch den gemeinschaftlichen Anfang an einem einzigen Orte, also in dem „wann?“ und „wo?“ die Erinnerung an die nationale Einheit belebt werden sollte, so finden wir in dem „wie?“ in der Anordnung der Feier die eigentliche Bedeutung des Festes. Um an das letzte Mahl der ausziehenden Väter zu erinnern, mußte jeder Hausvater mit seiner Familie ein am Nachmittag vorher vom Priester im Vorhofe der Stiftshütte geschlachtetes und dann ganz, ohne Zerbrechung von Knochen gebratenes, einjähriges, fehlerfreies, männliches Lamm — Passahlamm genannt — verzehren. Das Mahl mußte von den

Festgenossen stehend, die Schuhe an den Füßen und völlig zur Reise gerüstet, eingenommen werden, um an die Eile zu erinnern, mit der man einst aus Ägypten aufbrechen mußte. Daneben aß man die ganze Woche hindurch ungesäuertes Brot, das Lechem Oni, d. i. Trübsalsbrot, genannt wurde. Am Morgen des ersten Feiertages begannen die Opfer, und zwischen denselben lasen die Priester das 12. Kapitel des 2. Buches Mosis, welches den Auszug aus Ägypten beschreibt, vor. Später ward diese Erzählung des Auszuges in einem eigenen Buche, der sog. Hagada, zusammengezogen und aus derselben vorgelesen. Sowohl an dem Mahle als auch an dem Gottesdienste mußten sämtliche Hausgenossen, Diener und Sklaven nicht ausgenommen, teilnehmen. Selbst der Geringste in Israel sollte sich an diesem Tage bewußt werden, was Jehova einst an seinem Volke getan hatte. Alles feierte und ruhte, und zur Begründung der strengen Gebote, die sich sogar auf das Vieh erstreckten, sagt Moses stets: „Denn der Herr Dein Gott hat Dich aus Ägypten, aus dem Diensthause geführt.“ So war das jüdische Passah das Fest der Erlösung Israels aus ägyptischer Knechtschaft, war das Fest der wiedergewonnenen Freiheit, das Fest des Sieges Jehovas über Pharao und seine Götter. Diese Erlösung ist wesentlich markiert durch den Durchgang durch das Rote Meer, in dem die Verfolger umkamen, darum hieß das Fest Pesach, oder eigentlich Chag happesach, d. h. eben Fest des Durchganges. Aus demselben Grunde hieß es auch Überschreitungsfest, und zur Erinnerung an den Würgengel das Verschonungsfest. Zur Zeit Christi nannte man es gewöhnlich das Fest der süßen und ungesäuerten Brote, und demgemäß heißt es noch heute Chag Hammazoth.

Dieser dem Osterfeste in der Natur und im Judentum zugrunde liegende Gedanke der endlichen Erlösung, einerseits aus den Banden des Winters, andererseits aus der Knechtschaft Ägyptens, ging auch in das Christentum über. Die ältesten Christengemeinden feierten nicht nur den jüdischen Sabbat, sondern auch die Feste ihrer Zeitgenossen mit, aber den letzteren ward bald eine andere, eine christliche Bedeutung beigelegt. An die Stelle des jüdischen Passahfestes trat teils der Todestag, teils der Auferstehungstag Christi. Das alttestamentliche Passahlamm war nach Auslegung der Apostel vorbildlich gewesen und durch Christi Opfertod gegenstandslos geworden. Sein Tod war das große Sühnopfer, das der Gerechtigkeit Jehovahs dargebracht worden war. Das jüdische Passahmahl ward daher zum

christlichen Gedächtnismahl, zum Todesmahl des Herrn. Nicht mehr zum Andenken an den Auszug aus Ägypten aß man das Passahlamm, nicht als Gedächtnis jenes Mahles, das die Väter einst stehend und schwertumgürtet, mit Schuhen an den Füßen und mit dem Wanderstab in der Hand, im Lande Gosen eingenommen hatten, sondern es war eine Erinnerung an jenes letzte gemeinschaftliche Mahl in der Nacht des Verrates, eine Erinnerung an jenen schmerzlichen Tod, den der Meister erlitten. Mit diesem gemeinschaftlichen Passahmahl stand das junge Christentum noch mit einem Fuße im Judentum, aber mit dem anderen trat es aus demseben heraus: durch den Glauben an den Auferstandenen. Dieser Glaube ward eine deutliche Scheidewand zwischen dem alten und dem neuen Glauben und zugleich auch ein Bindeglied der einzelnen Gemeinden unter sich. In dem Glauben an den Auferstandenen fand man den Trost für all den Schmerz und den Jammer, den die Erinnerung an die letzten Tage des Meisters hervorgerufen, fand in ihm die Erlösung der Welt von der Pein des zeitlichen und ewigen Todes, den Durchgang aus der Nacht der Leiden zu der Morgenröte der Freude. So ward aus dem jüdischen Pesach ein christliches, und diesen Namen Passah behielt es auch ausschließlich Jahrhunderte lang in der christlichen Kirche.

So fand das junge Christentum in dem Glauben an den Auferstandenen auch zugleich den Glauben an die Erlösung! „Der Tod hatte keine Gewalt über den Heiligen des Herrn“; dieser Gedanke in seiner eigentlichsten und sinnlichsten Bedeutung aufgefaßt, war der Kernpunkt des neuen Glaubens; für die verständnislose Welt ein Ärgernis, für die gläubigen Gemüter aber eine unendliche Fülle des Trostes und des Friedens. Die Tatsache dieser Auferstehung wird daher auch ausdrücklich von den Evangelisten bezeugt, und zwar von allen Tatsachen aus dem Leben Jesu am häufigsten. Die wissenschaftliche Kritik hat allerdings an diesen Zeugnissen mancherlei auszusetzen. Behauptet sie doch, nicht einmal die Zeit und der Ort, von denen die Evangelisten reden, ließen sich feststellen. Nach einem Bericht soll die Auferstehung am Samstag Abend, nach anderen Sonntag Morgen geschehen sein; nach einer Erzählung kommt Jesus in sinnlicher, fühlbarer Körperlichkeit, nach einer anderen in übersinnlicher, geisterähnlicher Weise;* bald ist Galiläa, bald Jerusalem der Schauplatz seiner Erscheinungen. Die Tatsache der Auferstehung selbst hat

* Vergl. Matth. 28, 9; Mark. 16, 6; Luk. 24, 39 und Joh. 20, 17 und 19.

man auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht. Man redete mit den Pharisäern von Diebstahl des Leichnams, oder wie einst die Manichäer von einem Scheintod des Gekreuzigten; und endlich redet man noch heute von Visionen der erregten Gemüter, die sich nicht in den Gedanken finden konnten, daß der Herr und Meister von ihnen genommen sei. Die beiden ersten Erklärungsversuche sind so abgeschmackt, wie sie alt sind, und nur der seichteste Rationalismus des 18. Jahrhunderts konnte sie aus der Rumpelkammer der alten Theologie wieder hervorholen. Die dritte Ansicht von den Visionen, die besonders von Kritikern der neueren liberalen Richtung vertreten wird, sucht die Erklärung wenigstens auf geistigem Gebiete, aber auch sie wird dem denkenden und zugleich fühlenden Christen nimmer genügen. Es entsteht für ihn überhaupt die Frage, ob es denn nötig ist, sich für irgend eine Erklärung zu entscheiden. Nein, wie die wissenschaftliche Theologie darauf verzichten muß, das an sich Unmögliche auch nur möglich erscheinen zu lassen, so muß sie auch die Auferstehung des Weltheilandes viel geistiger auffassen. Trotzdem aber weiß sie, und bekennt es offen, daß der Herr lebt! Christus ist auferstanden, ja wahrhaftig auferstanden; er lebt. Sein Geist und seine Lehre, sein Glaube und seine Liebe, mit einem Worte er, selbst lebt fort und fort in seiner Gemeinde, mit uns und wir mit ihm. In *seinem Sinne handeln, ihm nachleben, das heißt an seine Auferstehung glauben, ja, selber mit ihm auferstehen.*

Das Osterfest der ersten Jahrhunderte n. Chr.

Mit Ausnahme der Einsetzung des heiligen Abendmahles haben wir keine Anordnung Christi bezüglich irgend welcher Festfeier. Er und seine Jünger feierten die jüdischen Feste mit, wenn auch in anderer, geistigerer Auffassung als die meisten ihrer Zeitgenossen. Alle Jahre ging er mit ihnen hinauf gen Jerusalem, das Passah zu feiern und das Osterlamm zu essen, wie es Moses befohlen hatte. Das wird ausdrücklich bezeugt, aber zum großen Ärger der Pharisäer band er sich nicht an ihre bis ins Lächerliche ausgedehnten Satzungen und Zeremonien, mit denen sie dem Volke die Festfeier verkümmerten. Auch die Apostel und die von ihnen gestifteten ältesten christlichen Gemeinden blieben diesem Gebrauche gewiß treu, hielten mit ihren Zeitgenossen den jüdischen Sabbat und die jüdischen Feste, aber in der

ihnen vom Messias gewordenen Freiheit. Ganz besonders ward das Passahfest mit gefeiert, und das Osterfest ist somit das eigentliche Urfest der christlichen Kirche. Daneben betrachtete man aber jeden Freitag, den Leidens- und Todestag des Herrn, sowie den darauf folgenden Sonntag, den Auferstehungstag, als wichtige Erinnerungstage. Sonach war jeder Freitag für sie gewissermaßen ein Karfreitag und jeder Sonntag ein Osterfest. Zwischen den beiden trat der jüdische Sabbat bald ganz zurück. Es war natürlich, daß der Freitag als dem Andenken des Todes gewidmet, ein Trauertag, der Sonntag, der Tag der siegreichen Auferstehung, ein Freudentag war. Mit dieser Wochenfeier war die jährliche Feier eigentlich von selbst gegeben, denn der Wochentag mußte eine erhöhte Bedeutung erhalten, wenn das Passahfest der Juden nahte, wenn zum ersten Male im Frühling der Vollmond eintrat und jene große Woche wiederkehrte, in welcher Christus gekreuzigt und auferstanden war. Die Trauer mußte ernster und anhaltender und die Auferstehungsfreude inniger und herzlicher werden, wenn die großen Tage sich jährten. Sobald dieses nun geschah, entstand die Frage, ob man als diesen Todestag das Monatsdatum, den 14., bezw. den 15. Nisan, ohne Rücksicht auf den Wochentag, auf den er fiel, festhalten sollte, oder ob man den Jahrestag des Todes Christi auf den folgenden Freitag verlegen sollte. Hierüber entstand schon sehr früh eine Meinungsverschiedenheit zwischen den morgen- und abendländischen Gemeinden. Zu ersteren werden außer denjenigen in Palästina und Syrien auch die in Kleinasien, Griechenland und Ägypten gerechnet, während die römischen und nordafrikanischen Gemeinden die letzteren ausmachen. Die morgenländischen Gemeinden standen dem Judentum ungleich näher, waren sogar vielfach überwiegend aus Juden entstanden, sie hielten daher an der alten Sitte fest und feierten das Leiden und folglich auch die Auferstehung des Herrn jedesmal an demselben Monatstage, an welchem ihre früheren Glaubensgenossen das Passahfest hielten. Die abendländischen Gemeinden dagegen hielten sich an die Wochentage, an Freitag und Sonntag. Sie hatten keinen Grund der Pietät gegen das Judentum, ja, vielleicht wollten sie sogar einen bestimmten Gegensatz gegen dasselbe ausdrücken, indem sie nicht mit den Juden zugleich Ostern feierten. Dies ist der Anfang des langen und unerquicklichen Osterstreites. Derselbe war schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts in hellen Flammen. Im Jahre 160 hatte Polykarpus, Bischof von Symrna, als Vertreter der kleinasiatischen Gemeinden mit dem römischen Bischof Anicetus die

erste uns bekannte Unterredung über diesen Gegenstand, die aber wie eine ganze Reihe nachfolgender Einigungsversuche erfolglos verlief. Die völlige Spaltung trat ein, als im Jahre 190 der römische Bischof (Papst) Viktor die römische Sitte der Osterfeier auch den kleinasiatischen Christen bei Strafe des Bannes befahl, und diese nicht gehorchten. Vergebens suchte Irenäus noch einmal eine Vermittlung. Rom wollte kein Jota von seiner Tradition ablassen. So blieb es länger als ein Jahrhundert, während dessen von hüben und drüben die heftigsten Streit- und Schmähschriften gewechselt wurden. Dabei feierte man Ostern bald nach der einen, bald nach der anderen Berechnung, je nachdem die Bischöfe der einzelnen Gemeinden dieser oder jener Ansicht huldigten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um das Datum des Todestages. Die drei ersten Evangelien berichten, daß Christus noch am 14. Nisan das gesetzliche Passahmahl gefeiert habe, also erst am folgenden Tage, den 15. Nisan, gestorben sein könne. Johannes weiß dagegen von dem Passahmahle nichts und setzt seinen Tod auf den „Rüsttag“, d. h. den Tag vor dem jüdischen Passah.* Natürlich kam auch das Fasten als Vorbereitung auf das Osterfest in Betracht, und der ganze Osterstreit war ebenso sehr ein Streit darüber, wann das Fasten aufhören sollte. Am besten wird das Wesen des ganzen Oster- oder Quartodecimanerstreites — von den 40 Fasttagen so genannt — durch eine Stelle des Eusebius († um 430) gekennzeichnet, die wir hier nach Herzogs Encyklopädie folgen lassen: „Die Gemeinden von ganz Asien glaubten nach älterer Überlieferung das Passahfest des Erlösers den 14. des Monatstages festhalten zu sollen, an welchem den Juden das Lamm zu opfern geboten war, sodaß man an diesem Tage, auf welchen Wochentag er auch fallen mochte, den Fastenschluß machen dürfe. Dieser Observanz schlossen sich die anderen Gemeinden des ganzen Erdkreises nicht an, sondern hielten fest an der noch jetzt bestehenden und auf apostolischer Überlieferung gegründeten Sitte, daß es sich nicht zieme, an einem anderen als dem Auferstehungstage das Fasten abzubrechen.“ Es wird gewöhnlich angenommen, auf dem Konzil zu Nicäa unter Konstantin d. Gr. sei im Jahre 325 der Ostertermin zuerst auf den Sonntag nach dem ersten Vollmond, nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche festgesetzt worden. Das ist aber nicht ganz richtig. In Alexandrien, wo man dem Studium der astronomischen Wissenschaft große Sorgfalt widmete, hatte man

* Vergl. Ev. Joh. 19, 14 und 31.



schon während des Osterstreites jedesmal den ersten Vollmond nach Frühlingsanfang astronomisch nach dem 19jährigen Mondzyklus, der bekanntlich das Mondjahr, nach dem die Juden rechneten, mit dem römischen Sonnenjahr ziemlich in Übereinstimmung brachte, berechnet. Das Konzil zu Nicäa bestimmte nur, daß fortan die Berechnung der Alexandriner für die gesamte Christenheit maßgebend sein sollte, und verpflichtete zugleich den Bischof von Alexandrien, den so berechneten Ostertermin alljährlich bekannt zu machen.

Diese Verordnung blieb jedoch nicht lange in allgemeiner Geltung, denn die nachfolgenden römischen Bischöfe wollten wiederholt die alexandrinischen Berechnungen nicht anerkennen, und schon im Jahre 387 feierten die Alexandriner das Fest am 25. April, die Römer aber am 21. März, während die Mailänder den Alexandrinern getreu blieben. Auch das Jahr 444 drohte mit neuen Zwistigkeiten, indem die Lateiner das Fest einen Monat früher als die Alexandriner feiern wollten; Papst Leo beugte jedoch dem Streite vor, indem er den Alexandrinern (obgleich ungern) Recht gab. Die Unsicherheit in der Bestimmung des Osterfestes und die Streitigkeiten darüber dauerten fort bis ins 10. Jahrhundert, und erst zur Zeit Karls d. Gr. wurde der Alexandrinische (dionysische) Kanon in der ganzen Christenheit angenommen.

Daß die Grundlage, worauf die Berechnungen des Ostertermines beruhten, recht bedenklich schwanke, bedachte man damals nicht. Diese Grundlage, das Julianische Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden, zeigte einen Fehler von 11 Minuten und 12 Sekunden. In dem Gregorianischen Jahre ward 1582 dieser Fehler bekanntlich verbessert, aber ganz aus der Welt geschafft ist er trotzdem doch nicht. Die Mondzyklen stimmen nämlich nicht ganz mit dem Sonnenjahr überein, sondern verschieben sich in 312½ Jahren um einen Tag.

Wenn nun auch durch den Wegfall der Schalttage in den Säkularjahren eine Verbesserung erzielt worden ist, so ist es doch schon vorgekommen, und wird sich auch wiederholen, daß zwischen der kirchlichen und astronomischen Berechnung des Ostertermines ein Zwiespalt entsteht. Das geschieht jedesmal, wenn der wirkliche Frühlingsanfang und der Vollmond zugleich vor den 22. März fallen und dieser Tag ein Sonntag ist. Solches ist geschehen in den Jahren 1598, 1693, 1761, 1818, wird aber in den folgenden 3 Jahrhunderten gar nicht vorkommen, sondern erst im Jahre 2285 wird man Ostern wieder einmal am 22. März feiern.

Für die Berechnung des Osterdatums geben wir nach „Brinckmeier, Prakt. Handbuch der histor. Chronologie", 2. Aufl. 1882 einige Tabellen, aus denen man den Tag für jedes Jahr des laufenden Jahrhunderts nach der beigefügten Gebrauchsanweisung mit Leichtigkeit feststellen kann.

1. Zunächst liest man aus Tabelle I die sog. „güldene Zahl" des betr. Jahres ab, d. i. diejenige Zahl, die senkrecht unter der betr. Jahreszahl steht. Also z. B.: 1961 = 5, 1952 = 15 u. s. w.

2. Sodann stellt man nach Tabelle II den sog. Sonntagsbuchstaben des betr. Jahres fest, d. i. den Buchstaben, der rechts neben der betr. Jahreszahl steht. Also 1961 = A, 1952 = E u. s. w.

3. Nun liest man auf Tabelle III diejenige Zahl (sog. Direktionszahl) ab, die an dem Treffpunkt senkrecht unter der gefundenen güldenen Zahl und wagerecht neben dem Sonntagsbuchstaben steht. Dies ist die Anzahl der Tage, die das Osterfest in dem betr. Jahre nach dem 21. März fällt; man zählt also die Direktionszahl zu der Zahl 21 und hat dann das gewünschte Datum, das man nötigenfalls natürlich durch Abzug der Zahl 31 auf den Tag des April reduzieren muß, wenn es über den 31. März hinausfällt. Also: 1961 = güldene Zahl 5, Sonntagsbuchstabe A = (lt. Tab. III) Direktionszahl 12 + 21 = 33. März oder 2. April.

1952 = 15 E = Direktionszahl 23 + 21 = 44. März oder 13. April.

Tabelle II. Die Sonntagsbuchstaben für alle Jahre des XX. Jahrhunderts.

1901	1929	1957	1985	F
2	30	58	86	E
3	31	59	87	D
4	32	60	88	B
5	33	61	89	A
6	34	62	90	G
7	35	63	91	F
8	36	64	92	D
9	37	65	93	C
10	38	66	94	B
11	39	67	95	A
12	40	68	96	F
13	41	69	97	E
14	42	70	98	D
15	43	71	99	C
16	44	72	—	A
17	45	73	—	G
18	46	74	—	F
19	47	75	—	E
20	48	76	—	C
21	49	77	—	B
22	50	78	—	A
23	51	79	—	G
24	52	80	—	E
25	53	81	—	D
26	54	82	—	C
27	55	83	—	B
28	56	84	—	G

Tabelle I.

Die Güldene Zahl für alle Jahre des XX. Jahrhunderts.

1900	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75
76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94
95	96	97	98	99	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**	**9**	**10**	**11**	**12**	**13**	**14**	**15**	**16**	**17**	**18**	**19**

Tabelle III.*

Die Direktionszahlen für die Bestimmung des Osterdatums im XX. Jahrhundert.

Sonntag-buchstaben	Güldene Zahlen																	
	1	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**	**9**	**10**	**11**	**12**	**13**	**14**	**15**	**16**	**17**	**18**	**19**
A	26	20	5	26	12	33	19	12	26	19	5	26	19	5	26	12	33	19	12
B	27	13	6	27	13	34	20	13	27	20	6	27	13	6	20	13	34	20	13
C	28	14	7	21	14	35	21	14	28	21	7	28	14	7	21	14	28	21	7
D	29	15	8	22	15	29	22	8	29	15	8	29	15	8	22	15	29	22	8
E	30	16	9	23	16	30	23	9	30	16	9	30	16	2	23	9	30	23	9
F	31	17	3	24	10	31	24	10	31	17	10	24	17	3	24	10	31	24	10
G	25	18	4	25	11	32	25	11	32	18	4	25	18	4	25	11	32	18	11

* Diese Tabelle ist nicht genau nach dem Brinckmeierschen Werke zitiert; es ist vielmehr eine Anzahl unrichtiger Zahlen durch die richtigen ersetzt worden.

Die Feier des Osterfestes gestaltete sich in der morgen- und abendländischen Kirche gleich pomphaft. Ganz besonders war es der Lichterglanz während der Ostervigilien, d. h. während des Gottesdienstes in der Nacht zwischen Sonnabend, dem Tage der Grabesruhe des Herrn, und dem Auferstehungsmorgen, die dem Feste einen eigenen Reiz verliehen. Den großen Sabbat verbrachte man in dumpfer Ruhe, aber abends wurden alle Kirchen feenhaft erleuchtet, und die Wege, die zu demselben führten, durch ungeheure Wachskerzen, die man an beiden Seiten aufstellte, in Lichteralleen verwandelt. Die Größe dieser Wachskerzen ging zuletzt ins Ungeheure, und schon Justinian mußte 545 nach Chr. eine Bestimmung erlassen, daß die Dicke derselben eine Palmipes, d. h. einen Fuß und eine Hand breit nicht übersteigen dürfe, und zugleich bestimmte er die größte zulässige Länge auf 4 cupita, d. i. 6 Fuß!*

Zwischen diesen Lichterbäumen wandelte vom Einbruch der Nacht bis zum Ostermorgen die Menge zitternd und bebend auf und ab. Es hatte sich nämlich schon sehr früh die Ansicht verbreitet, die Wiederkunft Christi, und mit ihr das Ende der Welt, werde in einer Auferstehungsnacht erfolgen. Trotz der Angst vor diesem Ereignis sollen diese Promenaden doch in gar üblem Rufe gestanden haben, wenigstens verboten heidnische Ehemänner ihren Frauen die Teilnahme an denselben. Wenn der erste Frührotstrahl des Ostermorgens am Horizont heraufzitterte, so näherte sich unbemerkt ein Diakonus und teilte dies dem diensttuenden Priester mit, und dieser verkündigte nun laut: „Christus ist erstanden!“ Unter dem Geläut sämtlicher Glocken wiederholte die ganze Gemeinde diesen Ruf und stimmte das große Halleluja an. Unter einem Jubel, der sich nur als der plötzliche Umschwung nach der zweitägigen Aufregung erklären läßt, ward das Bild des Erstandenen, das nach der Verhüllung am Karfreitag in einen Schrein gelegt worden war, wieder hervorgeholt, dem Volke gezeigt und unter Freudentränen geküßt. Der Festesjubel setzte sich aus den Kirchen in die Straßen fort; von der drückenden Angst vor dem Weltuntergange befreit, ergab sich nun alles der ausgelassensten und, wie heidnische Schriftsteller wissen wollen, auch oft der ausschweifendsten Freude.

Äußerlich gab man dieser Freude überall durch den Ostergruß und den Osterkuß Ausdruck. In Kirchen und Häusern und auf

* Leider war es mir jetzt bei der Überarbeitung nicht möglich, die Quelle wieder aufzufinden, der ich seiner Zeit diese Maße entnommen habe.

den Gassen erschallte der Ruf: „Christus ist auferstanden!“ und die Antwort: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ und alles umarmte und küßte sich gegenseitig. Kaiserliche Begnadigungserlasse gaben Sklaven, ja selbst Verbrechern die Freiheit wieder, und jeder, der nur irgend dazu imstande war, suchte den Tag seinen Mitmenschen zu einem rechten Freudentage zu gestalten. Das Fest selbst dauerte acht Tage, und der sog. weiße Sonntag machte den Beschluß desselben. An diesem Tage wurden die am vorhergehenden Sonntag Getauften zum ersten Male zum Abendmahle zugelassen. In ihren bei der Taufe als Zeichen der Reinheit angelegten weißen Kleidern erschienen sie in den Kirchen, um das Sakrament zu empfangen. Name und Sitte des Tages haben sich noch an vielen Orten erhalten. Noch über die Osteroktave hinaus setzte sich die Osterfreude fort, denn die ganzen ersten sieben Wochen nach dem Auferstehungstage wurden die fünfzig Tage der Freude genannt und als ein großes zusammenhängendes Fest betrachtet. Voll dankbarer Freude gedachte man in dieser Zeit des Umganges des Herrn mit seinen Jüngern nach seiner Auferstehung und stellte ihn in allerlei lieblichen Spielen dar. Die Erzählungen der Erscheinungen Christi am See Genezareth, bei der Maria Magdalena im Garten, und vor allen die Geschichte von dem ungläubigen Thomas und von dem Gange nach Emmaus wurden in Kirchen und Kapellen in, wenn auch sinnlicher, doch nicht minder ergreifender, gläubiger Andacht dramatisch aufgeführt. Der zweite Sonntag nach Ostern war dem Apostel Thomas und seiner Bekehrung zum Glauben an den Auferstandenen gewidmet und hieß der Thomassonntag. Gleichzeitig war er aber auch dem Andenken an die Aussendung der Apostel bestimmt, und so schloß gleichsam das gesamte österliche Fest mit dem Aposteltag, an dem des Herrn Wort: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden, d. h. verkündet ihnen den Glauben an den Auferstandenen, an die Jünger erging, und diese die frohe Kunde von dem christlichen Siegesfest in alle Welt hinaustrugen.

Ostern im Mittelalter.

Wenn das Eis krachend auf den nordischen Strömen zerborst, wenn milder Regen die Erde aufweichte und sie zur Aufnahme neuer Saat und Hervorbringung neuen Lebens empfänglich machte, wenn reinigende Gewitter die Luft erschütterten, oder der

Sturmwind rauschend über die Berge dahinfuhr, dann glaubten unsere Vorfahren in diesem Walten der Natur die mächtige Hand des Gottes Thor oder Donar zu sehen. Seine Schwester war die liebliche Göttin Ostara. Um die Zeit nun, wenn die Natur zu neuem Leben erwachte, wenn die Sonne nach langen, unfreundlichen Wintermonaten wieder goldig zu strahlen begann, dann feierte man dem Thor und seiner Schwester das Frühlingsfest, das nach der letzteren auch den Namen Ostarafest erhielt. Der Dienst der Ostara muß bei unseren Vorfahren so tiefe Wurzeln geschlagen haben, daß die Kirche den Namen dulden mußte trotz der Mühe, die sie sich gab, das latinisierte „Paschah" einzuführen. Alle uns benachbarten romanischen Völker, ja, sogar die Skandinavier, in ihrem paaske und pask haben dagegen die christliche Bezeichnung angenommen. Nur zwei germanische Sprachen behielten die Ableitung von Ostara, die deutsche in Ostern und die englische in Easter, das nur eine lautliche Umbildung des altenglischen Eastre, des Namens der Göttin, ist. Selbst Ulfilas übersetzte den Namen des Festes noch mit paska; er wagte es wahrscheinlich nicht, den heidnischen auf das christliche Fest anzuwenden, obgleich er mehrere andere gotische Wörter offenbar aus Ostara bildete. Zur Erklärung des Überganges des heidnischen Götternamens auf das christliche Fest sagt Jakob Grimm:* „Ostara oder Eastre mag auch wohl die strahlende Göttin des Morgens, des aufgehenden Lichtes, gewesen sein. Ihr Name konnte dann um so eher auf das christliche Auferstehungsfest angewendet werden, als auch das Christentum überhaupt als das den Heiden aufgehende Licht betrachtet wurde." Das alte Ostarafest war ein rechtes Freudenfest für unsere deutschen Vorfahren. Die Berge leuchteten wieder von hellen Freudenfeuern, die mit Eichen, dem heiligen Baume Thors, angemacht wurden. Mit frischem Erstlingsgrün geschmückte Böcke, Thors heilige Tiere, wurden herumgeführt und dann geopfert. Die Birke war der heilige Baum der Frühlingsgöttin. Ihr zu Ehren pflanzte man daher junge Birkenstämme vor dem Eingange der Häuser auf und schmückte die Wohnungen mit den grünenden Reisern dieses Baumes. Das heilige Tier der Ostara war der Hase, und ihr Lieblingsopfer waren Eier. Beide galten als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die ganz besonders dem Frühlinge eigen ist.

In ganz Deutschland fanden zur Zeit des alten Frühlingsfestes feierliche Umzüge statt. Im Norden waren es die Nerthus- oder

* Deutsche Mythologie, I, 268.

Herthazüge, im Süden, besonders in Franken, Schwaben und im Elsaß die Holda-Bertazüge. Auf einer einsamen Insel im Nordmeere, so berichtet die Sage, war in einem tiefschwarzen, von uralten Eichen umschatteten See die Wohnung der Frühlingsgöttin. In einem geschmückten Wagen, von zwei eigens zu diesem Zwecke aufgezogenen Kühen gezogen, wurde jedes Frühjahr ihr Bildnis im Lande herumgeführt. Überall, wohin das Gefährt kam, ruhten Arbeit und Waffengetümmel, jede Fehde, jeder Streit hörte auf, und an ihre Stelle trat fröhlicher Festesjubel. In allerlei Verkleidungen begleitete man die umziehende Göttin in die nächsten Weiler und Gauen. Aus diesen Umzügen gingen vielleicht die noch bis in die neueste Zeit in manchen Gegenden um Ostern gebräuchlichen geistlichen Spiele hervor.

Die Osterspiele, die im Mittelalter namentlich als geistliche Schauspiele sehr gepflegt wurden, gehören bis auf wenige Überreste, die man in Österreich und Süddeutschland findet, der Vergangenheit an. Ursprünglich war der Inhalt dieser kirchlichen Spiele (Mysterien) ein sehr einfacher. So brachte man in den Karolingischen Zeiten etwa folgende Handlung zur Aufführung: Am Ostermorgen saß an einem geöffneten Grabe, das in der Kirche vor dem Altar hergerichtet und dessen Schlußstein weggewälzt war, ein Engel. Die Priester traten hinzu und sangen: „Wer wird uns wohl den Stein vom Grabe wälzen?“ Darauf fragte der Engel: „Wen suchet ihr?“ und erhielten zur Antwort: „Jesum von Nazareth!“ „Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, gehet hin und kündet es den Jüngern!“ und alle Anwesenden sangen das Gloria. Schlimm kam bei derartigen Volksspielen der Teufel weg, denn er wurde am Schlusse meistens durchgeprügelt. In einem norddeutschen Osterspiele stellten die Juden, welche fürchteten, Christus könne wieder auferstehen, vier Wächter an seinem Grabe auf. Inzwischen wird dem obersten Teufel, Luzifer, berichtet, Christus sei tot und dem Teufel nicht mehr hinderlich. Da sprengt plötzlich der Heiland die Pforten der Hölle. Zuletzt wird es Tag, die Wächter erwachen und gewahren zu ihrem Schrecken, daß das Grab leer ist. Spott und Hohn ist jetzt ihr Teil. Die erregten Juden kommen herbei und geraten mit den Wächtern in heftigen Streit.*

Solcher Osterspiele gab es unzählige. In den meisten spielte oft ein ungezügelter Volkshumor eine große Rolle, und vielfach wurde

* Vergleiche Wilken „Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland“ (Göttingen 1872).

dadurch die Stätte der Handlung — die Kirche — entheiligt. Deshalb wurden sie aus den Gotteshäusern verbannt; auch durften sich die Geistlichen nicht mehr daran beteiligen. Immerhin haben sie sich außerhalb der Kirche noch lange erhalten.

Wie alle geistlichen Spiele wurden die Osterspiele ursprünglich nur von Geistlichen in lateinischer Sprache aufgeführt und die Texte entweder jedesmal neu verfaßt oder mit geringen Abänderungen von Mund zu Mund fortgepflanzt. Später benutzte man ältere Bearbeitungen immer wieder zu neuen und paßte sie durch Weglassungen und Zusätze, durch Einschiebung neuer Szenen, Gesänge und Reden den örtlichen Verhältnissen an. Daher stammt die auffallende Ähnlichkeit aller aufgezeichneten Osterspiele. Sie stellen oft das ganze Leben Jesu von der Taufe bis zur Auferstehung dar, ja, einige beginnen sogar schon mit der Schöpfung und dem Sündenfall und machen sämtliche messianische Weissagungen zum Gegenstand einzelner Szenen, um so das ganze Heilswerk der Erlösung in anschaulicher und eindringlicher Weise den Zuschauern vorzuführen. Als das älteste derartige Osterspiel in Deutschland gilt das von dem Tegernseer Mönch Wernher im 12. Jahrhundert verfaßte „De adventu et interitu Antichristi“, in dessen lateinischen Text den Laien zu Gefallen deutsche Strophen eingeschoben wurden. Das letzte solcher Oster- bezw. Passionsspiele fand 1803 zu Schwäbisch-Gmünd statt.*

Eine andere Belustigung des Volkes — denn zu einer solchen sanken die Osterspiele nach ihrer Entfernung aus den Kirchen herab — bildeten die sog. Ostermärlein, d. h. alle lustigen Erzählungen, Schnurren und Schwänke, die die Prediger an den Ostertagen, besonders bei dem Nachmittagsgottesdienst, ihren Zuhörern von der Kanzel herab erzählten, welche dafür den Redner je nach seinem Talent für das Komische durch ein lautes Gelächter, das sogenannte Ostergelächter (risus paschalis) belohnten. Die Schwankbücher des Mittelalters** enthalten zahlreiche Beispiele solcher Ostergeschichten, und manche noch heute im Volk umlaufende lustige Pfaffen- und Teufelsgeschichte mag ursprünglich als Ostermärlein entstanden, oder doch als solches erzählt sein. Eine gewisse Berühmtheit haben die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg erlangt, die, wenn auch eine Art von Volksmärchen, doch wohl vielfach zur Erzielung des Ostergelächters benutzt wurden. Schon

* Vergl. Johannes Scherr. Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. S. 153 ff.
** Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Karl Goedeke.

im 13. und 14. Jahrhundert beginnen die Bestrebungen, die Unsitte abzuschaffen, aber zu Luthers Zeit war sie noch im vollen Flor, ja, scheint nach der Reformation, welche ja die Kanzeltätigkeit der Geistlichen bedeutend erhöhte, noch zugenommen zu haben, denn der Basler Reformator Oecolampadius († 1531) schrieb eine eigene Schrift über und gegen diesen Gebrauch.

In Niederdeutschland haben noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe von hannoverschen, mecklenburgischen und holsteinischen Predigern durch ihre drastischen plattdeutschen Osterpredigten, die den mittelalterlichen Ostermärlein durchaus nichts nachgaben, eine in jenen Gegenden noch jetzt nicht verschwundene Volkstümlichkeit erlangt.

An einigen Orten pflegten auch die Bischöfe, Äbte und Prälaten mit ihren Klerikern zur Symbolisierung der Osterfreude Brett und Ball zu spielen und lustige Reigen mit Gesang aufzuführen. Manche Sagen und Spukgeschichten von kegelnden und ballspielenden Domherren, Pfarrern und Mönchen, wobei die Kugeln und Bälle Totenköpfe sind, die sich an einzelne Örtlichkeiten, z. B. an den Ratzeburger Dom, knüpfen, mögen nicht ohne Einfluß dieses Brauches entstanden sein.

Zum Schluß dieses Kapitels sei hier noch der Übergang des Wortes „Ostern“, das ja noch heute zu vielen Zusammensetzungen mit Personen- und Ortsbezeichnungen gebraucht wird, in die mittelalterliche Poesie erwähnt. Hartmann von Aue nennt die Geliebte Iweins „du mines herzens osterspil“ und Tristan heißt die Isolde „sines herzens oster-tac“. So fand die allgemeine Osterfreude sogar ihren lebendigen Ausdruck in einem Schmeichelnamen für die Geliebte und ward dadurch als gleichbedeutend mit der höchsten Wonne und Freude hingestellt.

Ostergebräuche.

„Nimm ä Schüssel
Zur Osterzeit;
Geh ans Flüssel,
Aber sei g'scheidt!“

So sagt ein alter Volksspruch und bezeichnet damit einen der allerverbreitetsten unserer zahlreichen Ostergebräuche, nämlich das Schöpfen des Osterwassers. Dieses Wasser muß man am Oster-

sonntag früh vor Sonnenaufgang aus dem nächsten Brunnen oder Bach holen, ohne weder auf dem Hin- noch auf dem Rückwege ein Wort zu sprechen, wenn es anders nicht seine Kraft verlieren soll. Diese Kraft besteht angeblich darin, daß, wer sich damit wäscht, nicht nur das ganze Jahr frisch und gesund bleibt, sondern auch in allerlei Krankheitsfällen ein wirksames Heilmittel für andere darin besitzt. Auch gebrauchen es die Landmädchen, um sich von den leidigen Sommersprossen zu befreien. Wer das Osterwasser schöpfen will, pflegt sich durch folgenden Reim das Stillschweigen aufzuerlegen:

„Mußt Dich bucken,
Schöpfst Wasser 'raus;
Darfst nicht mucken,
Sonst wird nichts draus!"

Auch die jungen Burschen stellen sich natürlich bei dem Brunnen ein, um durch allerlei Neckereien die Mädchen zum Sprechen zu bringen.

In einigen Gegenden Thüringens und am Harze treibt man sogar am Ostermorgen das Vieh ins Wasser, um es das Jahr über vor Krankheit zu bewahren. Ähnliches geschieht auch in Deutsch-Böhmen, wo man ganz aus demselben Grunde auch Osterbäder nimmt. Die in vielen Gegenden noch vorkommenden Namen Osterbach, Osterbek, Osterborn, Osterwiese, Osterau u. s. w. lassen darauf schließen, daß sie einst zu der beschriebenen Sitte in Beziehung standen. Der Ursprung der Sitte ist ohne Zweifel indogermanisch, da sich ihre Spuren überall nachweisen lassen. Sehr lebhaft erinnert sie an den Urdsbrunnen, aus dem Mimir jeden Morgen trank und so in den Besitz der höchsten Erkenntnis gelangte. Als auch Odin aus derselben Quelle schöpfen wollte, mußte er dem Riesen ein Auge zum Pfande geben. Auch der letztere Umstand kehrt in dem Aberglauben wieder, daß man erblinden könne, wenn man zu zauberischem Zwecke in den Brunnen schaue, wie z. B. am Morgen des Martinstages.* Die Sitte wird aber auch auf einen kirchlichen Ursprung zurückgeführt, nämlich auf die sog. Benedictio fontis, d. h. die Wasserweihe. Diese geschah in der ältesten christlichen Kirche in der Osternacht, um Taufwasser für die Neubekehrten zu erlangen. Später grub man häufig unter den Altären eigene Brunnen zu diesem Zwecke, die dann in der Osternacht geweiht wurden. In der Vorstellung des Volkes erhielt das so geweihte Wasser eine reinigende Kraft, ähnlich wie das

* Vergleiche den Aufsatz über diesen Tag.



Blut Christi, das alle Sünden hinwegnahm. Hierauf bezieht sich ein Spruch, den man am Harz beim Schöpfen des Osterwassers anwendet:

„Hier schöpf' ich Christi Blut,
Das ist für 77erlei Fieber gut."

So entstand auch der Glaube, das in der Osternacht geschöpfte Wasser reinige von allen Sünden.

Sicherlich haben wir es hier nur mit der Christianisierung eines uralten Brauches zu tun, denn sprudelnde Quellen und rauschende Bäche waren schon unseren Vorfahren heilig, und in dem Geräusch derselben glaubten sie die Stimme der Götter und Göttinnen zu erkennen. Die Wasserweihe wurde später auf das Epiphaniasfest verlegt und wird in der griechisch-katholischen Kirche noch heute mit großem Pompe vollzogen.

Eine ebenfalls weit verbreitete Sitte sind die Osterfeuer. Man findet sie überall in Deutschland, in Westfalen, am Harz, im Böhmerwald, im Elsaß und in den Alpen. Überall lodern auf Bergen und Hügeln, die davon häufig den Namen Osterberge erhielten, mächtige Feuerbrände zum Himmel empor und werden von der allzeit fröhlichen Jugend umsungen und umtanzt. Vieler Orten, besonders in Norddeutschland, pflegt man mit Stroh umwickelte Teertonnen anzuzünden und auf hohen Stangen vor dem Dorfe aufzurichten. Anderwärts, z. B. im Elsaß, wirft man glühende Holzscheiben in die Täler hinab und nennt dies Scheibenschlagen. So verschieden aber auch die Art dieser Feuer ist, so haben sie doch alle einen gleichen Ursprung, nämlich den Dienst der Frühlingsgöttin Ostara, und das altgermanische Nodfyr, das schon auf dem ersten von Bonifacius im Jahre 742 in Deutschland abgehaltenen Konzil bei 2½ Unzen Gold Strafe verboten ward. Das Feuer galt unseren heidnischen Vorfahren auch ohne Bezug auf die deutschen Feuergötter Donar und Loki als göttlich. Für besonders heilig hielt man die Flammen des Herdes, an die man das Glück des Hauses gebunden glaubte. Deshalb hielt man es in beständiger Glut und lieh sehr ungern einen Brand aus. Zudem herrschte von alters her die Meinung und herrscht noch heute unter dem Landvolk, daß das Feuer sich abnütze. Daher löschte man zu gewissen Zeiten des Jahres alles Feuer aus und entzündete durch Reibung neues. Dieses Feuer nannte man im Gegensatz zu dem alten, abgenutzten, entheiligten, das Wild- oder Notfeuer, von dem althochdeutschen Worte nuotan, d. h. reiben. Die Reibung ward teils durch ein schnell auf einem Pfahle herum-

gedrehtes Rad hervorgerufen, teils durch Drehung eines runden Holzes in einer Vertiefung. Da man dem so erzeugten Feuer reinigende Kraft zuschrieb, so entzündete man es auch in Zeiten großer Not, besonders zur Zeit der Pest, bei Viehseuchen u. s. w., und daher stammt die an sich falsche Bezeichnung als Notfeuer.

Besonders aber war es der Beginn des Frühlings, die Festzeit der Ostara, wo solche Feuer entzündet wurden, wodurch man andeuten wollte, daß die verjüngte Kraft der Sonne mittelbar den ausgelöschten Herdbränden die neue Flamme geben sollte. Die Kirche hat diese althergebrachte Sitte in ihr Gebiet verpflanzt, indem sie am Tage vor Ostern oder in der Osternacht neues Feuer weiht. In Oberbayern wird noch heute* am Osterabend alles Feuer sorgfältig ausgelöscht, und alle Glieder der Familie, vorzüglich aber die Knechte und Burschen des Ortes, nehmen ein Holzscheit mit in die Kirche. Nach dem Abendgottesdienste machen sie davon auf dem Kirchhofe einen Scheiterhaufen, den der Priester, vom Mesner unterstützt, mittels Stahl und Kieselstein anzündet. Von den Kohlen nimmt jeder mit nach Hause und zündet an ihnen das Herdfeuer aufs neue an. Bekanntlich werden auch in den katholischen Kirchen bei Beginn der Ostervigilien die Altarkerzen neu geweiht und angezündet. Der Osterkerze und ihrer Weihe geschieht schon von Gregor d. Gr. Erwähnung. Sie soll zuerst in Spanien allgemein Sitte geworden sein, wenigstens wird diese Sitte auf der Synode zu Toledo (633) zuerst ausführlich besprochen. Diese Versammlung erklärte: „daß die Kirche in der Weihe der Osterkerze das Mysterium der Auferstehung Christi begrüße, das in dieser ersehnten Nacht aufs neue aufgehe“. In der Kerze sollte gewissermaßen der Auferstandene selbst symbolisiert werden, dessen neues Leben die Nacht des Todes durchbricht. Die Art der Erzeugung des Feuers hatte in der ersten Zeit noch manche Ähnlichkeit mit derjenigen des alten Notfeuers, denn sie mußte auch durch Reibung geschehen. Erst im 11. Jahrhundert kamen Stahl und Feuerstein dabei in Gebrauch. In manchen Gegenden sind die Osterfeuer auf den 1. Mai oder wohl auch auf Himmelfahrt oder Pfingsten verschoben worden. In Holstein z. B. finden sie am letzten April, am sogenannten Maiabend, statt und werden Beekenbrennen genannt. Der Volksglaube führt sie auf das Verbrennen der Hexen zurück. Daß dies eine erst

* So berichtet im Feuilleton der „Landeszeitung für Elsaß-Lothringen“ im Jahre 1886.

viel später aufgekommene Erklärung ist, versteht sich von selbst. Sie, die Osterfeuer, waren auch schon in christlich gewordenen Gegenden in Gebrauch, ehe man an die Hexenbrände dachte. Eine weit verbreitete Sitte sind auch die um Ostern aufgeführten Frühlingskämpfe. Häufig wird der Sonntag Lätare* dazu genommen, der sich dann in einigen Gegenden zu einem Festtage gestaltet und Abwechselung in die lange Fastenzeit bringt. Am längsten hielten sich solche, den Kampf des Winters mit dem Sommer symbolisierenden Kämpfe in Schlesien, wo sie noch vor etwa 50 Jahren in folgender Weise verliefen: Mit Stroh umwickelte Burschen, die den Winter vorstellen sollten, wurden von solchen, die mit Moos und Efeu als Repräsentanten des Frühlings ausstaffirt waren, angegriffen. Der mit Strohkrone und hölzernem Szepter ausgerüstete Winterkönig feuerte seine Getreuen zu tapferem Widerstande an. Aber es half nichts; er mußte seinem Gegner, dem Frühlingskönige, weichen. Besiegt und gefangen, wurden ihm Szepter und Krone entrissen und im Osterfeuer verbrannt. Des letzteren Umstandes wegen nennt man an einigen Orten diese Feier auch das Winterverbrennen. Es wird dabei vielfach eine aus alten Kleidern, Heu und Stroh angefertigte Puppe, die den Winter vorstellen soll, auf einem Scheiterhaufen, zu dem man das Brennmaterial vorher zusammengebettelt hat, verbrannt.

Nach alter Volkssage macht die Sonne am Ostermorgen drei Freudensprünge, und wer diesen zusieht, dem fehlt es nicht an Glück während des ganzen Jahres. Am Morgen der Frühlings-Tagundnachtgleiche zogen daher unsere Ahnen scharenweise auf die Spitzen der Berge, um bei dem ersten Frührotstrahl, durch den gleichsam das Licht triumphierend über die Finsternis siegte, die Frühlingsgöttin zu begrüßen. Wer von den Neubekehrten, statt in die Ostermesse zu gehen, sich am Sonnenaufgang erfreute, der setzte in den Augen der Priester den alten Kultus fort. Dies ist der Ursprung der Osterwanderungen, und wer an ihnen teilnahm, wurde des Bündnisses mit den Göttern, deren Oberster nunmehr der Teufel geworden war, beschuldigt. So entstand die mittelalterliche Ansicht, daß man am Ostermorgen das Hexen lernen könne. Die Kirche suchte zwar diesem Glauben wie auch den Osterwanderungen entgegen zu arbeiten, indem sie die Sage von den drei Freudensprüngen der Sonne als eine Ehrenbezeugung der leblosen Kreatur gegen den Auferstandenen deutete

* Siehe den Aufsatz auf Seite 130.

und selbst Osterprozessionen einführte. Trotzdem konnte sie den Aberglauben nicht ausrotten, und er ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Man denke an Goethes Faust. Am Ostermorgen, als alles hinauszieht auf die Osterwanderung, um sich an der frischen, frohen Gottesnatur des Frühlings zu erlaben, erscheint Mephisto als Pudel, und der Pakt mit Faust wird eingeleitet. Auch heute noch glaubt man: „Wer ein Herz im Leibe hat und sich vor dem Teufel nicht fürchtet, kann von ihm in dieser Nacht gar köstliche Gaben erhalten, erstlich Glück beim Spiel und Sieg bei jeder Rauferei, dann wird er „g'froren", d. h. kugelfest, und kann andere „stellen", d. h. steif und starr machen, daß sie keinen Schritt mehr tun können, und endlich, was die Hauptsache ist, erhält er die Eigenschaft, sich unsichtbar zu machen. Um jedoch zu diesen allerdings sehr wünschenswerten Dingen zu gelangen, muß der Aspirant schwere Proben bestehen. Er muß sich nämlich um die zwölfte Stunde der Osternacht auf einen Kreuzweg legen, über den auch die Dorfleichen getragen werden; dort werden schreckliche und lächerliche Erscheinungen vor seinen Augen wechseln, er aber darf weder schreien noch lachen, am allerwenigsten beten. Hat er diese Versuchungen glücklich überstanden, so kommt der leibhaftige Gottseibeiuns in grüner Jägertracht und nimmt ihn freundschaftlich bei der Hand. Damit sind ihm die gewünschten Gaben erteilt. Wie's aber dann mit seiner armen Seele aussieht, ist eine andere Frage; der Schwarze wird nicht umsonst sein Notizbüch'l führen."*

Die erwähnten Osterwanderungen sind natürlich Überbleibsel der alten Umzüge der Frühlingsgöttin Nerthus oder Hertha, im Süden Holda und Bertha genannt. Ihr war auch der Pflug heilig, und sie führte ihn bei den Umzügen als Sinnbild mit sich. Daher stammt die Sitte, in den bayerischen Alpentälern einen bekränzten Pflug durch das Dorf zu führen; zugleich aber auch sich wohl zu hüten, irgend eine Arbeit mit demselben zu verrichten, oder denselben etwa über Ostern im Acker zu lassen. In Holstein herrscht noch vielfach die Sitte, daß die Hausfrauen sich beim ersten Glockenklange am Ostermorgen beeilen, mit einem neuen, in der Karwoche hierfür besonders gebundenen Besen alle Gemächer auszufegen und das Kehricht alsbald zu verbrennen, weil das Glück und Segen bringe. Dagegen würde sich keine dazu verstehen, in der Osterwoche Wäsche zu waschen, noch Gewaschenes ins Freie

* So erzählt aus Oberbayern.

zu hängen. Beide Gebräuche beruhen auf den Gedanken der Reinheit, den die Kirche von jeher mit dem Osterfeste verband. Als Tauffest reinigte es von Sünde und Schuld, Osterbäder und Osterwaschungen symbolisierten dies, und so wollte man auch das Haus äußerlich reinigen. Wäsche ins Freie zu hängen, hütet man sich dort auch, wenn eine Leiche im Hause ist, um, wie man sagt, nicht den Glauben zu erregen, als wolle man sich schon die Kleider des Toten teilen. Ähnliche Gedanken mögen wohl auch auf die Karwoche, die Leidens- und Sterbenswoche des teuersten aller Toten, übertragen worden sein, und die Sitte wäre als eine Pietät gegen den großen Toten anzusehen.

Fast an allen Orten ist es Sitte, um Ostern ein besonderes Gebäck zu bereiten, das man Osterkuchen, Osterfladen, Osterwecken u. s. w. nennt. Über den Ursprung der Sitte ist man sich nicht einig. Sie läßt sich ebenso gut auf den alten römischen Gebrauch, am Frühlingsfeste Kuchen zu essen,* als auch auf die ungesäuerten Brote der Juden zurückführen. Beide deuten indessen wohl auf ein altes Opfer, welches man der Frühlingsgöttin zu bringen gewohnt war, und reichen in die indische Vorzeit zurück. In Ägypten aß man Isisbrötchen, und auf Delos opferte man dem Apollo Kuchen, und in Jerusalem wurden, wie Jeremias Kap. 7, 18 klagt, von den Frauen der Mondgöttin Kuchen geopfert, damit sie die Unfruchtbarkeit von ihnen nehme. Gleich wie die Osterbrote der Juden, werden auch in manchen katholischen Gegenden nach Beendigung des Morgengottesdienstes die Osterspeisen in der Kirche vom Priester geweiht. Ganz besonders geschieht dies mit dem Salze, das man für das ganze Jahr aufbewahrt, um es in Krankheitsfällen als Heilmittel anzuwenden. Auch glaubt man, ein paar Körnchen davon in die Viehställe gestreut, schütze gegen Hexerei. Anklänge an das Heidentum, dem das Salz und seine Quellen heilig waren, sind hier nicht zu verkennen.

Eine eigentümliche Ostersitte ist das Ballspielen des Morgens vor Sonnenaufgang. Sie ist hauptsächlich in Norddeutschland üblich und wird von Reinsberg-Düringsfeld** aus Köpenick, Landsberg, Tangermünde und einigen Dörfern bei Salzwedel berichtet. Sie besteht darin, daß man die im Laufe des letzten Jahres neu vermählten Paare aufsucht, von der Braut einen Ball, den sogenannten

---

* Ovid, Fast. 3, 660.

** A. a. O., S. 149.

Brautball, erbittet, mit dem man dann so lange Ball spielt, bis er entzwei geht. Der Bräutigam gibt an einigen Orten eine Holzkugel oder ein Geldstück, durch welches er sich löst. Da dem Spiele ein festlicher Aufzug vorangeht, so dürfte es wohl mit den Osterwanderungen in Verbindung stehen.

In der griechisch-katholischen Kirche, die das Osterfest höher als alle anderen Feste stellt, findet die Feier desselben fast noch ebenso statt wie im 6. und 7. Jahrhundert. Mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde tritt die gesamte Geistlichkeit in ihrem feierlichsten Ornate an der Spitze einer Prozession aus der Kirche heraus und umwandelt dreimal mit dem Christusbilde die Kirche. Begeisterte Hymnen verkünden den Triumph des Erstandenen über Tod und Grab. Alles ist voller Freude und Jubel, und unter dem Rufe Christos woskress! (Christ ist erstanden!) und der Antwort Woistinu woskress! (Wahrhaftig erstanden!) liegen sich die bittersten Feinde in den Armen und geben sich den Osterkuß. Den ganzen Tag, ja, die ganze folgende Woche hindurch ertönen alle Glocken fast ohne Aufhören. Jeder, den sein Weg an einer solchen, neben den Kirchen freistehenden Glocke vorbeiführt, zieht eine Weile den Strang, bis ihn ein anderer ablöst. Oft sieht man in Rußland Vornehme und Geringe, Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene die Glockentürme umstehen, um darauf zu warten, daß auch sie die frohe Kunde von dem Erstandenen durch den ehernen Mund verkünden dürfen. Selbst die starre Scheidewand der 14 Rangklassen sinkt vor der Osterfreude, und der Ostergruß, ja selbst der Osterkuß, wird niemandem vorenthalten, der den Mut hat, ihn durch sein „Christos woskress!“ zu fordern.

Drei Ostersymbole.

Wer könnte wohl um die österliche Zeit einen Weg durch die Straßen der Stadt machen, ohne daß sein Blick haften bliebe an den in den Schaufenstern in allen Farben und Größen aufgehäuften Ostereiern, auf die mit gravitätischer Würde die Osterhasen herabsehen, oder auf die Osterlämmer aus Zucker oder buntfarbigem Kuchenteig in allerlei Formen und Gestalten mit Palme, Fahne und Kreuz als Zeichen des Ostersieges geschmückt?

Während die lüsternen Augen der Kleinen sehnsüchtig die Scheiben durchdringen möchten und sich im voraus die Finger nach der süßen

Ware lecken, denkt die sorgsame Mutter vielleicht über die Geschäftigkeit unserer Industrie nach, die es von Jahr zu Jahr schwerer macht, an den herrlichen Auslagen vorbeizukommen, ohne der alten Sitte den Tribut zu zahlen und ihr Geldtäschchen ein wenig zu erleichtern, denn ohne ein Osterlämmlein für ihr Kleinstes würde ihr der beste Osterkuchen kaum munden, und den Größeren hieße es die Osterfreude erst recht verderben, wollte sie auf Osterhase und Ostereier verzichten.

Daheim versteckt sie dann in verschiedenen Winkeln des Gartens oder in Ermangelung dessen im Zimmer die Eier in einem kleinen Moosnestchen, setzt wohl den Osterhasen darauf und läßt die Kinder suchen, und welch ein Jubel und Geklatsch erhebt sich, wenn die fröhliche Schar die Eier findet, die der Osterhase gelegt hat! Freund Lampe und Eier legen? Ist das nicht ein Widerspruch, wie man sich ihn größer kaum denken kann? Vielleicht doch nicht ganz.

Die Osterfeier, ja, sogar die buntgefärbten Ostereier kannten schon die alten Perser. An ihrem Frühlingsfeste beschenkten sie sich gegenseitig damit, um die Schöpfungsgeschichte, wie Zoroaster sie ihnen erzählt hatte, zu versinnbildlichen. Das Weltei war einst von dem Erstgeborenen der Schöpfung, dem Stier, mit dem Horne gesprengt worden, und darauf kamen alle Lebewesen aus ihm hervor. Mit jedem neuen Frühlinge, wenn die Sonne in das Sternbild des Stieres tritt, sprengt diese die starre winterliche Erde und zaubert Millionen neue Lebenskeime hervor. Das ist die Grundbedeutung des Ostereies, und sie ist bei allen indogermanischen Völkern gleich geblieben. Man denke nur an das Ei des im Feuertode sich verjüngenden Vogels Phönix der Griechen und an die aus dem Ei entstandenen Dioskuren. Der erste ist nichts weiter als das aus Phönizien stammende Symbol des absterbenden und sich wieder erneuernden Sonnenjahres, und die beiden letzten bedeuten Tag und Nacht, Sommer und Winter. An ihrem Feste liefen die Römer in einem eirunden Kreise um die Wette.

Ganz in derselben Bedeutung ist das Ei auch in die germanische Mythologie gekommen. Der Ostara, der Frühlingsgöttin, war es als Sinnbild der Fruchtbarkeit geweiht. Man opferte Eier auf ihren Altären und beschenkte die Priester damit. Als man später, nach Einführung des Christentums, die Eier nicht mehr auf dem Altar der Göttin opfern durfte, da opferte man sie auf dem Altar des Hauses, d. h. man aß sie selbst. So entstand die Sitte des Ostereieressens.

In Norddeutschland, besonders in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, ißt man noch heute am Osterabend die Ostereier, und diese praktische Nutzanwendung ist das Einzige, was dort von der alten Sitte übrig geblieben ist. In Süddeutschland aber hat sich gewissermaßen ein ganzer Eierkultus herausgebildet, denn die Kirche ließ sich das prächtige Sinnbild nicht entgehen. Das Ei ward ganz natürlich das Symbol der Auferstehung, nicht nur der Natur, was es schon war, sondern auch des Erlösers und der gesamten, durch seinen Tod erlösten Menschheit. So kam das Ei in die Kirche. Der Priester weihte die Ostereier, und man bemalte sie mit allerlei frommen Sprüchen, wobei allerdings auch solche wie:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,
Mich Dir, Dich mir zum Osterei!

mit unterliefen. Auch mancher Aberglaube, der sich an die Ostereier knüpft, findet so seine Erklärung. Ein am Gründonnerstag gelegtes Ei wirft man bei herannahendem Gewitter über das Dach, um das Haus vor dem Blitz zu schützen. Oder man kocht gar in der Osternacht auf dem Friedhofe ein Ei und schenkt es dem Geliebten, den man dadurch an sich zu bannen glaubt. Kann man es möglich machen, so teilt man das Ei mit ihm und spricht heimlich dabei:

„Ich, Du, das Ei,
Das sind unser drei.
Teilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei,
Einen wir uns zwei
Bleibt's bei Einerlei."

Das Eierpicken besteht darin, daß die Kinder ihre Eier gegenseitig mit dem spitzen Ende gegeneinander stoßen und dabei wetten, wessen Ei zuerst zerbricht. Neben dem fast überall als Kinderbelustigung bekannten Eierlaufen oder Eiertragen, wobei derjenige gewinnt, der sein Ei zuerst unverletzt an ein gewisses Ziel bringt, gibt es in einigen Gegenden noch das Eierlesen. Hierbei muß jemand eine Anzahl Eier, gewöhnlich 100, eins nach dem anderen auflesen und in einen etwas abseits stehenden Korb tragen, bevor ein anderer von einem ihm gesteckten Ziele zurückkommt. Bei allen diesen und anderen Eierspielen werden die Eier vorher unter festlichem Umzug im Dorfe gesammelt und am Schluß des Spieles verspeist. Beim Sammeln der Eier pflegt man allerlei Reime und Lieder zu singen, die je nach der Gegend verschieden sind und die Angesprochenen, wenn sie nichts geben

wollen, mit Birkenruten zu stieben, d. h. peitschen. Ein solcher Reim aus der Mark lautet z. B.:

Stieb, stieb, Osterei, — bitte um ein Kakelei.
Gibst Du mir kein Kakelei, — stieb ich Dir den Rock entzwei.

Hieran schließt sich das sog. Schmeckostern, das in der Neumark, in Böhmen und Schlesien noch üblich sein soll und darin besteht, daß die Knaben mit Weidenruten umhergehen und die Mädchen schlagen, die sich ihrerseits mit einer Gabe, meistens Eiern, lösen können. Dieses Eierpeitschen, wie es auch heißt, soll, wie einige meinen, die Geißelung Christi versinnbildlichen, doch scheint eine solche Erklärung etwas gezwungen zu sein. Sollte es nicht vielleicht mit dem im Mittelalter überall üblichen Osterkuß zusammenhängen?

Eine Sammlung von Ostereiern besitzt das Märkische Museum. Sie stammen aus dem wendischen Ort Schliefe bei Muskau und sind von dortigen Burschen und Mädchen angefertigt worden. In flüssigem Wachs werden allerlei künstliche Darstellungen aus der Passionsgeschichte auf das rohe Ei gegossen, dieses kommt dann in gefärbtes Wasser und wird gekocht, bis das Wachs zerfließt und das Muster auf der Schale zurückbleibt. Ein alter Volksglaube bei den Wenden besagt, daß diese Ostereier am ersten Feiertage gekocht werden müssen, dann bleiben sie vor Fäulnis und üblem Geruch bewahrt. Am ältesten ist diese Sitte der Ostereiermalerei bei den Sorben-Wenden; dort beschenkt sich alt und jung mit solchen Ostereiern, die von einem Jahr zum anderen aufbewahrt werden. Aus diesem Kreise sind auch die im Märkischen Museum befindlichen Ostereier nach Berlin gekommen.

Der Osterhase ist ausschließlich germanisch. Er war als Held im Dienste der Venus, der Ostara, der nordischen Aphrodite, als Symbol der alljährlichen Wiederschöpfung der Natur geheiligt. So berührte er sich in der Bedeutung eng mit dem Osterei. Als die Erstlinge der Tierwelt suchte man junge Märzhasen und opferte sie der Ostara zu ihrem Feste. Das Christentum verbot es natürlich, aber der Brauch blieb, nur formte man die Märzhasen aus Kuchen- und Zuckerteig und schenkte sie den Kindern statt der Göttin. Damit nun diese auch nicht des Vergnügens entbehrten, sie selbst zu suchen, versteckte man sie in Feld und Flur, und ein Übereifriger mag es wohl auch gemacht haben wie weiland Johann Ballhorn, als er dem Hahn, der seine Fibel zierte, Eier unterlegte. Gleichwie aber dieser meinte, der Hahn gehöre als der natürliche Beschützer des Nestes mit den Eiern dahin, so mochte vielleicht derjenige, welcher

dem Hasen zuerst die Eier unterlegte, obgleich sie eigentlich getrennt zu suchen waren, gedacht haben, beide, Hase und Eier, gehören als natürliche Sinnbilder der Fruchtbarkeit in ein Nest. Vergessen wurde natürlich in beiden Fällen — der naturgeschichtliche Unsinn.

Die Erklärung der Osterlämmer ist viel leichter. Sie sind ursprünglich verwandt mit der Osterkerze. Sie wurden als agnus dei aus einer mit Öl gesättigten Wachsmasse geformt, gesegnet und unter das Volk verteilt, um in den Häusern angezündet zu werden. Später formte man solche Lämmer aus Kuchenteig und gab sie den Kindern zu essen. Das Osterlamm ist natürlich das Abbild des alten jüdischen Passahlammes, welches nach alttestamentlicher Weissagung ein Vorbild Christi war. Der Umstand, daß dieser grade zur Zeit des jüdischen Passahfestes den Tod erlitt, leistete diesem Gedanken Vorschub, und schon Paulus faßte denselben in die Worte: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. Darum lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit.“*

Der St. Georgentag.

Der 23. April ist der St. Georgentag und dem heiligen Ritter St. Georg geweiht. Wer ist St. Georg? Hören wir zuerst die Acta Sanctorum III p. 100—163; sie sollten es billigerweise am besten wissen: Der heilige Georgius ward um die Mitte des 3. Jahrhunderts zu Kappadozien geboren und führt nach dieser kleinasiatischen Provinz auch den Beinamen Georg von Kappadozien. Nach dem Tode seines sehr vermögenden Vaters zog er mit seiner aus Palästina stammenden Mutter nach Nikomedia, wo zu der Zeit häufig die Kaiser residierten und sich der Mittelpunkt kleinasiatischer Bildung befand. Unter dem Kaiser Diokletian trat er in Kriegsdienste und erwarb sich bald durch seine Tapferkeit und Tugend die Gunst des Herrschers und zahlreiche Ehrenstellen. Als aber der Kaiser die Christen zu verfolgen begann und Befehl ergehen ließ, sie überall anzuzeigen, riß Georg diese öffentlich angeschlagenen Befehle ab und bekannte sich freimütig zum Christentum. Der Kaiser ließ ihn natürlich ge-

* 1. Kor. 5, 7.

fangen nehmen und die schwersten Martern über ihn verhängen. Im Kerker mußte er einen schweren Stein auf der Brust tragen, aber ein Engel befreite ihn davon; die gegen ihn gerichteten Lanzen bogen sich wie Blei, selbst das Rad, auf das er geflochten werden sollte, und eine Grube voll ungelöschten Kalks, in die er geworfen wurde, konnten ihm nichts anhaben; ein weißgekleideter Jüngling befreite ihn jedesmal aus der Gefahr. Endlich wurde er am 23. April 303 nach vielen anderen Martern enthauptet. So die abendländische Legende. Die morgenländische dagegen betrachtet den h. Georg als den geistlichen Streiter gegen das Heidentum. Sie behauptet, er habe die größte Büchersammlung seiner Zeit gehabt, sei in philosophischen und theologischen Dingen überaus gelehrt gewesen und habe die Arianer in Schutz genommen. Als er die Verfolgung der Christen nicht mehr mit ansehen konnte, verteilte er sein großes Vermögen an die Armen, entließ alle seine Diener bis auf einen und zeugte für die Christen. Die daraufhin erfolgende Gefangennahme und die über ihn verhängten Martern stimmen mit einigen Zusetzungen mit der abendländischen Legende überein, aber ein anderes, sehr wichtiges Moment kommt hinzu: Da der heidnische Kaiser durchaus Wunder von ihm verlangte, führte er ihn in den Tempel des Apollo und brachte das Bild durch das Kreuz zum Reden, und zwar zu dem Geständnis, daß Apollo gar kein Gott, sondern ein gefallener Engel sei. Die Priester verlangten nun seinen Tod und Diokletian ließ ihn enthaupten. Sein Todestag wird in der griechischen Kirche auf den 24. Dezember 361 gesetzt. In der griechischen, bezw. morgenländischen Mythologie ist Apollo der Drachenbezwinger. Python, der furchtbare Sohn der Gäa, der nach der Deukalionischen Flut aus dem Schlamm entstanden war und in den Felsklüften des Parnassus hauste, wurde von Apollo erlegt, und dieser somit der Befreier des ganzen Landes von dem schrecklichen Ungeheuer. Das Christentum hatte nun zur Zeit, als der h. Georg lebte, bereits angefangen, die heidnischen Götter zu Dämonen und Ungeheuern herabzudrücken, und somit erschien der h. Georg durch seine Entlarvung des Apollo als Bezwinger des Ungeheuers. Apollos Attribut war aber der Python, das Drachenungeheuer, und dies wurde nun auch dasjenige des h. Georg. So bildet der apollonische Python das Bindeglied zwischen der lateinischen und griechischen Legende des Ritters St. Georg.

Als Papst Gelasius im Jahre 494 den Märtyrer Georg von Kappadozien heilig sprach, setzte er ihn unter diejenigen Heiligen

„qui Deo magis quam hominibus noti sunt“,* ein Zeichen, wie weit schon damals die Verehrung des St. Georg in das immerhin noch junge Christentum eingedrungen war, denn sonst würde er doch wohl nicht einen Unbekannten zum Heiligen erhoben haben. Bis zum 10. oder gar 11. Jahrhundert wurde der h. Georg im Abendlande ausschließlich als der ritterliche Märtyrer aufgefaßt, und man wußte nichts von dem Drachenkampf. Im Morgenlande war dagegen dieser Drachenkampf gerade die Hauptsache. Der Drache, die alte Schlange des Ahriman, war von jeher das Sinnbild des Antichrists, des Heidentums, gewesen, und der h. Georg wurde als Besieger des apollonischen Python auch zum Besieger des Heidentums. So kam der Drache unter die Hufe des Ritters St. Georg. Die Zeit der Übertragung des Drachen fällt in die Kreuzzüge; genauer läßt sie sich nicht bestimmen. Der älteste Beweis für diese Übertragung ist das Drachenfest in der südfranzösischen Stadt Tarascon, die sogar nach dem Drachen — tarasque — ihren Namen hat. Hier soll der Sage** nach ein scheußlicher Drache gehaust haben, bis Martha, die Schwester Maria Magdalenas, nach Frankreich und in die Gegend von Tarascon kam und mit ihrem Gürtel das Ungeheuer tötete. Das Fest reicht sicher bis in das 12. Jahrhundert zurück, vielleicht auch noch weiter. Ein Seitenstück zu dem Tarasконer Drachenfest findet sich zu Wasmes, einem belgischen Dorfe bei Mons. Die Sammlung der „Niederländischen Sagen“ von Wolf (Nr. 84) erzählt darüber Folgendes: „In der Gegend von Wasmes hauste um 1133 ein greulicher Drache, der gewaltigen Schaden anrichtete und selbst Menschen verschlang. Nachdem sich viele fruchtlos an das Ungeheuer gewagt hatten, tötete ihn endlich Gilles de Chin unter Anrufung der heiligen Jungfrau mit seinen eigenen Händen. Das Haupt dieses Drachen ist noch heute in der Bibliothek zu Mons zu sehen und die Höhle wird noch in der Nähe von Wasmes gezeigt. Eben daselbst zeigt man in der Kirche ein Bild, auf dem der Ritter vor der heiligen Jungfrau kniet und darunter steht folgender Vers:

„Sainte Vierge, en ce jour je viens pour t'implorer,
De detruire en ce jour un dragon qui vient nos devorer.“

(Heilige Jungfrau, heute komme ich, um Dich zu bitten, einen Drachen zu vernichten, der uns verschlingen will.)

---

* Die Gott mehr als den Menschen bekannt sind.

** Nork, Festkalender S. 314.

Bei der alljährlich stattfindenden Prozession führt man eine Fahne mit sich, auf welcher der Drachenkampf abgebildet ist. Die Inschrift lautet:

„Attaques, Gilles de Chin, ce dragon furieux,
Et tu sera de lui par moi victorieux.“

(Greif an, Gilles de Chin, diesen wütenden Drachen und Du wirst durch mich über ihn siegen.)

Nach Beendigung des Umzuges wird auf dem Markte der Kampf mit einem papiernen Drachen nachgeahmt, und dieser dann zerstört.

Daß die beiden Sagen gerade in den Ländern Provence und Nieder-Lothringen entstanden, denen die meisten und begeistertsten Kreuzfahrer — man denke an Raimund von Toulouse, Gottfried von Bouillon und Balduin von Flandern — entstammten, ist für die Übertragung ebenso bezeichnend als beweisend. In Metz spielt die Sage vom Grauli eine wichtige Rolle. Als der h. Clemens nach Metz kam, war das Amphitheater der Aufenthalt eines greulichen Drachen, welcher, der schnöden Tradition seines Geschlechtes entsprechend, besonders auf Jungfrauen erpicht war, deren er täglich zwei verzehrte, worauf er sich zur Verdauung auf der Höhe von Chêvremont — dem jetzigen Geisberge — zu sonnen pflegte. Der h. Clemens tritt ihm mit dem Kreuz entgegen und befiehlt ihm, sich über die Seille zurückzuziehen und nie wieder nach Metz zurückzukehren. Zitternd gehorchte der Drache, und die Metzer bekehrten sich zum Christentum. Noch bis in die neuere Zeit — bis 1769, wo ein Parlamentsbefehl den Brauch aufhob — wurde am 23. oder 25. April ein greuliches Drachenbild mit durch eine verborgene Schnur beweglichen Kinnladen in Prozession durch die Straßen der Stadt getragen. Der Maire von Woippy war nach altem Herkommen der Träger des Ungetüms; die Bäcker und Konditoren, an deren Behausung der „Grauli“ vorbeikam, waren verpflichtet, ihm ein Brötchen oder einen Kuchen in den Rachen zu stecken. Die Ähnlichkeit dieser drei Sagen ist augenfällig. Hier wie dort, in Tarascon und Wasmes, ist die Allegorie gleich handgreiflich. Der Drache ist das Heidentum mit seinen grausamen Opfern, und die befreite Jungfrau symbolisiert das junge Christentum. Sogar der Weg, auf dem die Sage zu uns gekommen ist, weist auf die Kreuzzüge hin. Marseille und Genua waren die Haupthäfen, von denen die südfranzösischen und lombardischen Kreuzfahrer ausgingen und nach welchen sie zurückkehrten. Der genuesische Erzbischof Jakob de

Voragine war es denn auch, der in seiner 1290 geschriebenen „Legenda aurea sive historia lombardica“ zuerst die Sage vom Ritter St. Georg und seinem Kampf mit dem wütenden Drachen schriftlich festlegte. Nach ihm zog ihr der deutsche Reinbot von Dorn wenige Jahrzehnte später ein dichterisches Gewand an, und ließ unseren Ritter sagen:

„Wenn ihr euch dann wollt taufen lahn,
Und Christi Glauben nehmen an,
So schlag ich diesen Drachen tot
Helf euch damit aus aller Not.“*

In dem Nürnberger Passionale, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Süddeutschland einen großen Ruf hatte, wurde St. Georg mitsamt seinem Drachen sogar auf die Bühne gebracht.

Der erwähnte Jakob de Voragine erzählt: Als die Kreuzfahrer Jerusalem belagerten, wurden sie meist von den Heiden hart bedrängt. Da erschien einem Priester ein schöner Jüngling und sprach: „Ich verkünde dir gute Mähr, bringt St. Georgs Reliquien vor die Stadt, so wird er euer Helfer sein.“ Man befolgte den Rat. Da zeigte sich der h. Georg als Ritter, im schneeweißen Kleide, eine weiße Fahne mit rotem Kreuze tragend, ging er den Christen voran, erstieg die Mauern der Stadt und verlieh den Sieg. So wurde der h. Georg der „Besieger des Heidentums“, und als solcher ward er teils mit der ritterlichen Lanze, teils mit dem friedlichen Kreuz oder der christlichen Fahne als der „Siegbringer“, wie ihn die griechische Kirche nennt, dargestellt. Münzen wurden mit seinem Bildnis geprägt, Denkmäler wurden ihm errichtet und Fürsten und Ritter taten sich zu Gesellschaften zusammen, benannten sich nach seinem Namen und erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron. Am frühesten und meisten geschah dies in den Übergangsländern von Morgenland zum Abendland, in Griechenland und Rußland, die ihn beide später zu ihrem Schutzpatron erkoren. Die älteste Münze mit dem Bildnis des Heiligen soll in Moskau aufbewahrt werden und aus dem Jahre 1330 stammen. Ebendaselbst wird auch das älteste Basrelief gezeigt, welches den Drachenkampf darstellt und für ebenso alt ausgegeben wird. Solche Georgstaler, teils Gold- teils Silbermünzen mit dem Bilde des Ritters Georg im Kampf mit dem Drachen, wurden in Rom, Mantua, Stockholm, Petersburg, Mansfeld, Pest und Lüttich geschlagen. Sie wurden häufig als Amulette getragen, um hieb-,

* Nach einer Umarbeitung aus dem Jahre 1601.

schuß- und stichfest zu machen. Denselben Zweck hatte auch das Georgshemd, das von einer reinen Jungfrau gesponnen und genäht worden war. Die Zahl der Georgsorden ist sehr groß. Am bekanntesten sind die russischen Georgsorden, mit denen Pensionen von 150 bis 1000 Rubel verbunden sind. In Deutschland gibt es Georgsorden von Bayern und dem früheren Königreiche Hannover. In England heißt der Georgsorden auch „Order of the Garter", d. i. Hosenbandorden, da die Ritter unter dem Knie ein blaues Sammetband tragen.

Schon im 13. Jahrhundert wurde zur Fortführung des Kampfes gegen die Ungläubigen die Georgengesellschaft errichtet, der sich 1422 die Gesellschaft des Georgenschildes anschloß. In Holland entstand zur Erkämpfung und Verteidigung der politischen Freiheit die Georgsritterschaft der Niederlande, die noch 1756 bestand.

Neben Rußland kennt England den h. Georg am besten. Hier wurde auch die erste Biographie desselben verfaßt. Heylin's Hist. of St. George, London 1863, erzählt auf mehr als 500 Quartseiten auf das umständlichste seine Geschichte. Noch vor diesem gelehrten Werke waren zahlreiche Volksbücher in London verbreitet und machten den h. Georg zu einer Art nationalen Helden Englands, und der alt-englische Schlachtruf „God and Saint George", den Shakespeare des öfteren anwendet und in Richard III. als „our ancient word of courage" bezeichnet, begeisterte die Söhne Albions in ihren Kämpfen gegen die verhaßten Welschen nicht minder, als die Kreuzfahrer gegen die bösen Heiden. Gleich ihnen gelobten auch sie, Kirchen und Klöster zu erbauen, wenn der alte Schlachtengott, der seit seinem Aufenthalte in England aber allmählich nicht wenig von seinem alten germanischen Bruder Wuotan angenommen hatte, ihnen den Sieg verleihe, und setzten über die Portale derselben: „St. George and Victory!"

Zur Geschichte des Buß- und Bettages.

Die Buße wird wohl ungefähr eben so alt sein als ihre Mutter, die Sünde; wann es aber aufgekommen sein mag, für die Buße bestimmte Tage anzusetzen, ist schlechterdings nicht nachzuweisen. Man pflegte schon sehr frühe, mindestens bereits im Anfang des dritten Jahrhunderts, zweierlei Buß- und Bettage zu unterscheiden, nämlich solche, die alle Jahre wiederkehren, und solche, die bei be-

sonderen Unglücksfällen, die man natürlich als eine Folge besonderer Sündhaftigkeit betrachtete, angeordnet wurden. Die ersteren, dies supplicationum genannt, waren zugleich als Fastenzeit eine Vorbereitung auf die Feste, besonders Weihnachten und Ostern. Sie umfaßten die Advents- und die österlichen Fasten, zu denen später die vierteljährlichen Bußtage oder sog. Quatemberfasten hinzukamen. Für die gegenwärtige Arbeit handelt es sich aber nur um die außerordentlichen Bußtage. Sie waren vorzugsweise Bettage, um irgend ein großes Übel von lokaler oder nationaler Ausdehnung abzuwenden, und hießen deshalb dies rogationum, d. h. eben Bettage. Im Jahre 390 nach Chr. ereignete sich zu Konstantinopel ein großes Erdbeben, in dem viele Tausende umkamen. Kaiser Konstantin d. Gr. hielt in seiner Frömmigkeit dies für eine Strafe wegen des noch immer nicht ausgerotteten Heidentums, und damit sie, die Strafe, nicht wiederkehre, ordnete er einen allgemeinen, den ersten außerordentlichen Bußtag an. Viel bekannter als dieser Bußtag ist aber der zu Vienne in Frankreich von dem Bischof Mamertus im Jahre 450 angeordnete, und dieser wird daher häufig als der erste Buß- und Bettag angeführt.* Es waren damals über die Stadt Vienne verschiedene Unglücksfälle hereingebrochen, und der genannte Bischof ließ auf einem dort abgehaltenen Konzil beschließen, daß an den drei dem Himmelfahrtsfeste vorangehenden Tagen eine besondere Bußandacht abgehalten werden solle. Die Tage wurden damals als dies rogationum bezeichnet und bereits im Jahre 511 in allen Kirchen Frankreichs so strenge gefeiert, daß selbst alle Knechte und Mägde von jeglicher Arbeit befreit sein sollten (servi et ancillae ab omni opere relaxentur). Weil aber die 50 Tage zwischen Ostern und Pfingsten als Tage der Freude, als eine zusammenhängende Festzeit angesehen wurden, an denen das Fasten unstatthaft war, so geriet Mamertus bald mit seinen Kollegen in Streit, und das Konzil zu Gerona in Katalonien verlegte die Bußtage auf Donnerstag bis Sonnabend nach Pfingsten. Diese Bußtage waren aber nur für das südliche Frankreich und das nördliche Spanien gültig, in Rom ignorierte man sie gänzlich. Erst Leo III. (795—816) erkannte sie auch für die Stadt Rom an, doch wurden sie in der sog. Ecclesia cisalpina, worunter man besonders die deutsche Kirche verstand, erst in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts eingeführt. Als das

* Vergl. Alt, a. a. O., Seite 119.

Datum des Bußtages wurde von Leo III. der Gedächtnistag des h. Markus — der 25. April — bestimmt. In der zu diesem Zweck erlassenen Bulle werden ebenfalls allerlei Unglücksfälle als Grund für die Einführung desselben angegeben. Nach einem Berichte des Walafried Strabo soll nämlich um jene Zeit (590 n. Chr.) eine pestartige Seuche in Rom geherrscht haben, unter deren zahlreichen Opfern sich auch der Papst Pelagius II. befand. Diese Seuche war durch das Austreten des Tiberstromes, aus dessen Schlamm sich unzählige Schlangen, darunter sogar ein ungeheurer Drache, entwickelt haben sollen, veranlaßt. Schon der Nachfolger dieses Pelagius, der um die Anordnung der kirchlichen Feste sehr verdiente Papst Gregor I., soll damals zur Verhütung solcher Unglücksfälle eine feierliche Prozession angeordnet haben. Aus dieser Pestprozession ist dann unter dem erwähnten Leo III. der allgemeine Buß- und Bettag entstanden.

Wie aus dieser Darstellung hervorgeht, ist die Meinung, unser jetziger Buß- und Bettag sei erst durch den sog. schwarzen Tod, welcher im Jahre 1347 über Deutschland hereinbrach und einzelne Gegenden beinahe gänzlich entvölkerte, veranlaßt worden, eine durchaus irrige.

Mit Einführung der Reformation ging der Buß- und Bettag, der in der katholischen Kirche allmählich in einen feierlichen Umzug um die Felder, die Flurprozession, verwandelt worden war, auch in die lutherische Kirche über.* Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hat das Verdienst, der Schöpfer des ersten protestantischen Bußtages zu sein. Er ordnete im Jahre 1633 wegen der Drangsale des 30jährigen Krieges einen allgemeinen großen Buß- und Bettag für das ganze Land an, dem sein Nachfolger Johann Georg II. wegen der Türkenkriege im Jahre 1664 noch einen zweiten hinzufügte. Ja, als diese Kriege sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts wiederholten, wurde 1707 in Sachsen noch ein dritter Buß- und Bettag eingeführt. Auch in den übrigen deutschen Kleinstaaten gab und gibt es noch heute verschiedene Bußtage, die an den denkbar verschiedensten Tagen des Jahres gefeiert wurden und zum Teil noch werden. So hatten Sachsen-Weimar und Hannover zwei Bußtage, während Kurhessen und Hessen-Darmstadt sich mit dem Allerheiligen- bezw. Palmsonntage als solchen begnügten. Als eine recht traurige Illustration zu der früheren Zerrissenheit Deutschlands kann man die Bußtage von Hamburg, Hannover und Holstein ansehen.

* Heute findet diese Flurprozession am Himmelfahrtstage statt.

e fanden alle drei in einer Woche, aber an verschiedenen Tagen
tt, und während die frommen Hamburger im Sack und in der
'che Buße taten, zogen die gottlosen, deren Zahl uns aber immer
:it größer vorgekommen ist, nach Harburg oder Altona hinaus und
)ten in dulci jubilo. Etwas Ähnliches wird wohl allerwärts da
:ttgefunden haben, wo die verschiedenen „Vaterländer" einander
rührten.

Der preußische Buß- und Bettag wurde von Friedrich d. Gr.
ıgeführt und durch Verordnung vom 28. Januar 1773 auf den
ittwoch nach dem Sonntage Jubilate festgesetzt. Aus einem zweiten
ıß- und Bettage, der auch damals in Preußen üblich war, wurde
ı Erntedankfest, das noch heute am Sonntage nach Michaelis
feiert wird. Es tritt zuweilen, aber nur sehr selten, der Fall ein,
ß der Gedächtnistag des Evangelisten Markus, den die Kirche vor
:hr als 1000 Jahren als den ersten Buß- und Bettag einsetzte,
:d der Mittwoch nach Jubilate, der jetzt im größten Teile Deutsch-
nds gefeierte preußische Buß- und Bettag, auf einen und denselben
ıg fallen.



Der Walpurgis- oder Maiabend.

In vielen Kalendern ist zwar der erste Mai den Aposteln Philippus und Jakobus geheiligt, im Volke aber gilt er seit undenklicher Zeit als Gedächtnistag der h. Walpurgis. Diese war der Legende zufolge die Tochter Richards, Königs von England, und Schwester des h. Willibald, des bekannten deutschen Apostels, den Bonifacius zum ersten Bischof von Eichstädt weihte. Sie wurde im Jahre 754 als erste Äbtissin des Klosters Heidenheim nach Schwaben berufen, wo sie um 780 gestorben sein soll. Auf Bildern ist sie an drei Ähren und an einem Fläschchen zu erkennen. Die ersteren deuten auf die Legende hin, daß sie ein vom sog. Wolfshunger befallenes Mädchen durch die Darreichung dreier Kornähren geheilt haben soll. Das Fläschchen bezieht sich auf folgendes: Als ihr Leichnam im Jahre 870 durch den Bischof Otgar von Eichstädt ausgegraben wurde, entfloß ihrem Sarge ein Wunderöl, das seitdem als Walpurgisöl gegen die verschiedensten Krankheiten, besonders aber gegen Augenübel, angewendet wurde.* Dieses Öl wurde natürlich sehr begehrenswert und der Spenderin so viele Kirchen, Kapellen und Altäre erbaut, daß sie kaum zu zählen und ihre Reliquien in der ganzen Welt zu finden sind.

---

* Zuletzt wurde dieses Öl im November 1857 angewendet. Eine gewisse Mathilde Makara soll sehend geworden sein, nachdem sie ein Fläschchen mit diesem Öl küßte, aber später wieder unheilbar erblindet sein. Der Bischof zu Brünn setzte zum Andenken an dieses Wunder für ewige Zeiten eine Walpurgisfeier ein. Vergl. Alt, a. a. O., S. 380.

Der Maimonat ist der rechte Frühlings- und Liebesmonat. Die **alten Deutschen** nannten ihn daher auch mit Recht den Monat der **Wonne.** Alle alten Völker, nicht nur Germanen allein, sondern auch **Griechen** und Römer, ja, sogar selbst Kelten, Skythen und Indier **begingen** daher in der Zeit des wunderschönen Mai eine Frühlingsfeier, **deren** zahlreiche Gebräuche wir in verschiedenen christlichen Festen, die **in** diese Jahreszeit fallen, wiederfinden. Als der eigentliche Anfang der sommerlichen Zeit kann aber der erste Mai betrachtet werden, und auf diesen Tag sind deshalb zahlreiche Bräuche übergegangen, deren Ursprung heutzutage zu erkennen nicht immer ganz leicht ist.

Als die erste Erbschaft dieses Tages aus heidnischer Vorzeit darf wohl das Aufrichten von Maibäumen angesehen werden. In Deutschland ist der Maibaum, wo er überhaupt noch vorkommt, meistens auf das Pfingstfest übergegangen, nur im Elsaß und in Deutsch-Lothringen, welche beiden Länder nicht allein sprachlich, sondern auch was Sitte und Gebräuche anbetrifft, vielfach auf demjenigen Standpunkte stehen geblieben sind, den sie bei der Lostrennung von Deutschland einnahmen, hat sich derselbe erhalten. Dort pflanzen noch heute die jungen Burschen in der ersten Mainacht ihren Geliebten schlanke Tannenbäume, deren Kronen mit Blumen und Bändern geschmückt sind, vor die Fenster. Zuweilen werden solche Maibäume auch mitten im Dorf aufgerichtet, und die ganze Jugend umtanzt dieselben singend und spielend.

Zu Thann im Oberelsaß wird der Maien, d. h. der Maibaum, von einem jungen Mädchen herumgetragen, das mit einem weißen Kleide angetan und mit Blumenkränzen und Bändern geschmückt ist. Das Mädchen wird Mairöslein genannt, und die sie begleitenden Kinder singen, wie Stöber* berichtet, ein Maienlied, das folgendermaßen beginnt:

„Maierêsele, kehr Di dreimol erum,
Loß Di bschoie rum un num!
Maierêsele, kumm mer wänn in griene Wald hinein,
Mer wolle alli lustig sein!
So fahre mir vo Maie in oie Rose!“

In anderen Gegenden sind es Knaben, die den Maibaum umhertragen. Von ihm führen sie den Namen „Maienknechte“. Auch in Lothringen wird die Sitte noch heute ausgeübt, und während im deutschen Sprachgebiet sich auch der Name Maibaum erhalten hat, führt

* Alsatia 1851, S. 140.

dieser in den französisch redenden Ortschaften schlechtweg den Namen le Mai. In einer Beschreibung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, die aber noch heute gelten kann, heißt es von dieser Sitte: La veille du premier jour de Mai, pendant la nuit, on plante, sous les fenêtres des personnes que l'on affectionne, un jeune arbre feuillé et quelquefois orné de fleurs, que l'on appele Mai. Ce Mai est ordinairement planté par un amant sous les fenêtres de sa maîtresse.*

(Am Vorabend des 1. Mai pflanzt man während der Nacht unter die Fenster derjenigen Personen, denen man zugetan ist, einen jungen grünen, zuweilen mit Blumen geschmückten Baum, welchen man „Maien" nennt. Dieser Maien wird gewöhnlich von dem Liebhaber unter die Fenster seiner Geliebten gepflanzt.)

Es ist erklärlich, daß es zuweilen auch nicht an Ausschreitungen bei Ausübung solcher Sitten fehlt. So lassen es sich die jungen Burschen wohl beikommen, gefallenen Mädchen und sonst unbeliebten Personen in der Gemeinde bei dieser Gelegenheit unbelaubte, trockene Bäume, auf die man Strohwische steckt, hinzustellen. Die im Elsaß gebräuchliche Redensart: „Jemanden einen Mai stecken", d. h. der Mitwelt seine Schlechtigkeiten andeuten, mag vielleicht aus dieser Unsitte entstanden sein.

In den romanischen Ländern ist der Maibaum sozusagen in die Kirche gewandert, d. h. dieselbe wird am 1. Mai mit grünen Tannenzweigen geschmückt, auch wohl ein solcher Baum vor dem Kirchenportal aufgestellt, und in manchen Gegenden sollen die einzelnen Ortschaften darin wetteifern, den größten und schönsten Baum zu haben. Als Merkwürdigkeit möge hier der größte Maibaum erwähnt werden, der wohl jemals aufgepflanzt worden ist: Als am 1. Mai 1612 die jugendliche Erzherzogin Maria von Österreich in Florenz eintraf, wurde ihr die höchste Tanne, die man in den Apenninen hatte finden können, als Maibaum vor dem Palaste aufgerichtet, um ihr mit dieser heimatlichen Sitte eine Ehre zu erweisen.

Die Frühlings- oder Maifeier läßt sich bis nach Indien hinein zurückverfolgen, wo dieselbe, Huli genannt, als eine Personifikation der siegenden Frühlingssonne begangen wurde. Vom Orient über Griechenland nach Rom gekommen, finden wir dieses Maifest in den altrömischen Floralien wieder, die in den beiden letzten Tagen des April und am ersten Mai gefeiert wurden. Wenn einerseits die Blumengöttin Flora, die dem April vorstand, die Veranlassung zu

* Mém. de l'Acad. celt. III. p. 446.

dem Namen des Festes geworden ist, so hieß es andererseits auch das Fest der Maja, der Mutter des Merkur, weil das Ende des Festes und der Anfang des ihr geweihten Monats zusammen fielen. In Deutschland traf das Maifest mit dem Fest des Freyr, des Bruders der Freya, zusammen, und das Aufrichten der Maibäume findet daher meistens zu Pfingsten, dem eigentlichen Frühlingsfeste, in Norddeutschland statt. Wie das Fest selbst, so hat auch der Maibaum eine doppelte Bedeutung: er ist das Symbol des erwachenden Frühlings, aber auch zugleich das der Liebe.

Wir kommen nun zu den Maiumzügen. Sie haben in Deutschland größtenteils schon im 16. Jahrhundert aufgehört oder sind wenigstens auf Pfingsten verlegt. In Elsaß-Lothringen dagegen bestehen sie noch heute. Noch jetzt ziehen aus den elsässischen Dörfern alljährlich am 1. Mai Scharen von Kindern in den frisch grünenden Wald, brechen laubige Zweige ab und schmücken sie mit Blumen, schneiden sich Pfeifen und Brummeln von den Weiden und kehren mit Sang und Klang zurück. Im Anschluß an diese Sitte pflegen wohl auch die Schulen den 1. Mai durch einen Sommerausflug zu feiern. Mancherorts, so z. B. am Eingang des Kronentals bei Wangen, gibt es Plätze im Walde, die gradezu „der Maien“ genannt werden. Hierher wandert an jenem Tage jung und alt, um sich in echter Maienlust durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Auch in Lothringen sind solche Maiausflüge nicht unbekannt. In der Gegend von Metz wurde früher am 1. Mai sogar ein Volksfest gefeiert. Jung und alt strömte an diesem Tage nach der Quelle Bonne-Fontaine bei dem Dorfe Devant-les-Ponts, um das eisenhaltige Wasser derselben zu trinken. Nachdem man sich dort gesammelt und mit Grün geschmückt hatte, begab man sich in Prozession zur Stadt zurück. Hierbei wurde ein Lied gesungen, dessen Refrain lautete:

„S'at lo maye, ô mi maye,
S'at lo joli mois de maye,
S'at lo Trimazô.“

Das heißt auf Deutsch ungefähr: „Es ist der Mai, o mein Mai; es ist der schöne Monat Mai, es ist der Trimazô.“

Das Wort Trimazô soll von trois maires, drei Bürgermeister herkommen, weil die drei Ortschaften Devant-les-Ponts, Ban St. Martin und Lorry das Fest zusammen gefeiert haben sollen. Die feierliche Prozession ist nun zwar schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschafft, aber die Wanderungen nach der genannten Quelle finden

noch heute statt. Seitdem vor einigen Jahren die Quelle von einer Gesellschaft zur Gewinnung von Tafelwasser ausgebeutet wird, ist die Eröffnung des Betriebs auf den 1. Mai verlegt und dadurch die alte Maifestlichkeit teilweise wieder hergestellt worden. Auch in England hält man noch heute Maiumzüge, wobei ein Fräulein, Lady of the May oder Maifrau genannt, auf einem weißen Rosse sitzend und mit Blättern und Blumen bekleidet, herumgeführt wird. Auch die Morris dancers, welche aus einer Anzahl von Mädchen und Jünglingen bestehen, die unter ähnlichen Umständen die Dörfer durchziehen und Frühlingslieder singen, gehören wohl hierher.

Im östlichen Teile Lothringens, im Kreise Forbach, existiert noch heute eine Sitte, in welcher die erste Mainacht, ähnlich wie die Sylvesternacht, als Losnacht zur Erforschung der Zukunft erscheint. Die jungen Mädchen legen abends vor dem Schlafengehen in den einen Schuh ein Silberstück und in den anderen ein Goldstück, und sprechen, indem sie vor dem Bette auf- und abgehen:

„In Gold und Silber geh' ich,
In Gold und Silber steh' ich,
Wer mein Geliebter will sein,
Der kehre diese Nacht bei mir ein."

Sie glauben dann, ihr Zukünftiger werde ihnen im Traum erscheinen.

Diese Sitte zeigt recht deutlich die alte Bedeutung des Tages als eines Liebesfestes. Alte Beschreibungen indischer Maifeste, die auch in den Druidenkultus übergegangen und in den altschottischen und irländischen Überlieferungen noch erhalten sein sollen, lassen vermuten, daß an diesem Tage eine Art symbolische Vermählungsfeier der Götter begangen wurde. In Indien wurden dem Feuergott, Beal oder Belus auch Belen oder Bel genannt, und seiner Gemahlin um jene Zeit grausame Tier- und Menschenopfer gebracht. Auch unsere Vorfahren feierten Wodans und Freyas Vermählung am 1. Mai, allerdings in milderer Auffassung der alten blutigen Gebräuche, denn die Menschenopfer fielen weg. Die römischen Floralien wurden in noch milderer Weise gefeiert, hier unterblieben sogar die Tieropfer, dagegen gaben die Feiernden sich bacchantischer Ausgelassenheit hin. Ganz besonders waren es die älteren Frauen der höheren Stände, die unter Führung der Vestalinnen, der Hüterinnen des ewigen Feuers, zusammenkamen und der mysteriösen Göttin Bona Dea ein zuchtloses Fest feierten, von dem zwar Männer grundsätzlich ausgeschlossen sein sollten, die sich dennoch aber nicht selten in Frauenkleidern einschlichen.

Was, wird man nun fragen, haben die Tier- und Menschenopfer im Druidenkultus und das Fest der römischen Bona Dea mit dem ersten Mai zu tun? Man höre: Als das Christentum eingeführt wurde, sanken bekanntlich die heidnischen Götter und Göttinnen zu Dämonen und Hexen herab, und die christlichen Priester deuteten die Maifeuer dahin, daß alle Götter, Zauberer und Hexen darin verbrennen sollten. So liegt die Vermutung nahe, daß hieraus die Sage von der Hexenküche und dem Kochen des Hexenbreies entstanden ist. Die erste Mainacht ist überhaupt den Hexen geweiht. Auf Ziegenböcken oder Besenstielen reiten sie durch die Luft, um auf von altersher verrufenen Bergen das Hexenfest zu feiern. An die Stelle der heidnischen Göttin ist der Teufel getreten und die römischen Frauen sind in die christenfeindlichen Hexen umgestaltet worden, und da man sich die Versammlung am Vorabend des Festes dachte, so erhielt sie den Namen Hexensabbat. Als Versammlungsorte der Hexen gelten im Norden besonders der Blocksberg (Brocken) und im Süden der Kniebis im Schwarzwald. Außerdem aber hat fast jede Gegend ihren eigenen Hexenberg. Im Elsaß sind hauptsächlich der Donon und der Bastberg (bei Buchsweiler) als solche verrufen, und alle Märchen und Sagen, Abenteuer und Schauergeschichten, die sich an jene Berge knüpfen, kehren hier wieder. Auch in Lothringen fehlt es nicht an solchen unheimlichen Stätten. Im Dagsburger Land ist es der Limmersberg mit seinem alten Gräberfeld, und bei Bitsch sind es der Breitenstein und der Spitzstein, die man fürchtet; bei Forbach hält man die Spicherer und bei Diedenhofen die Gentringer Höhen für Hexenberge, und selbst in der ganz verwelschten Gegend von Metz haben der St. Quentin und der St. Blaise diesen ihren alten, noch aus deutscher Vorzeit stammenden, üblen Ruf nicht verloren.

Aus dem männerfeindlichen Charakter der Bona Dea erklärt sich auch das Vorurteil der Römer gegen alle im Mai geschlossenen Ehen. Schon Ovid* sagt:

„Schlechte Mädchen nur sind's,
Die sich vermählen im Mai."

Im Anschluß hieran sagt auch ein deutsches Sprichwort:

„Das alte Sprichwort das ist wahr,
Was freit im Mai hat kein gut Haar."

Hiermit hängt es gewiß auch zusammen, wenn man in einigen Gegenden Norddeutschlands ein leichtfertiges Mädchen „Maikatze" nennt.

* Fasti, V. 487.

Im Elsaß knüpft sich ferner noch ein gewisser Aberglaube an das Maiwasser und den Mairegen. Das erstere, d. h. das am ersten Maimorgen vor Sonnenaufgang geschöpfte Wasser, wird noch heute als heilkräftig, besonders gegen Augenleiden, angesehen, und der Regen am Maimorgen befördert das Wachstum der Kinder; deshalb springen sie barhäuptig in demselben herum und singen:

Maieraie (Mairegen) mach mi groß,
I bin e kleiner Stumpe u. s. w.*

Was sich sonst noch als Überrest des alten Maifestes erhalten hat, ist besonders im Norden, wie es schon das Klima der Jahreszeit mit sich bringt, entweder auf das Himmelfahrts- oder auf das Pfingstfest übergegangen.

Das Himmelfahrtsfest.

Während die meisten christlichen Feste mehr oder weniger auf jüdischer oder heidnischer Grundlage beruhen und dann unter Veränderung ihrer ursprünglichen Bedeutung in das Christentum übergingen, ist das Himmelfahrtsfest eigentlich von Anfang an ein durchaus christliches Fest gewesen. Das Evangelium des Markus, das älteste der vier, berichtet über die dem Feste zugrunde liegende Tatsache aus dem Leben Christi mit den Worten: „Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes".** Ähnlich drückt sich auch der spätere Lukas in seinem Evangelium aus, während sich in der ihm ebenfalls zugeschriebenen Apostelgeschichte ein weit ausführlicherer Bericht von der sichtbaren Auffahrt findet. Die beiden anderen Evangelisten teilen nur einige letzten Reden mit, erwähnen aber die eigentliche Tatsache nicht.

Als Ort der Auffahrt wird gewöhnlich Bethanien oder der Ölberg angegeben. Matthäus verlegt dagegen die letzten Reden nach einem galiläischen Berge, entweder nach dem durch die Bergpredigt berühmt gewordenen Hügel bei Kapernaum oder dem Verklärungsberge Tabor. Auf der Verschiedenheit der Berichte beruhen auch die verschiedenen Auffassungen des Festes von Seiten der kirchlichen Richtungen. Während die katholische und die orthodoxe prote-

* Stöber a. a. O. 142. ** Kap. 16, 16.

stantische Kirche dem jüngeren Bericht von einer sichtbaren Auffahrt folgen, nimmt die liberale Richtung der letzteren an, daß die älteren Berichte nur ein Verschwinden des Herrn denken lassen, das sich dann im Laufe der Zeit zu einer sinnlichen Himmelfahrt gestaltet, gleichsam verdichtet habe. Sie hält „die Himmelfahrt für eine der lieblichsten Blüten in dem Sagenkreise, mit dem die Auferstehung umgeben ward".** Welcher kirchlichen Richtung wir nun auch angehören, in einem Punkte sind wir alle einig: Alle Berichte der Bibel und alle Konfessionen, ja, alle verschiedenen Nuancierungen derselben stimmen darin überein, daß der Herr unzertrennlich mit den Seinen fortlebt. „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage!" Das ist der Grundgedanke, der sich durch die Abschiedsreden des Meisters hindurchzieht. Alle Parteien, so weit ihre Ansichten auch auseinander liegen, feiern darum auch in dem Himmelfahrtsfeste die innige Vereinigung des Erlösers mit Gott, und insofern, als alle Tatsachen aus seinem Leben für unser Leben vorbildlich sind, auch die eigene Vereinigung mit dem himmlischen Vater. Das ist die allgemeine und zugleich auch die sittliche Bedeutung des Tages.

Ob die Apostel und die von ihnen gegründeten Gemeinden, wie die Tradition behauptet, bereits einen Tag festsetzten, der dem Andenken der leiblichen Trennung vom Geiste gewidmet war, ist nicht bekannt. Die allgemeinere Feier eines solchen war jedoch bereits zu Anfang des 4. Jahrhunderts üblich. Auf dem Konzil zu Elvira in Spanien ward 305 der Tag auf Grund der achten apostolischen Konstitution festgesetzt, und das Fest erhielt den Namen Ascensio Domini, Auffahrt des Herrn, von welcher Bezeichnung auch die in den übrigen Sprachen christlicher Völker gebräuchlichen teils Ableitungen, teils Übersetzungen sind. Eine Ausnahme bildet nur das volkstümliche englische Holy Thursday, heiliger Donnerstag, dem aber auch das biblische Ascension-day gegenüber steht. Zur Zeit der Kirchenväter ward dem Fest eine große Bedeutung beigelegt, wie das die noch erhaltenen Predigten über dasselbe beweisen. Besonders Hieronymus, der es überhaupt liebte, durch anschauliche Schilderungen der Tatsachen in allen ihren Nebenumständen die Feste zu popularisieren, mag viel dazu beigetragen haben, daß die Feier des Himmelfahrtsfestes sich allmählich zu einer äußerst grobsinnlichen gestaltete. Der Gedanke, das Leben Christi sei ein fortgesetzter Kampf mit dem Teufel,

* Keim, das Leben Jesu, Abschnitt über Himmelfahrt.

dem alten Widersacher, um den Besitz der sündigen Menschheit gewesen, ist ein sehr alter, und wie am Karfreitag der letztere scheinbar Sieger war, und der Erlöser unterlag, so war die Himmelfahrt, die siegreiche Rückkehr des Sohnes in den Schoß des Vaters, der endliche Triumph des Heilands. Dieser Triumph des Heilands wurde nun möglichst drastisch dargestellt, wobei man den Bericht der Apostelgeschichte 1, Vers 9—12 zugrunde legte. In der Mitte der Kirche ward durch eine Erhöhung der Ölberg hergerichtet, auf dem mit ausgebreiteten Armen ein lebensgroßes Christusbild stand, das möglichst unauffällig mit Stricken an der Kirchendecke befestigt war. Nach einer feierlichen Prozession, wobei der 122. Psalm gesungen ward, führten die Priester und die Gemeinde, welche die Jünger darstellte, das in Vers 6—8 enthaltene Zwiegespräch: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater“ u. s. w. Hierauf stimmte die Gemeinde das uralte Festlied: „Christ fuhr gen Himmel“ u. s. w. an, und Weihrauchdämpfe umhüllten unterdessen das Bild und umgaben es mit einer Wolke, die nun die Figur „vor den Augen hinweg zusehends“ in den Kirchenhimmel hinauftrug. Nun erschienen die „zween Männern in weißen Kleidern“ vom Altare her und verkündeten der Gemeinde die tröstende Verheißung der einstigen Wiederkehr des Hinweggenommenen. Auf dem Kirchenboden entstand währenddessen ein furchtbares Getöse; das sollte den Kampf Christi mit dem Teufel darstellen. Der letztere fiel endlich in Gestalt einer bunt bemalten, mit Pech und Schwefel bestrichenen Puppe unter dem allgemeinen Jubel aller Anwesenden in die Kirche hinab. Diese Beschreibung des Himmelfahrtsfestes stammt aus dem 11. Jahrhundert, doch reichen ähnliche Schilderungen, obgleich die Kirche seit dieser Zeit energisch gegen solche Versinnlichung der Feste kämpfte, noch bis in das 17. Jahrhundert hinein; ja, aus der armenischen Kirche Syriens und Palästinas sollen derartige Aufführungen noch heute nicht ganz verschwunden sein.

Was Deutschland anbetrifft, so bestimmte z. B. noch das Bamberger Prozessionale aus dem Jahre 1773 die Himmelfahrtsfeier in ganz ähnlicher Weise; erst eine Verordnung des Bistums München-Freising schrieb 1835 vor, daß die Christusfigur nicht mehr in den Himmel hinaufgezogen, sondern zuerst durch die Kirche und dann in die Sakristei getragen werden solle.* Der Umstand, daß Himmelfahrt

* Alt, a. a. O. 379.

gewöhnlich Ende Mai oder Anfang Juni, also in die schönste Frühlingszeit fällt, ist wohl die Hauptveranlassung geworden, eine ganze Reihe von Gebräuchen, die ursprünglich mit den alten heidnischen Frühlingsfesten zusammenhingen, auf die Himmelfahrt zu übertragen. Da sind in erster Reihe die Wanderungen durch die Felder, die man an diesem Tage vornimmt, und die in den verschiedenen Gegenden die verschiedensten Namen, aber alle dieselbe Bedeutung haben, nämlich die Segnung der Felder. Alle deuten ohne Zweifel auf die altgermanischen Frühjahrsumzüge hin. An die Stelle der Frühjahrsgöttin setzte die Kirche die Jungfrau Maria, und so entstand zunächst die noch in ganz Süddeutschland übliche Frühlingsprozession, bei der alle Wege und die Ränder der Felder mit jungem Grün oder mit Blumen bestreut werden. Da die Protestanten selbstredend diese Prozession nicht mitmachen konnten, aber doch den Gang in der schönen neuerwachten Natur nicht gern missen wollten, so blieben sie der alten Gewohnheit getreu und entkleideten sie nur des kirchlichen Charakters. Derartige Umzüge sind fast in allen Städten Norddeutschlands üblich, und wenn das Wetter es nur irgend zuläßt, strebt am Himmelfahrtstage jedermann aus den dumpfen Mauern der Stadt hinaus in Gottes freie, herrliche Natur. Bei diesen Himmelfahrtswanderungen werden meistens auch heilbringende Kräuter oder Glückskräuter gesucht. In Schwaben und im Elsaß sucht man „Himmelfahrtsblümle“ oder „Himmelschlüssel“ (Primula veris) und in der Gegend von Frankfurt die „Aronswurz“ (Arum maculatum) oder am Harz das „Allermannsherrnkraut“, das, wenn junge Mädchen es finden, ihnen eine baldige Hochzeit verkündigt, aber leider nicht immer Wort hält. Dann rufen sie wohl enttäuscht und betrübt aus:

„Dat Allermannsheeren,
Dat böse Krut,
Dat hew ick jo söcht
Und bin doch noch keen Brut!“

Dies vielgesuchte Kraut ist der Siegwurz, auch Allermannsharnisch und wilder Alraun (Allium victorialis) genannt, mit dessen Wurzel, der man durch Schnitzeln und Biegen menschenähnliche Gestalt gab, und die man dann als „Galgenmännchen“ verkaufte, während des ganzen Mittelalters viel Zauberei getrieben ward. Hierin liegt auch zugleich die Erklärung der Sitte: Sie ist, wie das Essen der ersten grünen Kräuter am Gründonnerstag, ein Rest der Verehrung der alten heidnischen, nunmehr zur Zauberin gewordenen Frühlingsgöttin, deren

Bruder Donar oder Thor war. Beide wurden um Schutz der Fluren angerufen, und um diesen zu erlangen, mit Opfern aus dem Erstlingsgrün bedacht. Auch der allgemein verbreitete Aberglaube, man locke durch Stricken, Nähen und andere weibliche Handarbeiten am Himmelfahrtstage die Gewitter ins Haus, beruht auf der Verehrung des Donar, dessen eiserner Hammer bekanntlich den Blitz erzeugte.

Noch einer früher am Himmelfahrtstage vorgenommenen Zeremonie muß hier gedacht werden: In Venedig vermählte sich an diesem Tage alljährlich der Doge mit dem Adriatischen Meere, indem er unter entsprechenden Feierlichkeiten einen Ring in dasselbe warf. Wir glauben, daß dieser Brauch auf der echt christlichen Auffassung des Himmelfahrtsfestes als der innigen Vereinigung des Menschen mit Gott beruhte. Vor allem ist die Ehe gerade das Abbild dieser innigsten Vereinigung, und darum wurde wohl auch die symbolische Vermählung mit dem Meere gerade auf diesen Tag gelegt. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1797 fand diese Zeremonie zum letzten Male statt.

In der römisch-katholischen Kirche hat das Fest nach der Einführung von Mariä Himmelfahrt (15. August) an Bedeutung verloren, im Protestantismus dagegen ist der Tag ein wichtiger Festtag geblieben, und jeder gläubige Protestant feiert in ihm unter dem Bilde der innigsten Vereinigung des Herrn mit Gott das eigene Emporstreben des Menschenkindes zu dem ewigen Vater. Und um ein Bild zu gebrauchen, könnte man sagen: Gleichwie einst der Herr von den Seinen schied, um zu dem himmlischen Vater zurückzukehren, so scheidet auch in der Stunde des Todes des Menschen Seele von der Erde, um zu dem Ewigen zurückzukehren. Gleichwie die Wolken den Heiland umhüllten und ihn in den Himmel hinauf trugen, so entschwindet auch sie in endloser Ferne, und Engel tragen sie in Abrahams Schoß.

Die drei gestrengen Herren oder Die Wetterheiligen.

Unter diesen Namen sind die Gedenktage dreier Heiliger bekannt, die ungefähr in die Mitte oder, als man noch nach altem Stil rechnete, in den Anfang des Monats Mai fallen. Es sind die Tage des Pankratius, Servatius und Bonifacius. In Süddeutschland, besonders aber in der Rheinprovinz, rechnet man statt des ersteren auch wohl den h. Mamertus dazu. Wir wollen

er in der Reihenfolge, wie ihre Tage auf einander folgen, einen
rzen Abriß ihrer Lebensgeschichte geben, soweit darüber überhaupt
ıch etwas bekannt ist.

Mamertus war Bischof zu Vienne in Frankreich und gilt in
r katholischen Welt als der Erfinder der bekannten „Bittgänge“
logationen), d. h. feierlicher, mit Fasten und Bußübungen verbundener
ottesdienste zum Schutze der Felder. Dieselben wurden auf dem
onzil zu Orleans 511, nachdem Mamertus 477 bereits das Zeit-
he gesegnet hatte, für ganz Gallien auf die drei Tage vor Christi
immelfahrt festgesetzt. Diese Bittgänge erstreckten sich allmählich
cht allein auf die Kirche, sondern wurden als Prozessionen auch
ıf die Felder ausgedehnt, d. h. ein alter heidnischer Brauch, im
rühjahr feierliche Umzüge durch die Felder zu halten, ward in die
rche übergeleitet. Statt der Hertha oder Nerthus, der Frühlings-
ttin (der Mutter Erde), flehte man zum h. Mamertus um Schutz
r Felder gegen die Nachtfröste, die um jene Zeit erfahrungsgemäß
t großen Schaden anrichten. Als der Todestag des Mamertus
ırde der 11. Mai festgesetzt.

Pankratius soll der Legende zufolge als ein zehnjähriger
nabe nach Rom gekommen, dort bekehrt und 293 in der diokle-
mischen Christenverfolgung verhaftet und nach langer Gefangenschaft
st unter Maximian Galerius 304 enthauptet worden sein. Ihm
ırde die älteste (?) englische Kirche zu Canterbury geweiht, und sein
opf wird noch angeblich in der Laterankirche zu Rom aufbewahrt.
ein Tag ist der 12. Mai.

Servatius gilt als letzter Bischof des einst berühmten Tongern
as römische Atuatuca), der dort im Jahre 403 als fast hundert-
hriger Greis starb, worauf der Bischofssitz „weil keiner würdig war,
m zu folgen“ nach Lüttich verlegt wurde. Nach anderen soll er 346
ischof zu Mastrich geworden und dort 384 gestorben sein. Der Beweis
iner Heiligkeit zeigte sich auf seinem Grabe, insofern als man nie
chnee darauf bemerkte, sowie auch darin, daß durch bloße Anrufung
ines Namens Tote erweckt wurden. Die Legende berichtet noch ferner
ın ihm, daß er von einem Engel zum Bischof geweiht sei und daß
, sobald es sich um theologische Gegenstände handelte, alle Sprachen
r Welt reden konnte und keiner anderen Nahrung bedurfte, als des
iligen Sakraments. Als er einst auf freiem Felde ermattet eingeschlafen
ar, flog ein Adler über ihm hin und her, um ihm Kühlung zuzu-
cheln. Deshalb wird er immer mit einem über seinem Haupte

schwebenden Adler abgebildet. Als sein Todestag gilt der 13. Mai.

Bonifacius ist von den „Gestrengen" ohne Zweifel der bekannteste, denn jedes Schulkind bezeichnet ihn uns als den Apostel der Deutschen und erzählt uns, daß er als Winfried zu Kirten bei Exeter im südwestlichen England geboren, nach Bekehrung des südlichen und mittleren Deutschlands zum Christentum Primas des fränkischen Reiches zu Mainz wurde und endlich im Jahre 755 bei dem friesländischen Dorfe Dockum von einer Schar heidnischer Bewohner erschlagen ward. Aber das Merkwürdigste ist, daß dieser Bonifacius gar nicht der richtige sein soll. Die Acta Sanctorum — und die müssen es doch billigerweise wissen — kennen noch einen zweiten Gestrengen. Der war zu Tarsi auf Sizilien geboren und ein Zeitgenosse des Kaisers Diokletian. Er war zuerst ein arger Sünder, lebte sogar mit einer Dame, deren praefectus procuratorum er war, in wilder Ehe. Durch den Anblick einiger Reliquien bekehrt, erlitt er glaubensfreudig die schrecklichsten Martern. Das geschmolzene Blei, das man ihm in den Hals goß, sogar das kochende Pech, in das man ihn warf, schadeten ihm nichts, erst die Enthauptung tötete ihn. Sein Grab ist in Rom, und man feiert ihm dort den 14. Mai. Die deutschen Martyrologen haben den Winfried an seine Stelle gesetzt, doch wird dessen Andenken auch am 5. Juni gefeiert.

Der Umstand, daß in der ersten Hälfte des Mai erfahrungsgemäß oft ein Witterungsumschlag eintritt, was der alte Mamertus schon wußte und deshalb die Bittgänge festsetzte, ist die Veranlassung gewesen, daß die drei anderen Heiligen, unsere „Gestrengen", recht sonderbare und unheilige Namen erhielten. Sie heißen je nach der Gegend „Eisheilige" oder „Eismänner" und „Weindiebe", werden sehr gefürchtet und infolgedessen auch ängstlich angerufen, und die Freude, die drei Tage endlich glücklich hinter sich zu haben, dokumentiert sich auch in vielen deutschen Volkssprüchen. Die wichtigsten in ganz Norddeutschland bekannten sind etwa folgende:

„Die drei Herren Azius
Machen oft Gärtnern und Winzern Verdruß."

Und von den zwei letzteren allein heißt es:

„Pankraz und Bonifaz
Stehlen wie der Spatz."
„Pankratius und Servatius
Bringen oft noch viel Verdruß."

oder: „Wer sin Schaap scheert vör Servaz
Hett de Wull lewer als dat Schaap."

Erst mit St. Urban (25. Mai) hält man sich für frostsicher, daher sagt man, wenn auch eigentlich etwas spät:

„Fabian Sebastian (20. Januar)
Lett den Saft in de Böme gahn,
Und St. Urban (25. Mai)
Lett de Blöth (Blüte) kam.“

Die Herrschaft der strengen Herren im Mai, von der schon alte Chroniken, z. B. die Württembergische Chronik aus dem Jahre 1289 und auch der alte Dithmarscher Neokorus (gest. 1630) recht Schlimmes berichten, ist nicht nur im Munde des Volkes anerkannt, auch die Wissenschaft beschäftigt sich mit ihr. Sie hat die eigentümlichen Erscheinungen des Temperaturwechsels in der Mitte des Mai zu erklären gesucht. Der Astronom Mädler stellte zuerst die Ansicht auf, daß durch die Wärme im Anfange des Mai das Eis im Norden geschmolzen, durch dieses Schmelzen aber die Wärme des Südwest-Windstromes naturgemäß verzehrt würde. Wenn nun die dadurch schwer und dicht gewordene nördliche Luft nach Westeuropa zurückdränge, entstehe dort eine bedeutende Temperatur-Erniedrigung, welche, verbunden mit einigen anderen Erscheinungen, Nachtfröste im Gefolge habe. Mädlers Ansichten fanden aber bald Widerspruch, weil sie durchaus nicht den meteorologischen Erfahrungen zur Zeit der Maifröste entsprachen. Erman, bis 1851 Professor der Physik in Berlin, meinte, der Asteroidenschwarm, der am 11.—13. November von der Erdbahn durchschnitten wird — denn so erklärt man die zahllosen Sternschnuppen, welche zur genannten Zeit sichtbar werden —, trete ein halbes Jahr früher, also zwischen dem 11. und 13. Mai, zwischen Erde und Sonne und entzöge so der Erde einen Teil der Wärmestrahlen der Sonne. So geistreich diese Annahme auch erschien, so wenig war sie vor den Ausführungen des Meteorologen Dove haltbar. Dieser schrieb den Kälterückfall im Mai dem letzten Kampfe zu, den Winter und Frühling mit einander um die Herrschaft in der Natur zu kämpfen haben, den Bewegungen in der Atmosphäre, welche die anfangs stark hervortretenden Wärmeunterschiede auszugleichen suchen. Er meinte insbesondere, in Nordamerika werde anfangs Sommers der kalte Polarstrom oder Nordostwind durch den Südwind verdrängt und schlage deshalb europäische Bahnen ein, auf denen er durch seine Kälte die Maifröste verursache.

Vor einigen Jahren ist auch diese Erklärung durch eine andere verdrängt worden. Die Physiker Dr. Aßmann in Magdeburg und

Dr. v. Bezold in München haben die Erscheinung auf die Verschiedenheit des Luftdruckes zurückgeführt. Sie beweisen das etwa folgendermaßen: Im Frühling rückt die Erwärmung der gemäßigten Zone, durch das Steigen der Sonne vom Äquator nach Norden, allmählich von Süden nach Norden vor. Die Erwärmung ist aber keine gleichmäßige. Die Länder, welche am weitesten vom Meere entfernt sind, werden schneller erwärmt als diejenigen, welche dem Meere nahe liegen oder vom Meere umflossen sind, denn das Wasser wird langsamer warm als das Land. Insbesondere tritt in der ungarischen Tiefebene rasch eine starke Erwärmung ein, weil diese wegen ihrer sandigen Oberfläche dazu fähiger ist, als Gebirgsländer. Durch die starke Erhitzung erzeugt sich ein niedriger Luftdruck im Südosten Europas, dem im Norden Europas, wo noch starke Kälte herrscht und daher die Luft verdichtet ist, ein verhältnismäßig hoher Luftdruck gegenübersteht. Es strömt nun die Luft vom Norden nach Südost und Süd; Nordwind herrscht und führt uns die kalte, trockene Luft zu, welche die Erniedrigung der Temperatur und die hellen Nächte mit sich bringt und die Maifröste im Gefolge hat. Weil aber in wenigen Tagen die Ungleichheit des Luftdruckes ausgeglichen ist, hören die Nordwinde bald auf, und nun kann bei der eintretenden Windstille und dem heiteren Himmel die Sonne eine gleichmäßig verbreitete Erwärmung hervorrufen. Der Kälterückschlag tritt daher zunächst in Skandinavien ein, verbreitet sich in südlicher und dann in südöstlicher Richtung — wohl eine Folge der Rotation der Erde — über Mitteleuropa. Er reicht einerseits bis zum mittleren Frankreich, andererseits bis in die russischen Ostseeprovinzen.

Im Grunde genommen ist das nur eine Umschreibung und Erweiterung der Doveschen Theorie.

Nach diesen Ausführungen, die den Berichten der genannten Gelehrten entnommen sind, ist es klar, daß das Regiment der „gestrengen Herren“ um so strenger ist, je weiter man ins Land hineinkommt. So kommt es auch, daß beispielsweise auf der Lüneburger Heide und dem Fläming Kartoffeln und Buchweizen und am Rhein die Reben erfrieren, während man in den holsteinischen und friesischen Marschen, ja sogar an der pommerschen Ostseeküste nichts von den drei Tyrannen zu fürchten hat.

Überall aber ist es gut, daß auch hier das alte Sprichwort gilt:

„Gestrenge Herren regieren nicht lange!“



Das Pfingstfest.

Pfingsten, das Stiftungsfest der christlichen Gemeinde.

„Fünfzig Tage nach dem Passah sollst Du feiern das Fest der Wochen, und dem Herrn Deinem Gott, der Dich aus Ägypten, aus dem Diensthause geführt hat, die Erstlinge des Feldes pfern!“ So lauten 3. Mos. 16 die Einsetzungsworte des jüdischen Pfingstfestes, aus dem unser christliches hervorgegangen ist. Obgleich es omit ursprünglich als erstes Erntefest eingesetzt wurde — das zweite iel mit dem Laubhüttenfest zusammen —, so wurde es später doch esonders zum Andenken an die Gesetzgebung auf Sinai gefeiert. Durch ie Verkündigung des mosaischen Gesetzes hatte die jüdische Religion rst feste Form und Gestalt erhalten. Das seinem Gedächtnis geweihte Fest ward daher bald, nachdem die Juden in Palästina seßhaft georden waren, zum Stiftungsfest der jüdischen Religion, und nur urch die Darbringung einer Erstlingsgarbe im Tempel wurde noch n die alte, ursprüngliche Bedeutung als Erntefest erinnert. Ohne llen Zweifel feierten die ersten Christen wie alle jüdischen Feste auch as Wochenfest gemeinsam mit den Juden, und zwar zum Gedächtnis er Gesetzgebung. Erst im 3. Jahrhundert ward die in der Apostelgeschichte erzählte Begebenheit, gemeiniglich die Ausgießung des heiligen Geistes genannt, dem Feste zugrunde gelegt. Auf der Kirchenversammung zu Elvira wurde es dann im Jahre 305 in die Reihe der christichen Hauptfeste aufgenommen. Der Charakter des jüdischen Wochenestes verblieb ihm aber noch längere Zeit. Der Kirchenvater Hieronymus (gest. 420) vergleicht das jüdische Wochenfest und das

christliche Pfingsten auf das genaueste: „Beide Offenbarungen des göttlichen Gesetzes“, sagt er, „geschehen am 50. Tage nach dem Passah, jene auf Sinai, diese auf Zion. Dort ward der Berg, hier das Haus der Apostel erschüttert; dort brauste unter Feuerflammen und leuchtenden Blitzen der Sturmwind, und es ertönte das Krachen des Donners. Hier kam mit der Erscheinung feuriger Zungen gleichfalls vom Himmel her der Schall, wie der eines gewaltigen Wehens. Dort schmetterte der Klang der Trompete die Worte des Gesetzes, hier tönte die evangelische Posaune durch der Apostel Mund.“ Nicht minder deutet Augustinus auf die innere Verwandtschaft beider Feste hin. Besonderes Gewicht legt er auf den Umstand, daß Moses gerade am 50. Tage nach der Feier des ersten Passahfestes das Gesetz empfangen habe, und dadurch das Pfingstfest schon vorgebildet sei, denn der Finger Gottes, der das mosaische Gesetz geschrieben, sei im Evangelium der heilige Geist.

Man sieht aber bei beiden Kirchenvätern doch schon die veränderte Auffassung. Die Wundererscheinungen treten in den Vordergrund, die Ausgießung des heiligen Geistes wird die Hauptbedeutung, und die ältere Auffassung des Festes als Stiftungstag der christlichen Gemeinde hört immer mehr auf. Um diese Zeit, d. h. zur Zeit der genannten Kirchenväter, kommt auch der griechische Name des Festes: Pentecoste, d. i. der „fünfzigste“ Tag, nämlich nach Ostern, zuerst vor. In der älteren Kirche nannte man die 50 Tage zwischen Ostern und Pfingsten „Die 50 Tage der Freude“ und betrachtete sie als ein großes, zusammenhängendes Fest. Pfingsten selbst dauerte erst 8, dann 3 Tage. Der Sonntag nach Pfingsten, der 1334 von Papst Benedikt XIV. als das Fest der Trinität eingeführt ward, bildete ursprünglich den Beschluß desselben. Der deutsche Namen Pfingsten ist aus jenem Pentecoste entstanden und hieß im Althochdeutschen fimfchustin und später phingesten oder phinxtac. Die Engländer sind die einzigen, die einen anderen Namen für das Fest haben. Sie nennen den Pfingstsonntag Whitesunday (weißer Sonntag) und die ganze Pfingstzeit Whitsuntide, weil die Pfingstzeit auch zugleich Taufzeit war, und dann weiße Gewänder angelegt wurden.

Während dieser ganzen Woche trugen seitdem und tragen noch heute Altarbekleidung und Priestergewand in der römisch-katholischen Kirche die rote Farbe, die erst am Trinitatisfeste wieder mit der weißen vertauscht und als Hindeutung auf die feurigen Zungen über den Häuptern der Apostel angesehen wird.

Die Feier des Pfingstfestes lehnte sich im Mittelalter vielfach an die dabei verlesenen Textworte an, um diese zu erklären und zu veranschaulichen, leider aber auch zugleich zu profanieren. So wurde z. B. bei der Frühmesse, wenn die Stelle Ezech. 36, 25: „Ich will reines Wasser über Euch sprengen, daß Ihr rein werdet" verlesen ward, aus dem Kirchenhimmel Wasser auf die Andächtigen herabgesprengt, und groß war der Jubel, wenn der reinigende Strahl scheinbar zufällig gerade solche Personen traf, die durch ihren Wandel den übrigen ein Ärgernis gaben. Besonders dramatisch gestaltete sich der Hauptgottesdienst durch die Aufführung der Ausgießung des heiligen Geistes. Wenn der Priester am Altare erschien, um die Messe zu eröffnen, so erdröhnten von draußen, vom Kirchhofe her, Böllerschüsse, oder die Chorknaben schlugen allerlei Becken und Gefäße aneinander und machten auf mancherlei Weise ein gewaltiges Getöse, welches das Krachen des Donners nachahmen sollte. Dann erhob sich auf einmal ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus.* Das waren aber wieder die Chorknaben, die von oben herab durch Blasen und Pfeifen, durch Schütteln der Kleider und Rütteln der Bänke des heiligen Geistes Sturmeswehen versinnlichten. Auch die feurigen Zungen fehlten nicht, die mutwilligsten unter den Chorknaben warfen, statt Funken, wie sie sollten, ganze Bündel brennenden Wergs auf die Andächtigen, und um den Altar zuckten zahlreiche Feuerflämmchen, sodaß der zelebrierende Priester mitten in dem Zucken der Blitze zu stehen schien. Sehr sinnig ward die Verschiedenheit der Sprachen dargestellt. Bei dem Verlesen der betr. Stelle: „Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind," regnete eine Menge bunter Blumen herab, von denen jeder Andächtige mindestens eine zu erhaschen strebte, um sie mit nach Hause zu nehmen und aufzubewahren. Den Glanzpunkt des ganzen Vormittags aber bildete das Erscheinen der Pfingsttaube. Wenn der Geistliche mit erhöhter Stimme das Veni St. Spiritus! (komm heiliger Geist) erschallen ließ, so schwebte eine weiße Taube hernieder, entweder aus Holz an einer Schnur hängend, oder gar eine lebendige, die man vom Kirchenhimmel herabflattern ließ.**

* Apostelgesch. 2, 2.

** Wie Alt (Christl. Kultus II, 386), dem wir bei dieser Schilderung folgten, anführt, konnte es zuweilen dem Priester passieren, daß er nach langem ängstlichen Warten auf sein Veni St. Spiritus! die Antwort des Chorknaben erhielt: „Herr Pfarr', der Marder hat ihn gefressen."

Gegenwärtig ist man natürlich überall von dieser grob-sinnlichen Veranschaulichung zurückgekommen und beschränkt sich darauf, bei dem Gesange des: Komm, heiliger Geist! die bis dahin verhüllt auf dem Altar stehende silberne Taube mit ausgebreiteten Flügeln aufzudecken und dem Volke zu zeigen.

Die protestantische Theologie, so weit sie nicht auf dem streng orthodoxen Standpunkte steht, betrachtet das Pfingstfest wohl mehr als jedes andere Fest des Jahres vom sittlichen Standpunkt, und die Einzelheiten der überlieferten Tatsachen treten mehr und mehr zurück. Infolge der Ausgießung des heiligen Geistes, des ersehnten Trösters, über die trauernden Jünger, stifteten sie, besonders Petrus, die erste christliche Gemeinde. Das ist die biblische Tatsache, die dem Feste zugrunde liegt, und damit wird das Pfingstfest wieder, was es ursprünglich war: Das Stiftungsfest der christlichen Kirche. Der Bericht über die Stiftung der ersten Christengemeinde findet sich im 2. Kapitel der Apostelgeschichte, ist also verhältnismäßig jünger als die Berichte über das Leben Jesu. Aus diesem Berichte geht mit Sicherheit hervor, daß die Jünger plötzlich ihre Furcht vor Verfolgung, die nach dem so unerwarteten Ende des Meisters über sie gekommen war, verlieren. Vor allen zeichnet sich Petrus durch edle Begeisterung aus. Durch seine Reden werden an einem Tage dreitausend Gläubige durch die Taufe als die ersten Glieder der Christengemeinde aufgenommen. Das geschah am jüdischen Wochenfest, und zwar geschah alles so plötzlich und unvorbereitet, daß niemand es erklären konnte. Wie Feuerflammen teilte sich die Begeisterung des einen dem anderen mit. Das ist das Bild, das Lukas gebraucht, um das Plötzliche der Begeisterung und ihre Ausbreitung auszudrücken. Der Geist des Meisters, den sie drei Jahre lang tagtäglich geschaut, aber nie recht erkannt und verstanden hatten, ward ihnen jetzt auf einmal, wenn auch noch nicht in seiner ganzen Fülle, klar. Jetzt erkannten sie, daß alles so kommen mußte. So ward das jüdische Wochenfest zum Stiftungsfest der Gemeinde Christi. Das Wesen dieser Gemeinde bestand in Gemeinschaft der Glieder unter sich in aufopfernder Liebe und in Gemeinschaft mit dem Herrn durch sein Mahl. Diese Gemeinschaft der christlichen Gemeinde mit Christo, die darin besteht, daß sie seinen Geist in sich unter ihren Gliedern erhält, ist die sittliche Bedeutung des Pfingstfestes. Christi Geist, der heilige Geist, lebt in der Gemeinde fort, und wo zwei oder drei in seinem Namen, d. h. in seinem Geiste, versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen.

Pfingstbräuche.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde."

So beginnt Altmeister Göthe seinen Reinecke Fuchs und trifft damit unvergleichlich die Stimmung eines jeden Menschenherzens um die Zeit des herrlichsten aller Feste.

Schon die Zeit der Feier desselben bringt es mit sich, daß es, in der Mitte zwischen Frühling und Sommer stehend, die Attribute beider in sich vereinigt. Das zeigt sich vor allen Dingen auch in den zahlreichen Pfingstgebräuchen. Zwar ging das eigentliche Frühlingsfest der Germanen in Ostern auf, lieh ihm sogar seinen Namen, aber da der wirkliche Frühling gewöhnlich erst um die Zeit des Pfingstfestes begann, zumal im nördlichen Deutschland, so mußten sich beide Feste in die alten Bräuche teilen. Sogar der 1. Mai, der unseren heidnischen Vorfahren ebenfalls ein hoher Fest- und Freudentag war, da sie an ihm die Hochzeit des höchsten Götterpaares, Wodans und Freyas, feierten, mußte manche Sitte an das Pfingstfest abgeben, und auch das Sommerfest der Göttermutter Freya, das sie um die Sommersonnenwende begingen, mußte dazu beitragen. So finden wir also die dreifache Wurzel unserer heutigen Pfingstgebräuche, soweit sie germanisch sind, sowohl in der alten Maifeier, als auch im Frühlings- und Sommerfest unserer Ahnen.

Zur Pfingstfeier gehört in erster Reihe der Pfingstmaien, d. h. die Ausschmückung unserer Häuser mit grünem Laubwerk. Die Birke war der heilige Baum der Freya und ihre zarten grünenden Zweige heftete man an Tür und Fenster und pflanzte die Stämme derselben als Wahrzeichen der Liebe und Freude vor den Eingängen der Wohnungen auf. Wo lebte nicht noch heute diese Sitte im ganzen deutschen Vaterlande fort? Im Norden, bis in die russischen Ostseeprovinzen hinauf, darf am Pfingstmorgen das Birkenreis im Wohnzimmer nicht fehlen, und im Süden, bis in das verwelschte Elsaß und Lothringen hinein, setzen die jungen Burschen ihrer Liebsten in der Pfingstnacht eine Birke unter das Fenster, und wehe dem Mädchen, das morgens eine solche mit abgestreiftem Laube findet! In manchen

Gegenden wird eine in Laub und Blumen gehüllte Puppe umhergetragen und je nach der Gegend „Pfingstkloß", „Pfingsthüttel" und „Pfingstquack" genannt, während der norddeutsche Bauer ihren Namen etwas gröber als „Pfingstlümmel" ausdrückt. Dem „Pfingstlümmel" steht der „Pfingstochse" zur Seite.

Deutet der erstere die Versinnbildlichung der Ankunft des Sommers an, so erinnert der letztere an die alte heidnische Sitte, das der Freya geweihte Tier, die Kuh, blumengeschmückt durch die Weiler zu führen. Die Redensart „geschmückt wie ein Pfingstochse" lebt in Norddeutschland, namentlich in Schleswig-Holstein, in aller Mund, und an manchen Orten besteht sogar noch die Sitte, daß die Schlächterinnungen einen geputzten Ochsen durch die Straßen führen, der dann geschlachtet wird. Dies scheint der unmittelbare Ursprung jener Redensart zu sein.

Das Maiengrün wird gewöhnlich am Pfingstabend unter besonderen Feierlichkeiten von jungen Burschen aus dem Walde geholt, was man Maieneinholen nennt. An manchen Orten geschieht dies von den Burschen zu Pferde und gestaltet sich zu einem Maien- oder Pfingstritt. Einer der jungen Burschen wird, ganz mit Grün geschmückt, im Triumph in das Dorf zurückgeführt. Im Elsaß hat der Pfingstritt zu Eckwersheim eine gewisse Berühmtheit erlangt. Selbst die für alle späteren vorbildlich gewordenen englischen Wettrennen sollen ursprünglich aus Mai- oder Pfingstritten entstanden sein. In Verbindung mit dem Pfingstfeste, wenn auch nicht gerade immer an dem Tage desselben, finden allerlei Festlichkeiten statt, die man als Pfingstreiten, Kranzstechen, Ringstechen oder Ringreiten bezeichnet. Sowohl die jungen Burschen, als auch ihre Pferde, sind mit Birkengrün geschmückt, und die ersteren tragen buntfarbige Bänder an den Mützen und auf den Schultern, und desgleichen die Pferde an Zaum- und Sattelzeug. Es ist eine Art Ehrenpforte errichtet, die von den Mädchen des Dorfes mit Laub- und Blumengewinden bekränzt wird. Von einem Querbalken hängt ein Kranz oder auch ein kleiner Ring herab. Für die Burschen gilt es nun, im Galopp durch diese Ehrenpforte reitend, mit einer langen hölzernen Gabel den Kranz, oder mit einem kleinen eisernen Stecher den Ring herab zu holen. Neben der Ehrenpforte steht ein Birkenbaum, an welchem die für die Sieger bestimmten Preise hängen. Derjenige, dem es gelingt, den Kranz oder den Ring mehrere Male — je nach Bestimmung — herab zu holen, ist der Pfingstkönig, und derjenige,

welcher von allen am wenigsten Glück hat, heißt wohl der Pfingstjunge, und während der eine die Ehre des Tages genießt, braucht der andere für Spott nicht zu sorgen.

An manchen Stellen in Holstein wird die zuerst am Pfingstmorgen auf der Milchstelle („Rägel") erscheinende Magd mit bunten Bändern und grünem Laub geschmückt und als sog. Pfingstbraut heimgeführt. Sie ist beim Pfingsttanz die Königin des Festes. Manchmal wird auch die Kuh, welche von ihr dann zuerst gemolken wird, während des Melkens ebenfalls mit bunten Bändern und Grün aufgeputzt und als „Pfingstkuh" bezeichnet.

In einigen Gegenden, besonders in gebirgigen Landstrichen, wird die Birke als Maienbaum durch Tannenzweige ersetzt. Diese werden auf der Miststätte vor den Ställen, in denen sich Vieh befindet, eingesteckt, wobei sich die Anzahl der Zweige nach der Zahl des Viehes richtet. Der Brauch scheint sehr alt zu sein und muß wohl als der Überrest einer uralten Verehrung einer Gottheit angesehen werden, von der man annahm, sie sei den Tieren feindlich gesinnt und müsse deshalb durch eine Art Huldigung ferngehalten werden. Wie alt übrigens das Schmücken der Häuser mit grünem Laubwerk ist, dürfte Psalm 118, 27 beweisen, wo es mit Bezug auf das Erntefest heißt: „Schmücket das Fest mit Maien". Vielleicht ist es mit Rücksicht auf diesen Spruch geschehen, daß man in einigen Gegenden zu Pfingsten auch die Kirchen mit Maien schmückt. Noch deutlicher als in den bisher aufgeführten, der alten Maifeier entlehnten Gebräuchen ist der heidnische Ursprung in verschiedenen ländlichen Festen zu erkennen, die man unter verschiedenen Namen fast überall feiert, und in denen es sich meistens, wie bei den Osterspielen, um Darstellung eines Kampfes zwischen Sommer und Winter handelt. Als Repräsentanten der beiden letzteren sind auch die bekannten Pfingstfiguren unter dem Namen Schellenmoritz, Lattichmann oder Blumenkönig aufzufassen.

In den meisten deutschen Städten wird um Pfingsten ein Königsschießen oder ein Schützenfest gefeiert, dem sich ein Gelage unter dem Namen Pfingstbier anschließt. Sofern solches Pfingstschießen ein Vogelschießen ist, steht dasselbe ohne Zweifel zu dem Feste in enger Beziehung. Die Schützenfeste selbst scheinen sehr alt zu sein. Nork* will sogar die vorchristliche Entstehung derselben nachweisen.

* A. a. O. S. 313 ff.

Dr. v. Bezold in München haben die Erscheinung auf die Verschiedenheit des Luftdruckes zurückgeführt. Sie beweisen das etwa folgendermaßen: Im Frühling rückt die Erwärmung der gemäßigten Zone, durch das Steigen der Sonne vom Äquator nach Norden, allmählich von Süden nach Norden vor. Die Erwärmung ist aber keine gleichmäßige. Die Länder, welche am weitesten vom Meere entfernt sind, werden schneller erwärmt als diejenigen, welche dem Meere nahe liegen oder vom Meere umflossen sind, denn das Wasser wird langsamer warm als das Land. Insbesondere tritt in der ungarischen Tiefebene rasch eine starke Erwärmung ein, weil diese wegen ihrer sandigen Oberfläche dazu fähiger ist, als Gebirgsländer. Durch die starke Erhitzung erzeugt sich ein niedriger Luftdruck im Südosten Europas, dem im Norden Europas, wo noch starke Kälte herrscht und daher die Luft verdichtet ist, ein verhältnismäßig hoher Luftdruck gegenübersteht. Es strömt nun die Luft vom Norden nach Südost und Süd; Nordwind herrscht und führt uns die kalte, trockene Luft zu, welche die Erniedrigung der Temperatur und die hellen Nächte mit sich bringt und die Maifröste im Gefolge hat. Weil aber in wenigen Tagen die Ungleichheit des Luftdruckes ausgeglichen ist, hören die Nordwinde bald auf, und nun kann bei der eintretenden Windstille und dem heiteren Himmel die Sonne eine gleichmäßig verbreitete Erwärmung hervorrufen. Der Kälterückschlag tritt daher zunächst in Skandinavien ein, verbreitet sich in südlicher und dann in südöstlicher Richtung — wohl eine Folge der Rotation der Erde — über Mitteleuropa. Er reicht einerseits bis zum mittleren Frankreich, andererseits bis in die russischen Ostseeprovinzen.

Im Grunde genommen ist das nur eine Umschreibung und Erweiterung der Doveschen Theorie.

Nach diesen Ausführungen, die den Berichten der genannten Gelehrten entnommen sind, ist es klar, daß das Regiment der „gestrengen Herren“ um so strenger ist, je weiter man ins Land hineinkommt. So kommt es auch, daß beispielsweise auf der Lüneburger Heide und dem Fläming Kartoffeln und Buchweizen und am Rhein die Reben erfrieren, während man in den holsteinischen und friesischen Marschen, ja sogar an der pommerschen Ostseeküste nichts von den drei Tyrannen zu fürchten hat.

Überall aber ist es gut, daß auch hier das alte Sprichwort gilt: „Gestrenge Herren regieren nicht lange!“



Das Pfingstfest.

Pfingsten, das Stiftungsfest der christlichen Gemeinde.

„Fünfzig Tage nach dem Passah sollst Du feiern das Fest der Wochen, und dem Herrn Deinem Gott, der Dich aus Ägypten, aus dem Diensthause geführt hat, die Erstlinge des Feldes opfern!“ So lauten 3. Mos. 16 die Einsetzungsworte des jüdischen Pfingstfestes, aus dem unser christliches hervorgegangen ist. Obgleich es somit ursprünglich als erstes Erntefest eingesetzt wurde — das zweite fiel mit dem Laubhüttenfest zusammen —, so wurde es später doch besonders zum Andenken an die Gesetzgebung auf Sinai gefeiert. Durch die Verkündigung des mosaischen Gesetzes hatte die jüdische Religion erst feste Form und Gestalt erhalten. Das seinem Gedächtnis geweihte Fest ward daher bald, nachdem die Juden in Palästina seßhaft geworden waren, zum Stiftungsfest der jüdischen Religion, und nur durch die Darbringung einer Erstlingsgarbe im Tempel wurde noch an die alte, ursprüngliche Bedeutung als Erntefest erinnert. Ohne allen Zweifel feierten die ersten Christen wie alle jüdischen Feste auch das Wochenfest gemeinsam mit den Juden, und zwar zum Gedächtnis der Gesetzgebung. Erst im 3. Jahrhundert ward die in der Apostelgeschichte erzählte Begebenheit, gemeiniglich die Ausgießung des heiligen Geistes genannt, dem Feste zugrunde gelegt. Auf der Kirchenversammlung zu Elvira wurde es dann im Jahre 305 in die Reihe der christlichen Hauptfeste aufgenommen. Der Charakter des jüdischen Wochenfestes verblieb ihm aber noch längere Zeit. Der Kirchenvater Hieronymus (gest. 420) vergleicht das jüdische Wochenfest und das

schritt ein Musikkorps voran, das je nach der Größe der Gruppe aus 10—20 Mann bestand. Wir zählten reichlich 50 solcher Musikkorps. Nur das erste zwischen Geistlichkeit und Laien marschierende Korps aus Echternach, das größtenteils aus Knaben bestand, führte Violinen, alle andern spielten Blechinstrumente. Gespielt wurde die bekannte Melodie: Adam hatte sieben Söhne; sieben Söhn' hatt' Adam u. s. w. Hierbei führten die Springer einen Tanz auf, bei dem jeder Teilnehmer erst 5 Schritt vorwärts und dann 3 Schritt zurück sprang. Bei dem großen Gedränge, in dem alles Kopf an Kopf steht, ist dabei natürlich an ein Vorwärtskommen kaum zu denken und manche Gruppen müssen ganz auf der Stelle tanzen, wobei sich die in einer Reihe Tanzenden die Hand reichen oder sich durch Taschentücher verbinden. Alle 10 Minuten etwa tritt eine Pause ein, in der entweder Gebete gemurmelt werden, (außer dem englischen Gruß, das „heiliger Willibrord, wir kommen zu Dir, bitte für uns!") oder Wasser getrunken wird, und der Zug langsam etwa 30—40 Schritt weiter marschiert, während dessen den in Schweiß Gebadeten von mitleidigen Zuschauern häufig Limonade und Fruchtsäfte gereicht werden.

Die Prozession hatte um 8½ Uhr begonnen, und um 10 Uhr kamen die Ersten des Zuges bei der zur Kirche des h. Willibrord hinaufführenden 69stufigen Treppe an. Das „Hinauftanzen" dieser Treppe bildet den Glanzpunkt des Festes für die Zuschauer und zugleich die größte Kraftanstrengung für die Teilnehmer, die, wenn es irgend möglich, erst fünf Stufen hinauf und dann wieder drei Stufen hinab springen. In der Kirche angekommen, schweigt die Musik und die Gläubigen treten durch das linke Portal ein, gehen langsam um den Altar, der über dem angeblichen Grabe des h. Willibrord († 698) errichtet ist, herum, legen ihre Opfer in die an der Statue desselben bereit stehenden Körbe nieder und berühren mit ihren Rosenkränzen und sonstigen Gegenständen die gefalteten Hände der Steinfigur. Langsam bewegen sich dann die Pilger an der anderen Seite der Kirche zurück und aus dem rechten Portal derselben hinaus. Der solchergestalt bewerkstelligte Durchzug dauerte etwa 2½ Stunden. Die Opferkörbe waren mit Kupfer- und Silbermünzen, aber auch mit Goldstücken darunter, angefüllt und mußten, wie wir von einem Meßdiener erfuhren, viermal geleert werden. Am Ausgang der Kirche löst sich die Prozession auf, und alles zerstreut sich in die Wirtshäuser oder lagert sich erschöpft auf den Trottoirs und Plätzen, und wo nur irgend ein verfügbarer Raum

vorhanden ist, sieht man schweißtriefende „Springer“ sich an den mitgebrachten Erfrischungen erlaben. Gegen 2½ Uhr verließen erst die letzten Teilnehmer die Kirche und der große Jahrmarkt, der mit dieser sonderbaren kirchlichen Feier verbunden ist, begann, und bald sah man junge Mädchen, die eben unter den demütigsten Bedingungen ihren Bittgang gemacht hatten, lachend — Karussel fahren! Um 7 Uhr beginnen die Extrazüge über Diekirch und Trier die Teilnehmer dem Städtchen wieder zu entführen, während für die Besucher, d. h. Zuschauer der Prozession der Trubel noch bis 10 Uhr fortdauert. Dann kann man sterbensmüde schlafen gehen, wenn man nämlich ein Bett bekommt.

Die Echternacher Prozession ist eine Art Nachahmung der Bittgänge, die zur Heilung der 1374 in der Moselgegend auftretenden Veitstanzkrankheit abgehalten und dann infolge eines Gelübdes fortgesetzt wurden. Unter den Teilnehmern sieht man noch heute zahlreiche Epileptiker. Sie ist bis 1445 geschichtlich nachgewiesen, wird aber damals schon als etwas ganz Bekanntes in der Chronik des Echternacher Abtes Winand erwähnt. Ein Bittgesuch vieler Pfarrer aus der Eifel aus dem Jahre 1670 an den Trierer Bischof wünschte Ablösung oder Dispens und Abänderung des drückenden Gelübdes, „das ihre Vorfahren in großer Bedrängnis vor 300 Jahren getan hätten.“ Der Dispens ward verweigert; 1794 wurde die Prozession aufgehoben, 1805 jedoch wieder eingeführt. Im Jahre 1895 wohnte, wie auch diesmal, Bischof Korum aus Trier zugleich mit dem luxemburgischen Bischof zum ersten Male der Feier bei.

In der Brüsseler Vorstadt Anderlecht findet ebenfalls am Pfingstmontag eine sog. St. Guido-Prozession statt. Sie heißt im Volksmund die Pferdeprozession und besteht in einem Umgang um die 1470 erbaute Pfarrkirche, in welcher der heiliggesprochene, zu Anderlecht 1112 verstorbene Prälat begraben liegt. St. Guido (Vitus, Veit) behütet das Vieh vor Krankheiten, daher ziehen alljährlich Tausende von Bauern der Umgegend zu Pferde zur Prozession in die Stadt. Die Pferde sind mit bunten Fähnchen seltsam aufgeputzt. Die Reiter haben das beste Gewand angezogen und tragen seidene Mützen, ebenfalls mit bunten Bändern geschmückt. Langsam, Schritt auf Schritt, reiten die Bauern um die Kirche, von welcher belgische und päpstliche Fahnen herniederwehen. Unter dem Portale steht der Pfarrer und segnet die barhäuptig Vorüberreitenden im Namen des h. Guido, der durch Plakate an der Kirche bezeichnet

wird als „Patron de la commune et protecteur spécial du bétail, qu'il prèserve de la dysenterie et des maladies contagieuses.“ (Patron der Gemeinde und besonderer Beschützer des Viehes, welches er vor der Dysenterie [Durchfall] und ansteckenden Krankheiten beschützt). Die Reiter schwingen kleine dreieckige Fähnchen, auf denen sich eine Inschrift befindet: „S. Wyen patroon tegen den rooden loop en siekte van't vee tot Anderlecht.“ (St. Veit, Patron gegen den Rotlauf und Viehseuchen zu Anderlecht.) Der Umzug, in welchem zum Teil sehr alte kostbare Standarten, Fahnen und Reliquienschreine getragen werden, dauert fast 1½ Stunden. Die Teilnehmer verlieren sich nach dem Schlusse der eigenartigen Feier in den Wirtschaften der Umgegend, um zu Ehren des Festes dem nationalen Biere, dem sauersüßen Faro und Lambic, fleißig zuzusprechen; die Kinder vergnügen sich auf den Mallemoolen (Karussels) und Schummeln (Schaukeln) des eben eröffneten Pfingstjahrmarktes mit seinen tausenderlei alten und immer neuen Anziehungspunkten. Ein Anklang einerseits an die Frühjahrsumzüge, die zu Prozessionen geworden, und anderseits an die Maiwaldfahrten, ist hier wohl nicht zu verkennen.

Auch von dem alten Mittsommerfest, das der Freya gefeiert wurde, wenn die zarten Keime, die die Frühlingsgöttin aus der Erde hervorgelockt hatte, sich zu Blüten und Blumen entwickelten, sind einige Gebräuche auf das Pfingstfest übergegangen. Die Blumen waren ihr besonders geweiht, und die Rosen ihre Lieblingsblumen. Hieraus erklärt sich die Sitte der Pfingstrosen, die sich noch am Rhein und bei den Friesen und deren Verwandten, den Dithmarschern, erhalten hat. Sie besteht darin, daß man sich am Pfingstmorgen mit großen Bouquets von Klatschrosen (Paeonia officinalis) beschenkt, in die man in einigen Gegenden Briefchen und Verse scherzhaften Inhalts zu stecken pflegt. In den linksrheinischen und lothringischen Städten stellt man große Sträuße dieser Blumen zu Pfingsten in die Schaufenster der Läden und streut einzelne solcher Blumen zwischen die Waren. Daß die Klatschrose — auch Pfingst- und Bauernrose genannt —, nur weil sie früher blüht, der eigentlichen Rose, Freyas Lieblingsblume, substituiert worden ist, versteht sich wohl von selbst. Teils auf diesem Umstande, teils auf dem altrömischen Rosarienfest beruht ein noch heute in Frankreich um Pfingsten gefeiertes, von St. Medardus um 545 eingeführtes Fest, la Rosière genannt, bei dem das schönste und tugendhafteste Mädchen des Dorfes als Rosenkönigin feierlich in der Kirche verkündigt wird.

Am berühmtesten ist das Rosenfest zu Surenne bei Paris, zu dem Tausende von Parisern hinausströmen, um die mit dem weißen Rosenkranze geschmückte Königin oder Rosenjungfrau des ländlichen Festes zu sehen, die nicht selten durch eine reiche und vornehme Heirat ihr Glück macht, noch häufiger aber den Folgen des Hochmuts und der Eitelkeit verfällt. Die Rosenkönigin ist natürlich niemand anders als die Freya, die Göttin des Sommers und der Liebe zugleich. Nachdem das Fest in die Kirche geleitet war, ging sie in die Jungfrau Maria auf, und diese wurde die himmlische Rosenkönigin, von der die irdische ein ihr nacheiferndes Abbild sein sollte.

In der katholischen Kirche, besonders des nördlichen Deutschland, wurde die erste Abendmahlsfeier der Neophyten, d. h. der Neugetauften bezw. Konfirmierten, der den weißen Gewändern und dem sonstigen festlichen Schmucke der Täuflinge günstigeren Jahreszeit wegen von Ostern auf Pfingsten verschoben. Von diesen weißen Gewändern der Täuflinge hieß der Tag der weiße Sonntag, welche Bezeichnung des Festes sich bekanntlich noch in dem englischen Whitsuntide, abgeleitet von white Sunday, erhalten hat. Ob die Wahl jener Blumen- oder Rosenkönigin in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche vielleicht mit dem Tauf- bezw. Konfirmationsfest zusammen gehangen hat, läßt sich wohl nicht entscheiden, aber so viel ist gewiß, daß auch hierbei Heidnisches und Christliches gar wunderbar miteinander verschmolzen ist.

So kehrt in Dichtung und Sage, in Brauch und Sitte des deutschen Volkstums „Pfingsten, das liebliche Fest“ alljährlich wieder. Alljährlich erglänzt die erstandene Natur in ihrem herrlichsten Prangen. Die lustigen Sänger in Wald und Flur schmettern ihre schönsten Lieder in den blauen und reinen Himmel hinein; mit Wohlgefallen atmen wir den Duft der Blumen und Blüten, und unser Herz schlägt fröhlicher und schwellt höher und höher, wenn wir die Natur in ihrer vollendeten Frühlingsherrlichkeit bewundern. Es kommt uns fast vor, als ob wir das Weben und Walten eines mächtigen Geistes in Feld und Wald verspürten, und wenn dann von den Türmen unserer altersgrauen Gotteshäuser herab die eherne Stimme erschallt, die uns mahnend nach oben weist, dann verspüren wir noch einen anderen Geist, den Geist des Herrn, der einst am ersten Pfingstfeste über die Apostel kam und heute durch die Pforten der Liebe in unsere Seele einziehen will!

Der Trinitatissonntag.

„Drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist; und diese drei sind Eins.“* Auf dieser Stelle, wie auf der Taufformel: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“** beruht die Lehre von der Trinität, d. h. der Dreifaltigkeit Gottes. In dem Christentum der ersten Jahrhunderte war diese Lehre unbekannt, und erst mit dem Beginn der Arianischen Streitigkeiten trat sie, allerdings auf alte Traditionen gestützt, in den Vordergrund der religiösen Bewegung jener Zeit. Diese Streitigkeiten drehten sich zunächst darum, ob Jesus Christus, der Sohn, dem Vater völlig wesensgleich, oder ob er, wie der Presbyter Arius zu Alexandria behauptete, ihm nur ähnlich sei. Auf dem Konzil zu Nicaea (325) unterlag bekanntlich Arius seinem Hauptgegner, dem Bischof Athanasius († 373), und die Wesensgleichheit Christi und Gottes ward dogmatisch festgestellt. Dasselbe war noch einmal der Fall auf dem Konzil zu Konstantinopel im Jahre 381.

Beide Male war von der dritten Person der Gottheit, dem heiligen Geist, weniger die Rede, doch betrachtete man nach den angeführten beiden Beschlüssen der Konzilien die volle Einheit der drei Personen Gottes als unzweifelhaft. Ausgesprochen ward dieser Gedanke aber erst 589 auf dem Konzil zu Toledo, und ein diesbezüglicher Zusatz in das Nicaeische Glaubensbekenntnis aufgenommen. Ganz in derselben Form ist die Lehre von der Dreieinigkeit auch in die evangelische Kirche übergegangen, wenn auch die liberale Richtung derselben, soweit von einer Einigkeit hier überhaupt die Rede sein kann, das Verhältnis der drei Personen zu einander mehr philosophisch auffaßt, und die letzteren als drei verschiedene Wirksamkeiten der göttlichen Einheit betrachtet. Dies tut wenigstens die Tübinger Schule.

Ein Fest, welches eigens die Dreieinigkeit feierte, gab es im ersten Jahrtausend nicht, vielmehr bildete Pfingsten den Abschluß der Festzeit. Nach dem Plane des ganzen lateinischen Kirchenjahres sollte diese Festzeit eine fortlaufende Geschichte des Reiches Gottes sein. In den drei Hauptfesten stellten sich die drei Hauptmomente dieses Reiches, wie es sich auf Erden offenbarte, dar. In Weihnachten feierte man

* 1. Joh. 5, 7. ** Matth. 28, 19.

die Offenbarung des Vaters durch die Hingabe seines Sohnes, in Ostern dieses Sohnes Offenbarung durch den erlösenden Tod und in Pfingsten den Geist beider in der Beseelung der Gläubigen. Es war daher leicht begreiflich, daß man am Sonntage nach dem letzten Feste die ganze Offenbarung des dreieinigen Gottes noch einmal zusammen faßte. So entstand die Trinitätsfeier, und zwar zuerst in den französischen Klöstern, besonders zu Chartres und Orleans, doch war es wahrscheinlich nur eine homiletische Feier, bei der man in der Predigt das ganze Erlösungswerk, bezw. dessen äußere Darstellung in den Festen, dem Volke noch einmal in seiner Gesamtheit vorführte. Die Feier fand viele Gegner, und Papst Alexander III. (1160—1181), dem man ein ausgearbeitetes Offizium für dieses Fest überreichte, weigerte sich auf dem Laterankonzil (1179) noch, dasselbe zu genehmigen. Im Jahre 1260 ward es allerdings auf dem Konzil zu Arles als Kirchenfest anerkannt, aber erst von Papst Johann XXII. 1334 allgemein eingeführt. Es wurde Festum Domini trinitatis genannt, was man mit Dreifaltigkeitsfest ins Deutsche übersetzte. Ein anderer deutscher Name, der güldene Sonntag, soll andeuten, daß er als der Tag des dreieinigen Herrn gewissermaßen der Sonntag aller Sonntage, d. h. der vornehmste unter den Sonntagen sei.

In vielen Gegenden wird der Tag hochgeschätzt, und namentlich in Mitteldeutschland knüpfen sich manche abergläubische Gebräuche an denselben. Er gilt besonders als Glückstag, und wer an ihm geboren wird, ist ein rechtes Glückskind, wird reich und weise und soll Geister sehen können. Alles, was man an diesem Tage beginnt, muß gelingen, wenn man dreimal in die Kirche geht und jedesmal an sein Vorhaben denkt, es also auf das reiflichste überlegt. Alle Jahr am Güldensonntag um Mitternacht blüht der Farnsamen, dem man die Macht zuschreibt, unsichtbar zu machen. Auch soll er Glück im Spiel bringen und seinen Besitzer zum Freischützen machen. Ähnlich ist ihm hierin die Wunderblume, die sich an diesem Tage öffnet und verwünschte Jungfrauen und versenkte Schätze frei macht. Einerseits beruht dieser Aberglauben auf dem Gedanken, daß jeder Sonntag ein Glückstag sei, also der goldene Sonntag noch in erhöhtem Maße; andererseits aber erkennt man in dem Farnkraut und der Wunderblume Anklänge an die geheiligte Johannisnacht, in der, gleich wie in der Christnacht, alle Bande gelöst werden. Sie haben sich von dort hierher verirrt. Dasselbe ist der Fall mit der Sitte, die Heiligkeit des Trinitatissonntages nicht durch Nähen oder Flicken, überhaupt durch irgend

eine Hantierung mit eisernen Geräten zu stören, wenn man nicht der Gefahr ausgesetzt sein wolle, vom Blitze erschlagen zu werden. Sie ist jedoch vom Frühlinge her übertragen und deutet auf Donar, den Versender des Blitzstrahles.

In einigen Gegenden feiert man den Tag auch durch Umzüge und Festlichkeiten. In Langensalza zieht man mit Musik auf eine vor der Stadt gelegene Wiese, und in Breslau feiern die barmherzigen Brüder und mit ihnen alle Breslauer ihr Kirchweihfest in der Ohlauer Vorstadt. Hierbei werden alle feilgebotenen Spielwaren und Leckerbissen, wie das an einem Glückssonntag leicht erklärlich ist, durch allerlei Glücksspiele „gepascht“, d. h. ausgespielt.*

Die griechisch-katholische Kirche nennt den Sonntag nach Pfingsten den Allerheiligensonntag und feiert in ihm den Abschluß des ganzen Festjahres, während sie der eigentlichen Dreieinigkeit schon am Pfingstmontage gedenkt, wie dies vor der Einführung des Trinitatisfestes in der gesamten Kirche allgemein üblich war. In der evangelischen Kirche wird der Tag noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß man nach ihm die folgenden Sonntage des Jahres bis zum Advent benennt, während die römisch-katholische Kirche diese Sonntage nach Pfingsten rechnet. Das ist wohl der einzige Unterschied beider Konfessionen in der Bedeutung des Tages, der, wenn er überhaupt festlich begangen werden soll, als eine Kollektivfeier sämtlicher Feste des Jahres und zugleich als deren Abschluß anzusehen ist.

Das Fronleichnamsfest.

Das Fronleichnamsfest, oder Festum Corporis Christi, ist nur der katholischen Kirche eigentümlich und verherrlicht das Dogma von der Transsubstantiation und der Verehrung der konsekrierten Hostie, d. h. der wunderbaren Verwandlung der gesegneten Hostie in den Leib Christi. Diese Bedeutung des Festes ist auch in seinem deutschen Namen wiedergegeben, denn das Wort Fron oder Frohn, das im Mittelalter Vrône hieß, bedeutet Herr, und aus diesem Worte, sowie auch Licham, d. h. Leichnam, ist der Name entstanden, wie denn auch

* Diese Gebräuche sind meistens aus Reinsberg-Düringsfeld a. a. O. entlehnt. In dem ganzen protestantischen Norden ist der Trinitatissonntag durchaus nicht von anderen Sonntagen unterschieden.

z. B. das Abendmahl in Freidanks Bescheidenheit wiederholt vrônespîse genannt wird. Das Fest ist verhältnismäßig jung, denn es wurde erst im Jahre 1246 zum ersten Male gefeiert, und zwar in der Martinskirche zu Lüttich. Seiner Entstehung liegt folgende Erzählung zugrunde: In dem Kloster auf dem Berge Coreillon bei Lüttich lebte die fromme Nonne Juliane. Beim Beten kam es ihr regelmäßig vor, als sehe sie den vollen Mond mit einer kleinen Lücke, sodaß ihm an seinem vollen Lichte noch etwas mangelte. Die Vision wurde dahin erklärt, daß der Mond die Kirche und die Lücke den Mangel eines Festes zur Feier der Einsetzung des Abendmahles bedeute. Mit Hilfe der beiden Archidiakonen Johannes und Jakobus Pantaleon und anderer Theologen bewog sie den Bischof Robert von Lüttich, in dem erwähnten Jahre die Feier des Festes in seinem Bistum anzuordnen. Nachdem jener Jakobus Pantaleon 1261 als Urban IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, verordnete er 1264 in einer Bulle die allgemeine Feier in der ganzen katholischen Kirche. Als Tag der Feier wurde der Donnerstag nach dem Sonntage Trinitatis festgesetzt, weil einerseits von altersher der Donnerstag überhaupt der Abendmahlstag war, und andererseits die Feier sich an die Oktave dieses Festes anschließen sollte. Der berühmte Thomas von Aquino wurde vom Papst aufgefordert, das Offizium und die Hymnen für dieses Fest zu verfassen. Dieselben sind noch bis heute beibehalten und gehören zu den besten liturgischen Arbeiten, die man kennt. Die Hauptgegner des neuen Festes waren die Franziskaner, welche die Feier, so viel sie konnten, zu hintertreiben suchten. Das Fronleichnamsfest kam daher wieder eine Zeit lang in Vergessenheit, bis es Klemens V. auf dem Konzil zu Vienne im Jahre 1311 aufs neue bestätigte, und sein Nachfolger Johann XXII. sechs Jahre später, 1317, die noch heute damit verbundene feierliche Prozession einführte. Um die letztere machte sich besonders der kunstsinnige Renatus von Anjou, Herzog von Lothringen und Barr und später König von Neapel und Sizilien, berühmt. Er stiftete zu Ehren dieses Festes im Jahre 1462 in Aix eine Prozession eigentümlichster Art, bei welcher er die Rollen sowie die Trachten der einzelnen Personen selbst bestimmte. Der Gegenstand der Prozession war nicht nur die ganze biblische Geschichte von dem Sündenfall im Paradiese bis auf die Erlösung durch Christum, sondern auch die von uns erwähnte Legende der Entstehung. Die Musik und die Arien dazu sind des frommen Herzogs eigene Erfindung. Diese Prozession wurde in ganz

historischer Weise zuletzt im Jahre 1781 zu Lüttich aufgeführt, woselbst auch am 10. Juni 1846 die 600jährige Jubelfeier mit großem Pomp begangen wurde. Manche Kulturhistoriker wollen behaupten, daß sich aus der Fronleichnamsprozession die geistlichen Komödien, die sog. Mysterien, entwickelt haben. Wenn dieses auch kaum anzunehmen ist, da die ersten Spuren biblischer Darstellungen pantomimischer Art bereits im 11. Jahrhundert nachzuweisen sind, so wurden sie jedenfalls sehr gefördert. Es bildeten sich bald besondere Vereine, die sog. Corpuschristi-Brüderschaften, welchen den Zweck hatten, den Glanz des Festes zu erhöhen, indem alle Mitglieder, sowohl männliche wie weibliche, in Festgewändern unter Vorantragung schöner Fahnen und Kreuze, mit Kerzen in der Hand, der Prozession folgen mußten. Die einzelnen Rollen wurde unter die Zünfte und Gewerke verteilt und scheinen sogar in denselben erblich geworden zu sein. Man berichtet, daß einer, dem seine Teufelsrolle abgefordert wurde, seine Weigerung mit folgenden Gründen unterstützte: „Mein Vater war ein Teufel, mein Großvater war ein Teufel, warum soll ich nicht einer sein?"

Da das Fronleichnamsfest schon äußerlich durch die Pracht und Blütenfülle der Jahreszeit, in die es fällt, vorzugsweise begünstigt wurde, so gestaltete sich dasselbe immer festlicher und prunkreicher und wurde gleichsam zum Triumphfest des katholischen Glaubens. Dies wurde auf dem Tridentiner Konzil (1543—1563) ausdrücklich hervorgehoben, denn es heißt in Sess. XIII. c. V mit Rücksicht hierauf, das Fronleichnamsfest werde gefeiert, um „die Herrlichkeit der katholischen Kirche auch vor den Augen ihrer Gegner zu offenbaren und deren Seelen zu erschüttern und zu gewinnen." Diese gegen Andersgläubige gerichtete Bedeutung wohnte dem Feste, wie wir gezeigt haben, ursprünglich nicht inne, und wenn man von dieser allerdings jetzt häufig hervortretenden Tendenz absieht, kann die Prozession in ihrer ursprünglichen Auffassung als eine der schönsten und großartigsten Kirchenzeremonien des ganzen Jahres in dem vorurteilsfreien Zuschauer auch noch heute einen tiefpoetischen Eindruck hinterlassen.

Eine etwas andere Auffassung des Fronleichnamsfestes ist erst in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten. Sie wird im Nachfolgenden von einem badischen Theologen treffend geschildert und sei dessen Ansicht über die Entstehung und nicht minder den Zweck des Fronleichnamsfestes hier ebenfalls mitgeteilt: Eine fromme Nonne namens Juliane, Priorin eines niederländischen Klosters bei Lüttich, hatte während ihres Gebetes eine Vision, in welcher sie den vollen Mond,

der jedoch an einer Stelle durchlöchert war, erblickte. Eine innere Offenbarung deutete ihr dieses Gesicht dahin, daß in dem Festkreis der Kirche eine Lücke sei, indem ein wichtiges Fest noch fehle. Da einige andere Frauen desselben Klosters die nämliche Vision hatten, so machte die Priorin Juliane ihrem Bischof, Robert von Porata zu Lüttich, Anzeige. Dieser zog mehrere andere Bischöfe und Theologen, darunter auch einen nachmaligen Papst, den Archidiakonus Jakob Pantaleon, als Papst Urban IV. genannt, zu Rat und auf ihre Anregung traf er 1246 Anordnungen zur Feier eines neuen Festes, zunächst in seiner Diözese. Doch in demselben Jahre starb Bischof Robert. Da war es einer seiner Ratgeber, Kardinal *Hugo*, der dafür Sorge trug, das von jenem vorbereitete Fest zur Ausführung zu bringen. Nachdem er selbst es in der Martinskirche zu Lüttich gefeiert hatte, wurde es in den Niederlanden hie und da aufgenommen und wiederholt. Ein allgemeines Fest der Kirche wurde es jedoch erst, als der obengenannte Lütticher Erzdiakon Pantaleon als Urban IV. den Papststuhl bestieg. Im Jahre 1264 befahl er durch eine besondere Bulle dessen feierliche Begehung. Da er jedoch bald nach ihrer Erlassung starb, kam sie erst im folgenden Jahrhundert zum Vollzug, als Papst Klemens V. auf einer Synode zu Vienne 1311 die Sache wieder aufnahm und das Fest zu einer dauernden Einrichtung der katholischen Kirche gestaltete. Die Bedeutung des neuen Festes ist durch seinen Namen Fronleichnam, was soviel wie „Herrenleib" bedeutet, angezeigt. Es soll das Todesopfer Christi dadurch verherrlicht werden, freilich nicht sowohl die geschichtliche Tatsache von Golgatha, welche die evangelische Kirche am Karfreitag feiert, sondern vielmehr die sakramentale Wiederholung des Opfertodes, die der Priester tagtäglich im Meßopfer vollzieht. Das Fest dient also in erster und letzter Linie der *Verherrlichung des Meßopfers* als der vornehmsten Einrichtung der katholischen Kirche.

Doch neben der *allgemeinen* Bedeutung der Fronleichnamsfeier liegt ihr noch ein *besonderer* Zweck zugrunde und dieser ist einer eigenen Beachtung wert. Wenn man das fragliche Fest das schönste und glanzvollste der katholischen Kirche nennt, so ist das keine Privatüberzeugung eines Einzelnen, sondern es steht im völligen Einklang mit dem katholischen Dogma. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts (1317) an, wo Papst Johann XXII. eine Festprozession anordnete, ist es ununterbrochen bald mehr, bald weniger das Bestreben des Katholizismus gewesen, allen Glanz, allen äußeren Pomp, dessen die Kirche fähig ist,

an diesem Tage zu entfalten. Daher die Trompetenmusik an manchen Orten, die Beiziehung von kirchlichen und weltlichen Fahnen und andere ungewöhnliche Zurüstungen, sowie auch die bescheidene Bitte in den Zeitungen um Schließung der Läden und Einstellung der öffentlichen Arbeiten, auch von seiten der Protestanten!

Aus welchem Grunde nun aber wird gerade auf dieses Fest aller äußerer Glanz gehäuft? Warum werden seit Jahrhunderten auch in gemischten Gemeinden immer wieder und wieder Prozessionen gefordert, warum werden Flaggen gehißt und allerlei Zurüstungen getroffen, die man sonst von anderen religiösen Festen als störend geflissentlich fern hält? Warum wird immer wieder um Beachtung auch von seiten der Andersgläubigen nachgesucht?

Die Antwort darauf würde vielleicht bei dem einen Katholiken so, bei einem anderen etwas anders lauten. Die maßgebende, ja allein maßgebende Antwort finden wir in der Bulle eines Papstes, des oben erwähnten Urban, welcher unter anderem das zum Zweck des Festes macht, daß die Ketzer beschämt würden. Damit überein stimmt die dogmatische Festsetzung des tridentinischen Konzils, worin gesagt ist, daß das Fronleichnamsfest dazu diene, ut ejus adversarii in conspectu tanti splendoris et in tanta universae ecclesiae laetitia positi vel debilitati et fracti tabescant, vel pudore affecti et confusi aliquando resipiscant. Diese für einen Protestanten im höchsten Maße erstaunliche Äußerung der ehrwürdigen tridentinischen Väter finden wir in den heute noch geltenden Beschlüssen des Tridentinerkonzils, und zwar Sessio XIII. cap. 5, woselbst sie jedermann nachlesen kann. Sie lautet auf deutsch: „Daß ihre Widersacher, dem Anblick so vieles Glanzes und einer so großen Freude der ganzen Kirche gegenübergestellt, entweder kraftlos und gebrochen vergehen oder von Scham ergriffen und zu Schanden gemacht, mit der Zeit Buße tun.“ Damit diese Übertragung nicht als eine ketzerische der Ungerechtigkeit bezichtigt und verdächtigt werde, haben wir die fraglichen Worte nicht nach eigener Übersetzung zitiert, sondern vielmehr nach derjenigen eines angesehenen katholischen Gelehrten, des Aachener Stiftsherrn Dr. W. Smets, dessen „treue Verdeutschung“ mit „Genehmigung hoher Geistlicher Obrigkeit“ 1851 zu Bielefeld erschienen ist.



Der Johannistag.

Das alte Mittsommerfest.

Wenn die zarten Keime, die aus den Spuren der holden Frühlingsgöttin Ostera, Ostara oder Eastre hervorbrachen, während sie über die Erde dahinwandelte, sich weiter entwickelten zu Blüten und Blumen, dann begann nach dem Glauben unserer Altvordern die Herrschaft der Freya oder Frigga über die Natur. Sie war die Göttin der strahlenden Schönheit, und sie war es daher auch, die die eigentliche Schönheit in die Natur hineinlegte. Die Blumen waren ihr besonders geweiht, und der Blumen Königin, die Rose, war ihr Lieblingskind, das sie mit der schönsten Farbe und dem köstlichsten Duft ausstattete. Um die Zeit, wenn die Sonne in ihrem höchsten Glanz strahlte, am Tage der Sommersonnenwende, dann feierte man ihr ein schönes Fest. Es hieß das Mittsommerfest und war ein rechtes Liebesfest, denn Freya war auch die Göttin der Liebe und Ehe. Sie war die Gemahlin Odins — die Frage des etwaigen Unterschieds zwischen Frigga, Freya und Freyr bleibe hier denn unberührt —, auch dem letzteren, dem Sonnengotte, gebührte sein Anteil an dem herrlichen Feste. Die Sonne, die allgütige, war es ja, von der nach altem Glauben alles Leben und Weben auf Erden ausging, und das Sommerfest stellte bei den Nordländern nichts anderes vor, als die sinnbildliche Vermählung Odins und Freyas, die alljährlich sich wieder vollziehende Vereinigung zwischen Himmel und Erde.

Diese „hohe Zeit“ — davon unser deutsches Wort Hochzeit — war eines der größten Feste der alten Germanen, und in der Tat

gibt es kaum eine Zeit des ganzen Jahres, die mehr geeignet wäre zur Freude und hoher Feier, als gerade diese.

Wer hätte sich nicht schon leiblich und geistig erfrischt an einem feuchtverklärten Sommermorgen nach nächtlichem Gewitter? Der kühle „Schönwetterwind", des lieben Herrgotts fleißiger Diener, wie man ihn in Schwaben nennt, hat den Himmel blank ausgefegt, nur an den Bergen liegen noch da und dort Nebelstreifen, als wäre es aufgehängtes schneeiges Linnen. Mit jeder vorrückenden Stunde brennt die Sonne heißer hernieder, und wer mittags einen Gang durchs Feld macht, wo keine Ähre in der schwülen Luft sich regt, dem kommt es vor, als sähe er Gras und Feldfrüchte der Ernte entgegenreifen. Und erst die Abende und „mondbeglänzten Zaubernächte" mit ihrer klaren feierlichen Ruhe, von denen der Dichter singt:

„Wann das Glühwürmchen ruhig
Schwimmt in lauer Luft,
Von frisch gemähter Wiese
Wehet des Heues Duft!" —

Unwillkürlich bemächtigt sich jeder Brust eine gehobene Stimmung, ein lebhaftes Dankgefühl für so viel Himmelssegen und doch dabei ein leises Bangen vor Hagelschlag und Ungewitter, das die ganze Herrlichkeit zu verwüsten imstande wäre.

Alle diese Gefühle mußten aber in unseren Voreltern viel lebendiger sein, zu einer Zeit, wo noch jeder freie Mann Besitzer von Feld und Weide war, von deren Erträgnis sein ganzes materielles Wohl abhing. Als obersten Schirmherrn des Ackerbaues verehrten die alten Deutschen Donar. Er verlieh mit segnender Hand Regen und Sonnenschein; im Gewitter aber erblickten die Alten sein furchtbares Zürnen. Was sein feuriger Donnerkeil traf, war eine Beute des Todes. Schon im Frühjahr wurden dem Gewaltigen Bittopfer dargebracht, aber auch zur Zeit der Sonnenwende gedachte man seiner, zum Danke für die in üppigster Fülle heranreifende Saat, und — aus Furcht vor den um die Zeit des Mittsommers häufiger werdenden Gewittern.

So galt das alte Fest eigentlich drei Gottheiten: dem Odin und der Freya — Himmel und Erde — und ihrem Sohne Donar, dem alles zerschmetternden Blitzstrahl.

Mit diesem alten heidnischen Sommerfeste fällt das Geburtsfest Johannis des Täufers, des Vorläufers Christi, zusammen. Nachdem man im Jahre 354 n. Chr. das Weihnachtsfest endgiltig auf den 25. Dezember festgesetzt hatte, ergab sich auf dieser Grundlage das

Datum des Johannisfestes von selbst. Als Ausgangspunkt der Berechnung diente der Spruch Lucas 1. 26: Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott u. s. w.; demgemäß Johannes um sechs Monate früher als Christus in die Welt gekommen, also am 24. resp. 25. Juni geboren sein mußte. Der 24. Juni wurde gewählt, weil der alte römische Kalender für das Sommersolstitium den 24. Juni und für das Wintersolstitium den 25. Dezember bestimmte. Zu dieser Rechnung paßte auch ganz vortrefflich das Wort des Täufers: „Er (Christus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“* Sehr geistreich bemerkt darum Augustinus: „Heute, wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren worden, damit der Mensch erniedrigt werde; an jenem Tag, wo die Tageslänge wieder zunimmt, ist Christus geboren worden, damit Gott erhöhet werde.“ — Im ganzen römisch-heidnischen Abendlande war nun der 24. Juni als Solstitium aestivum ebenfalls ein höchst gefeierter Tag, und da die zum Christentum übergetretenen Heiden nicht so leicht von ihren alten Sitten und Gebräuchen lassen wollten, mußte es der Kirche eine angelegene Sache sein, in dieser Hinsicht schonend zu verfahren, die heidnischen Feste in christliche umzuwandeln und den mit ins Christentum herübergenommenen festlichen Gebräuchen eine christliche Deutung zu geben. Deshalb ward das Fest der Sommersonnenwende in das Geburtsfest Johannes d. T. umgewandelt.

Auffällig ist dabei, daß man zur Feier den Geburtstag des Johannes und nicht wie bei allen übrigen Heiligen den Todestag desselben wählte. Schon dem Augustinus fiel dies auf, und er erklärt diese Ausnahme folgendermaßen: „Die Jünger des Herrn sind, als sie erwachsen waren, von ihm berufen worden, Johannes aber hat seinen Herrn und Meister bereits vor der Geburt begrüßt.“**

Johannes der Täufer ist einer der ältesten Heiligen der Kirche, und seine Bedeutung als Vorläufer des Messias und nicht minder sein tragisches Ende haben ihn dazu gemacht. In der Johanneslegende, die wohl schon anfangs des 3. Jahrhunderts entstanden sein mag, wurde vielfach die Geschichte Johannes des Jüngers mit der seinigen verschmolzen.

In der abendländischen Kirche feiert man den 24. Juni als angeblichen Geburtstag des Täufers, während die morgenländische den 29. August, als mutmaßlichen Todestag desselben, als Festtag

* Johannis 3. 20. ** Vergl. Hom. 292 und Luc. 1. 44.

(Johannis Enthauptung) angenommen hat. Das letztere Datum wurde auf dem zweiten nicäischen Konzil (787) festgesetzt, das erstere dagegen stammt wohl von Papst Bonifacius IV. (610) her. Obgleich schon der Angelsachse Winfried, mit dem natürlich der Johannistag nach Deutschland kam, auf der von ihm 743 abgehaltenen Synode gegen heidnische Bräuche eiferte und manche in das „Verzeichnis abergläubischer und heidnischer Bräuche“ (Indiculus superstitionum) aufnahm, die auf das Johannisfest zu deuten scheinen, so ist die erste christliche Feier des Festes doch erst im Jahre 801 historisch nachzuweisen. In diesem Jahre feierte es Karl d. Gr. zu Ivrea in Italien, und sein Sohn Ludwig der Fromme berief 824 und 831 Reichsversammlungen auf diesen Tag, auf denen er die Streitigkeiten mit seinen Söhnen beilegen wollte. Was den heiligen Johannes selbst betrifft, mag hier noch erwähnt werden, daß wegen des Lammes, das der Täufer (mit Beziehung auf Joh. 1, 29) auf den Schultern trägt, er als Schutzpatron der Lämmer und der Hirten gilt. Wegen des, wie man annahm, selbst verfertigten Kleides von Kamelhaaren verehrten ihn die Schneider als Schutzpatron, und da Hagelwetter um Johanni den Feldern vorzugsweise verderblich sind, mußte er natürlich auch Schutzpatron gegen den Hagel sein. Außerdem ist er der Schutzheilige vieler Städte, wie Amiens, Avignon, Breslau, Florenz, Genua, Ingolstadt, Leipzig, Lübeck, Neapel, Utrecht u. s. w., und vieler Ortschaften im Elsaß, wie Kaufenheim, Obermodern, Lingolsheim, Oberbetschdorf, Biblisheim, Niederhaslach u. s. w. Mehrere Orden haben ihn zum Schutzheiligen, namentlich der nach ihm genannte Johanniter-Orden, der Orden der Klosterfrauen St. Johannis von der Buße, der Orden der Einsiedler St. Johannis, und bekanntlich auch die Freimaurer, die am 24. Juni ihr Johannisfest feiern. Der Name Johannes ist als Taufname sehr gebräuchlich, im Abendland jedoch erst seitdem die Reliquien des Täufers aus dem Orient kamen. Unter der Regierung des Kaisers Julian (361—363) hatte man bei der Zerstörung von Sebaste die Gebeine und den vollkommen unversehrt erhaltenen Kopf des Heiligen gefunden; 1096 wurde die Asche des Leibes nach Genua, und im Anfang des 13. Jahrhunderts das Haupt nach Amiens übergeführt; zahlreiche Reliquien des Johannes werden in vielen Kirchen von Spanien, Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland aufbewahrt. Der Name Johannes, mit Abfall der ersten Silbe und Beibehaltung der Endung hat zu dem Appellativ-Namen

„Hannes", kurzweg „Hans" Anlaß gegeben. Letzterer Name hat seine besondere Bedeutung, zumal wenn er in Verbindung mit anderen Namen gebracht wird.* „Hans und Kunz" sind größere Gruppen gewöhnlicher alltäglicher Menschen; „Großhans und Kleinhans" sind stehende Formeln für einen reichen Mann und dessen Gegensatz; „Hans und Grete" sind schon früh als beliebte Bauern- und Dienstbotennamen gebräuchlich gewesen. Eine niedere Bedeutung hat der Name in gewissen Zusammensetzungen: Fabelhans, Prahlhans, Schmalhans, Schnarchhans, Saufhans, deren Sinn von selbst einleuchtet.

Obgleich die klassischen Völker des Altertums um die Zeit des Mittsommers außer dem Solstitium ein eigentliches Fest nicht feierten, so sind doch manche Gebräuche aus dieser Feier und aus den um diese Zeit begangenen Mysterien auf das Johannisfest übergegangen. Aus der Vermischung der alten römischen und germanischen Gebräuche ist manches Geheimnisvolle entstanden, das sich noch heute an den 24. Juni knüpft. Hierher gehören vor allen Dingen die Johannisfeuer und die Johannistänze. Sie weisen auf den gemeinsamen Ursprung der romanischen und germanischen Völker, auf Indien und Persien, zurück. In Rom drangen sie in das Christentum, und Augustinus sagt schon in einer Predigt zum Feste Johannis: „Gestern Abend brannte die ganze Stadt nach heidnischer Weise voll stinkender Flammen und die ganze Atmosphäre war von Rauch erfüllt." Wenn im allgemeinen in den romanischen Ländern die heidnischen Gebräuche und Sitten mehr und mehr verwischt und in die Kirche übergegangen sind, so finden wir doch noch Spuren des Johannisfeuers in den Pyrenäen,** sowie in den Apenninen. In Paris, Marseille, Aix, Metz und anderen Städten Frankreichs und Lothringens war früher mit der Johannisfeier das Anzünden von großen Holzstößen und Reisighaufen, besonders von Tannenzweigen, verbunden. Ferner liegen Schilderungen ähnlicher Feierlichkeiten aus Venedig, Florenz, Turin und ganz besonders aus Madrid vor. In Spanien, wo der maurische Einfluß das Fest noch erhöht zu haben scheint, wie aus der Irving'schen „Alhambra" hervorgeht, werden am Vorabend des Johannistages

* Siehe Reallexikon der deutschen Altertümer von Dr. Ernst Götzinger, Artikel: Namen.

** Grimm, Myth. I, 555.

Häuser und Türme beleuchtet, und wer es nur irgend aufbringen kann, gibt eine glänzende Abendmahlzeit.

Des Sonnengottes Abbild waren die mit Lindenholz genährten Freudenfeuer, die man am längsten Tage, Sonnenwendelieder singend, umtanzte. Die süßduftende Linde war Freyas Lieblingsbaum; mit seinen Zweigen schmückte man daher auch die Wohnung, und in seinem Abendschatten versammelte sich die Jugend; ungesehen mischte sich dann die Göttin unter die fröhliche Schar und entflammte ihre Herzen zur Liebe.

Auch das Opfermahl fehlte natürlich nicht. Beim Scheine des Freudenfeuers ward es eingenommen, und die besten Stücke des Mahles, vor allem der Kopf des Pferdes, des Lieblingstieres Odins, knisterte dabei in den Flammen. Die Frauen warfen Blumen und Kräuter in dieselben und freuten sich mit, wenn Freya sich an dem duftenden Rauch labte. Die Jugend tanzte einen lustigen Reigen um das Feuer und sprang jubelnd durch dasselbe hindurch, denn es hatte die göttliche Kraft, vor Unglück und Krankheit zu bewahren! In Skandinavien und dem Norden Deutschlands war und ist vielleicht noch heute das Feuerrad Sitte, d. h. es wird ein mit Werg überzogenes und angezündetes Rad von einem Hügel hinabgerollt. Dieselbe Sitte wird auch aus der Gegend von Trier, aus Kärnten und aus dem Elsaß berichtet. In letzterem Lande, woselbst sie Scheibenschlagen genannt wird, weil man brennende Holzscheiben den Berg hinunterrollt, hat sich die Sitte bis auf den heutigen Tag erhalten.* Aus allen Teilen Süddeutschlands liegen ähnliche Berichte vor, und die Johannisfeuer, auch Himmelsfeuer, Sunwend- und Fro- oder Fronfeuer genannt, sind bis zum 12. und 13. Jahrhundert hinauf literarisch zu verfolgen. Häufig erbat man von Kaisern und Königen die Ehre, das Johannisfeuer in ihrer Gegenwart anzuzünden, und die Biographen der Fürsten haben uns mehrfach solche Feuer ausführlich beschrieben. So zündete z. B. 1497 im Beisein des Kaisers Maximilian die schöne Susanne Neithard das Johannisfeuer mit einer Fackel an und tanzte dann mit Maxens Sohn, Philipp von Burgund, den ersten Reigen um die Flamme. Im Jahre 1401 „hat der Hertzog Stephan und sein gemachel und das frawel auf dem margt (zu München) mit den purgerinen" bei dem Johannis-

* Stöber, Alsatia 1851, S. 148 ff.

feuer getanzt, wie eine Münchener Chronik berichtet, und 1578 ließ der Herzog von Liegnitz am Johannisabend ein Freudenfeuer auf dem Kynast halten, wobei er selbst mit seinem Hofe zugegen war. Die Beschreibungen solcher Feiern sind überall ähnlich. Oft wird das Feuer von dem Pfarrer gesegnet, von dem Bürgermeister angezündet und von der ganzen Gemeinde umtanzt, wobei wohl auch gesungen und gebetet wird. Ein solches Gebet ist noch erhalten, es lautet:

„Es geh' hinweg und werd' verbrennt
Mit diesem Kraut all' mein Elend."

Solche zauberkräftige Kräuter waren besonders der sog. Beifuß (Wermut), das Eisenkraut, der Rittersporn, der Bärlapp, auch Johannisgürtel oder Hexenkraut (Lycopodium) und vor allen Dingen das Johanniskraut (Hypericum perforatum). Das Material zu diesen Feuern sammelte die Dorfjugend früher von Haus zu Haus, wobei Lieder und Reime, die auf das Fest Bezug hatten, gesungen wurden. In Bayern und dem angrenzenden Schwaben singt man noch heute:

„Am Pfeit (St. Veit), am Pfeit, am Gloria,
Gennt uns au a Stuirle
Zuo unseres Herrgott's Fuirle,
Scheitle 'raus, Scheitle 'raus,
Geit a guotes Glück in's Haus."

Bisweilen drohen aber die Sammler auch:

„Wöllt ihr uns ka Stuia geb'n,
Sollt a's Joha (übers Jahr) nimma daleb'n."

Von dem zusammengebrachten Holze wird ein Scheiterhaufen errichtet, und so bald es dunkel wird, zündet man denselben an. Nun strömt alles herbei, nur die Geizigen nicht, die kein Holz gegeben haben, denn die Burschen singen:

„Komm niemand zum Johannisfeuer
Ohne Brandsteuer,
Oder — Hut- und Käppelesfeuer!"

und dabei wandert der Hut oder die Kappe des Geizhalses ins Feuer.

Im Elsaß heißt es:

„Wer kein Holz zum Feuer git,
Erreicht das ew'ge Leben nit!"

Ein von Stöber* angeführtes, auf Johanni gesungenes Lied lautet:

„Da kommen wir gegangen,
Mit Spießen und mit Stangen
Und wollen die Eier langen,

* Alsatia 1851.

Feuerrote Blümelein,
An der Erde springt der Wein,
Gebt ihr uns der Eier ein zum Johannisfeuer!"

Man sieht es dem Liede deutlich an, daß es ursprünglich auf Ostern mit seinen Ostereiern und Osterfeuern gedichtet ward, dann aber auf Johannis übertragen worden ist. Eines der letzten bedeutenden Johannisfeuer beschreibt Grimm.* Dasselbe wurde im Jahre 1823 zu Konz, einem lothringischen Dorfe bei Sierck im Kreise Diedenhofen, abgebrannt. „Jedwedes Haus", sagt er, „liefert ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Stromberges, wo sich gegen Abend Männer und Burschen versammeln; Frauen und Mädchen sind beim Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh bewunden, daß gar kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Mitte eine starke, zu beiden Seiten drei Fuß vorstehende Stange gesteckt, welche die Lenker des Rades erfassen; aus dem übrigen Stroh bildet man eine Menge kleiner Fackeln. Auf ein vom Maire zu Sierck (der nach altem Brauch dafür einen Korb Kirschen empfängt) gegebenes Zeichen, erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, das nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jubelgeschrei erhebt sich, alle schwingen Fackeln in die Luft; ein Teil der Männer bleibt oben, ein Teil folgt dem rollenden, bergab zur Mosel geleiteten Feuerrad; oft erlischt es vorher, gelangt es aber brennend in die Flut, so weissagt man daraus eine gesegnete Weinernte."

Ähnliche Johannisfeuer sind noch heute in Schwaben und im Elsaß üblich. Hier heißen sie „Sungihtfeuer" und Stöber erklärt das Wort „giht" von der kreisenden Bewegung hergenommen. Im Unter-Elsaß rollen die Knaben und jungen Burschen noch heute jedes Jahr solche brennenden Scheiben von den Bergen herab, wobei sie singen:

„Ich treibe die Scheibe dem N. oder der N.",

wobei man die Namen derjenigen nennt, denen man eine besondere Ehre erweisen will. Man nennt dies Scheibenschlagen, und in der Gegend von Westhofen, wo man die Scheiben den Geierstein hinabrollt, singt man dabei:

„Schiwälä, Schiwälä rundi Bein,
I schlaa di dem N. N. heim."

* Deutsche Mythologie I., Seite 586.

In anderen Gegenden, besonders in der Nähe von Ulm, singt man:

„Scheib' aus, Scheib' ein
Wem soll die Scheiben sein?
Die Scheibe fliegt wohl über den Rain,
Die Scheibe soll dem N. sein."

Oder:

„Scheib' auf, Scheib' ab,
Die Scheibe geht krumm und grad,
Die Scheibe geht links, geht rechts,
Geht aus und ein,
Geht dem N. zum Fenster hinein."

Dabei nennt der Bursche den Namen dessen, dem zu Ehren er die Scheibe schlagen will. Die erste wird oft der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, die anderen den Vornehmsten des Ortes, guten Freunden, vor allem aber dem holden Schatz. Die Blicke aller Umstehenden folgen dem Flug der Scheibe, die oft funkensprühend einen weiten Bogen beschreibt und unter allerlei Wendungen zu Tal fällt. Gelingt es einem recht schön, so jauchzen die Burschen hell auf, und nicht selten knallen freudig die Böller dazu. Gleich findet sich auch wieder ein Prahlhans, der die Scheibe noch schöner zu treiben wettet, und begibt sich an seine Bank. So geht es ein paar Stunden lang fort. Die Scheiben widmet man aber nicht nur einer Person zur Ehrenbezeugung, auch zur Beschimpfung werden Scheiben geschlagen. Oft kommen dadurch bisher unbekannte schlechte Taten an den Tag und gleichsam vor das öffentliche Volksgericht. Auch wenn einer etwas recht Ungeschicktes angestellt hat, darf er sich gefaßt machen, eine Scheibe zum Präsent zu kriegen und von der ganzen Dorfbewohnerschaft recht tüchtig ausgelacht zu werden. Ja einmal, so erzählt die Sage, hat ein Bursche, dem sein Mädchen untreu geworden, dem Teufel eine Scheibe geschlagen; diese habe mit furchtbarem Zischen und Gestank einen ungeheuren Bogen beschrieben. Die Leute aber sagten, die Seele des Schlägers sei daran gehangen.

Die Johannisbäder scheinen schon in Rom zur Zeit des Augustus üblich gewesen zu sein, denn es wird berichtet, daß die Christen nach abergläubischer Sitte am Tage des Johannes ans Meer gegangen seien, um sich zu baden. In Deutschland und dem Norden waren sie bei der Feier des alten Mittsommerfestes jedenfalls unbekannt, und Grimm hat zweifellos recht, wenn er dort die Einführung derselben dem Christentum zuschreibt. Die ersten Christen schöpften den Brauch aus dem Sonnenkultus des Ostens, mit dem

er ohne Zweifel zusammenhängt und symbolisierten dann dadurch die Johannistaufe. Sehr verbreitet waren im Mittelalter die Johannisbäder in Köln und am ganzen Rhein. Petrarca erwähnt dieselben in einem Briefe aus dem Jahre 1330, und der Straßburger Kirchenkonvent verbot im Jahre 1584 das Baden in der Johannisnacht.

Auch aus dem kleinen elsässischen Badeort Niederbronn wird dergleichen aus alter Zeit berichtet. In einem alten, um die Mitte des 16. Jahrhunderts erschienenen Büchlein lesen wir, daß „umb Johannis-Baptisten alle jar ein große Menge vom Landvolk dahin kommen, so ein tag zwen da geblieben, tag und nacht im Wasser gesessen, in den Burger Hausern dasselbige wärmen lassen, und darein in Bütten gesessen, daß das gantz Dorf voll Badgast und erfüllet gewesen, vermeynend, sie seien das gantz Jahr hernacher von Krankheiten verwaret und sicher."

In der Pfalz, in Rheinhessen wie auch im Elsaß werden vielfach am Johannistage die Brunnen gereinigt. Stöber meint, diese Sitte hänge damit zusammen, das Johanniswasser und den Johannistau für heilkräftig zu halten. Auch glaubt man noch vielfach, in der Johannisnacht könnten Schätze gehoben und Geister gebannt werden. Das Farnkraut soll in der Johannisnacht blühen und dann unsichtbar machen. In Straßburg glaubt man, es sei nicht gut, am Johannistage auf der Ill zu fahren oder sich darin zu baden, da der Tag ein Opfer haben müsse. Dieser Glaube scheint an die alten heidnischen Menschenopfer zu erinnern.

Einen unzweifelhaft nordischen Ursprung hat aber das Trinken der Johannisweine, auch wohl Johannissegen und Johannisminne genannt. Bei ihm treffen christliche Legende und heidnischer Brauch merkwürdig zusammen. Von Johannes (nach einigen ist der Evangelist gemeint) berichtet die Legende, er habe vergifteten Wein getrunken, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, und man schloß daraus, der ihm geheiligte Trunk könne wiederum alle Gefahr der Vergiftung abwenden. Der Liebesgöttin Freya war die heute Johanniskraut genannte Pflanze (Hypericum perforatum) besonders heilig, und bei Vermählungen schmückten sich die Brautleute mit den Zweigen derselben. Als das Christentum die Sitte einführte, den Neuvermählten das Abendmahl zu reichen, mischte man ein Tröpflein des im Fruchtknoten des Hypericum enthaltenen rötlichen Saftes in den Abendmahlwein. Man nannte dies zwar Johannis- oder Marienblut, aber im Grunde war es nichts anderes als eine Huldigung der

Freya, der Beschützerin der Liebenden. Nicht allein Liebende, sondern auch Scheidende, sowie Reisende überhaupt, tranken Johannisweine, die in diesem Falle auch häufig Gertraudensweine hießen. Die h. Gertrud, Tochter des fränkischen Hausmeiers Pipin von Landen, die 659 starb, nahm im Volksglauben überhaupt viele Züge der Frigga in sich auf, und so ging auch das alte nordische „Friggas Skaal", d. i. Friggasminne, auf dieselbe über. Das Trinken der Johannis- resp. Gertraudenminne kommt wohl zuerst im Ruodlieb (2. 162) und im Ereck (Vers 4015) vor, zieht sich dann aber durch die ganze Literatur des Mittelalters hin; besonders häufig erwähnen es Fischart und der Verfasser des Simplicissimus. Grimm* führt an, daß noch heute alljährlich am 27. Dezember — dem Tage des Evangelisten — zu Otbergen bei Hildesheim der vom Priester geweihte Wein als Johannissegen getrunken werde.

Johanniskränze und Johanniskronen nennt man die Blumensträuße, welche man am Johannistage in den Zimmern und an den Häusern aufhängt. Sie sollen Sinnbilder der himmlischen Krone des Märtyrers sein und gegen Krankheiten, allerlei Übel und Zauberei schützen. Will ein holsteinisches Bauernmädchen sich vergewissern, ob sie dereinst mit dem Gegenstand ihrer heimlichen Liebe vereint wird, so bricht sie am Johannisabend zwei Zweige des Johanniskrautes, den einen ein wenig länger als den anderen. Der längere Zweig bedeutet den Schatz, der kürzere sie selbst. Beide Zweige werden jetzt an einem verborgenen Orte stillschweigend in die Spalte eines Balkens unter dem Dache gesteckt. Mit der Spitze nach unten hängend wachsen sie nun bald in allerlei Verschlingungen weiter fort, und aus ihnen deutet man die Zukunft. Vereinigen sich die beiden Spitzen der Zweige, so deutet dies auf Gegenliebe, entfernt sich aber der längere Zweig seitwärts, so ist die Liebe hoffnungslos. Des Verfassers eigene Schwestern steckten in ihrer Jugend eifrigst Johanniskraut; doch schien es ihm, als ob sie dem Kräutlein nur glaubten, wenn es günstig sprach.

Eine eigentümliche Rolle spielt das Johannisfest in der Geschichte des Straßburger Münsters. Am Johannistage 1007 wurde dasselbe von einem Blitzstrahl getroffen und brannte mit einem großen Teil der Stadt nieder. Am Johannistage 1493 vollendete der Baumeister Hans Hültz von Köln die auf der Turmspitze be-

* A. a. O. S. 55.

findliche Bildsäule der Jungfrau Maria, was durch eine große Festlichkeit begangen wurde, wobei die silberne Glocke des Münsters geläutet wurde. Dies Fest wurde mehrere Jahrhunderte hindurch wiederholt, bis die Glocke in der sog. Schwedenzeit eingeschmolzen ward.

Auch Wünschel- und Zauberruten werden an diesem Tage geschnitten, selbst die Johannisbretzel als Überbleibsel alten heidnischen Opfers fehlt nicht.*

Auch in der Witterungskunde spielt das Johannisfest eine große Rolle. Fast überall in Deutschland ist die Redensart bekannt:

„Vor Johanni bitt um Regen,
Nachher kommt er ungelegen."

Solch ein Wetterwechsel ist darum dem Landmann nicht erwünscht, denn:

„Regen am Johannistag,
Nasse Ernte man gewarten mag";

darum soll man vor Johanni nicht allzu sicher auf den Ertrag der Ernte rechnen, was der Marienthaler Kalender so kräftig den Bauern ans Herz zu legen versteht:

„Vor Johanni — hörst de? —
Lobe keine Gerste!"

Besonders auf die Nüsse soll der Johannisregen einen verderblichen Einfluß ausüben:

„Tritt an Johanni Regen ein,
So wird der Nußwachs nicht gedeihn."

Auch in Frankreich und in Belgien glaubt man an diesen den Nüssen schädlichen Johannisregen; in Frankreich gilt die Regel:

„Du jour Saint-Jean la pluie,
Fait la noisette pourrie."
(Am Johannistag Regen
Verdirbt die Nuß.)

und in Belgien heißt es: S'il pleut les pommes seront infestées par les vers, les noix ne seront pas bonnes et les huren (die Herbstzeitlosen) se multiplieront dans les prairies. (Wenn es regnet am Johannistag werden die Äpfel gegen den Frühling faulen, die Nüsse sind nicht gut und die Herbstzeitlosen vermehren sich auf den Wiesen.)

Gutes Wetter hingegen begünstigt das Wachstum der Äpfel und Nüsse, deswegen: „ist Johann heiter, so gibt es viel Haselnüsse und

* Näheres über Johannisaberglauben findet man in dem bekannten Werke Wuttkes über den deutschen Volksglauben der Gegenwart.

die Wiegen werden teuer", weil „wenn die Buben und Mädchen in die Haselnüsse gehen, so gibts viel Kinder". Nach Johanni werden keine Spargeln mehr gestochen und keine Bienenschwärme mehr angenommen. Der Einfluß des Wetters vom 24. Juni erstreckt sich auf verschiedene Gewächse: „Die Zwiebeln auf Johannistag im Beet umgedreht, geraten groß"; der Hebelkalender rät: „Am St. Johannisabend leg die Zwiebeln in ihr kühles Beet". Ferner heißt es: Regnets an Johanni ins Laub, so wird die Buche taub", und

„Zu Johanni klein der Rhein,
Gibts sauren Wein."

Auch den Kuckuck hat man mit dem Johannistag in Verbindung gebracht. Der „Christliche Hausfreund" versichert:

„Wenn der Kuckuck lange nach Johanni schreit,
So rufet er die teure Zeit",

und die „Spinnstube" behauptet:

„Schreit nach Johanni der Kuckuck noch lang,
Wirds dem Bauer um seine Ernte bang."

Sebastian Frank* berichtet als elsässischen Glauben, man solle am Johannistag zwischen 11 und 12 Uhr mittags die Rosen, welche verblüht sind, abbrechen und den Strauch abblättern, so gibt es in demselben Jahre wieder Rosen; auch muß man um dieselbe Zeit junge grüne Nüsse abnehmen, um Nußwasser daraus zu machen.

Aus den meisten dieser Bauernregeln scheint hervorzugehen, daß sie dem Umstande ihre Entstehung verdanken, ein nasser Vorsommer und ein trockener Nachsommer seien der Ernte günstig.

Das Johannisfest der Freimaurer.

Der Freimaurerorden wird von der großen Mehrzahl der außerhalb desselben stehenden Personen für eine religiöse Sekte gehalten und als solche noch heute vielfach bekämpft, ja, er ist seit seinem Bestehen aus diesem Grunde nicht selten verfolgt worden. Wie irrig diese auf Unkenntnis beruhende Ansicht ist, geht außer vielem anderen schon aus einem einzigen Umstande hervor, nämlich aus der Festfeier der Freimaurer. Jede religiöse Sekte, mag sie Namen und Tendenz haben, wie sie will, hat ihre besonderen

* Allerlei Merkwürdiges über Tage und Feste.

Feste, denen sie auch eine ihr eigentümliche Bedeutung beilegt, und in welcher Bedeutung meistens gerade eben ihre Unterscheidung von anderen religiösen Richtungen zum Ausdruck kommt. Die Freimaurerei überläßt es aber jedem ihrer Anhänger, die Feste seiner Konfession zu feiern, denn sie selbst kennt nur ein einziges Fest, den Johannistag. Daß dieser Tag von ihr so besonders ausgezeichnet wird, hat einen doppelten Grund, einen symbolischen und einen historischen. Betrachten wir zunächst den symbolischen. Es ist eine uralte Idee, die aus dem fernen Osten zu uns gekommen zu sein scheint, das Jahr als einen konzentrischen, erweiterten Kreis des Tages anzusehen. Die Tageszeiten Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht stehen dabei den Jahreszeiten gegenüber. So ist die Sommersonnenwende gleichsam der Hochmittag des Jahres, bis wohin die Entwicklung des Lichtes und damit auch die der ganzen Natur immer zunimmt, um von da ab wieder zurückzugehen. Dieser Hochmittag des Jahres ist nun gerade die symbolische Bedeutung des 24. Juni innerhalb der Freimaurerei. Diese, d. h. die Freimaurerei, beruht im wesentlichen bekanntlich auf dem Prinzip der Veredlung und Versittlichung des einzelnen Menschen und der Menschheit. Sie drückt das in ihrer symbolischen Redeweise etwa so aus: Jeder einzelne Mensch ist ein Baustein in dem großen Dome der Menschheit; je ebener und glatter, d. h. je freier von Lastern, Leidenschaften und Fehlern er sich selbst gestaltet, desto geschickter ist er zu der Veredlung des Ganzen, der Menschheit. Diese Veredlung der Menschheit, die harmonische Ausbildung derselben, setzt sie sich als Endziel. Man mag über dieses Endziel und über die Art, wie die Freimaurer es erreichen wollen, denken, wie man will, mag es für eine hohe, erhabene Idee oder für eine bloße Spielerei halten — das gehört nicht hierher, aber in beiden Fällen wird man zugeben müssen, daß gerade das Licht ganz vortrefflich geeignet war, diese hohe Idee oder diese Spielerei zu versinnbildlichen, zu symbolisieren.

Wenn man auch annimmt, daß die Freimaurerei in ihrer jetzigen Organisation nicht über die alte Werkmaurerei der mittelalterlichen Bauhütten hinausreicht,* so reicht sie doch in ihrem Grundgedanken, ihren Grundsätzen und sogar in ihrer Symbolik sehr viel weiter zurück, und die geheimen Gesellschaften in Indien, Ägypten, Griechen-

* Der Abbé Grandidier weist sogar ziemlich wahrscheinlich nach, daß die Freimaurerei überhaupt erst zur Zeit der Erbauung des Straßburger Münsters entstanden sei. Jedenfalls lehnte man ihre Gebräuche damals aber an viel ältere an.

land und Rom sind ohne Zweifel die Vorläuferinnen der heutigen Freimaurerei. Es hat zu allen Zeiten und unter allen Völkern Menschen gegeben, die, nach höherer Erkenntnis strebend als der große Haufe, sich von diesem absonderten und sich gegenseitig unter einander verbanden, um unter gewissen, nur ihnen bekannten Formen und Zeichen ihre Ideen auszutauschen. Die ältesten nachweisbaren Vorläufer in dem angedeuteten Sinne scheinen die indischen Magier gewesen zu sein. Ihre Geheimlehre waren die Mysterien des Mithras. Sie waren im Grunde nichts anderes als ein ausgebreiteter Sonnenkultus und wurden am 24./25. Dezember in dem Augenblick, da der Priester den Aufgang des Sternbildes der Jungfrau wahrnahm, begonnen. Der feierlichste Augenblick war, wenn am Morgen das Sternbild allmählich verblaßte, und die Sonne majestätisch am Himmel aufstieg. Dasselbe Ereignis mußte 6 Monate später, also am 24./25. Juni, in umgekehrter Reihenfolge wieder eintreten. Dann wurden die Mysterien zum zweiten Male gefeiert, das erste Mal gleichsam als der Morgen und das zweite Mal als der Hochmittag des Jahres. Mit Anspielung auf diese Mysterien wird auch noch heute in dem System der Illuminaten* und in dem der strikten Observanz** der letzte Grad der Freimaurerei der „Magier“ genannt.

Aus den Mysterien des Mithras sollen diejenigen des Osiris in Ägypten entstanden sein. Der Osirisdienst war ein vollständiger Lichtkultus. Osiris war Bruder und zugleich Gemahl der Isis. Jener stellte die Sonne, diese die Erde dar, und beiden wurden ähnliche Mysterien gefeiert, wie in Indien und Persien. Die Hauptstätte dieses Kultus war Saïs in Unter-Ägypten. Dort stand der gewaltige Tempel des Osiris und in ihm war der Sitz uralter ägyptischer Priesterweisheit. Über das verschleierte Bild, das an diesem Orte aufbewahrt worden sein soll, gibt es verschiedene Mutmaßungen. Einige meinen, es sei ein prächtiges Bild des Gottes selbst in Menschengestalt gewesen, und andere sind der Ansicht, es sei dem Neugierigen sein eigenes Bild in einem Spiegel gezeigt worden. In beiden Fällen liegt wohl die symbolische Bedeutung des Bildes in dem Selbsterkennen, in den Worten des Dichters, die dem Jüngling, der den Schleier zu lüften suchte, entgegen schallten:

* Der Orden der Illuminaten, d. i. der Erleuchteten, ward 1776 von Adam Weißhaupt, Prof. des kanonischen Rechtes zu Ingolstadt, gegründet.

** Über das System der strikten Observanz vergleiche man Findel, Geschichte der Freimaurerei. Seite 415 ff.

„Das ist die Wahrheit, Wandrer, bete an;
Ich bin, was sein wird, was da war und ist!
Und nimmer ward der Schleier noch gehoben,
Der mich dem Aug' der Sterblichen verschließt!“

Das ist es, die Wahrheit, die ewig gesuchte und nie ganz gefundene! Der ewige und unerforschliche Zusammenhang aller Dinge! Der Wahrheit Abbild ist das Licht. Die Finsternis verschleiert und umhüllt die Wahrheit; der Hochmittag kann sie am ersten offenbaren. Die Sonne ist das allschauende Auge Gottes. Sie bringt alles an den Tag, das Gute und das Böse. So trösten wir uns bei unverschuldetem Leid und Weh, so ruft uns warnend des Gewissens Stimme zu, wenn wir fehlen oder freveln. Und wenn die Welt unter dieser Sonne auch die Wahrheit nicht schauet, in einem anderen Licht, das uns einst aufgehen wird, da werden wir hell und klar sehen, was uns hier gleich einem Bilde von Saïs verborgen bleiben mußte! Das ist ohne Zweifel der Grundgedanke der Sage von dem verschleierten Bilde.

In Griechenland und Rom gelangten die Mysterien bekanntlich zur höchsten Blüte, führten aber auch zugleich zu einer religiösen, geistigen Überreiztheit, und arteten nicht selten in Unsittlichkeit aus. Ein näheres Eingehen auf diese Mysterien würde mich viel zu weit führen, und ich will mich daher darauf beschränken, nur eines hervorzuheben, das nicht so allgemein bekannt ist und mehr als alles andere zeigt, wie tief und innig auch hier die Mysterien mit dem Sonnenkultus verwachsen waren. In den Versammlungszimmern der meisten philosophischen Gesellschaften der Griechen waren, wie Herodot berichtet, kunstvoll gearbeitete Steine mit allerlei rätselhaften Inschriften aufgehängt. Auch führten die Mitglieder solche Steine bei sich. Sie hießen Abraxas und waren das Abbild der Sonne. Dieser Name war mit Rücksicht darauf gewählt, daß die griechischen Buchstaben die Zahl 365, die Tage des Sonnenjahres, ausmachten.

	Übertragen 104
A = 1	x = 60
b = 2	a = 1
r = 100	s = 200
a = 1	———
	Summa 365

Die Steinchen selbst sollten also den Kreislauf des Jahres bedeuten und versinnbildlichen. Bei dem Anblick derselben — und damit man sie immer sähe, trugen die Mitglieder jener Gesellschaften

sie als Amulette um den Hals — sollte sich nach alter Vorschrift ein jeder sagen: „Sei gerecht, du wandelst unter dem Licht der Sonne der Wahrheit wie unter dem Lichte der Natur!“ Diese Abraxas sind ohne Zweifel das Vorbild aller Ordenszeichen geworden, vom persischen Sonnenorden an bis auf das allgemeine Ehrenzeichen. Noch heute herrschen daher bei den Ordenszeichen neben der Form des Kreuzes diejenigen der Sonne und der Sterne vor. Auch in der Freimaurerei haben diese Abraxas, von denen die sog. Bijous der Logen nur Nachbildungen sind, von jeher eine große Rolle gespielt. Gleich den geistlichen und weltlichen Ordensangehörigen tragen die Mitglieder einer jeden Loge solche Ordensabzeichen, zu denen sie auch vielfach das Bild der Sonne wählen. Im Mittelalter gab es sogar eine Art Freimaurer-System, dessen Anhänger sich Chevaliers du Soleil, d. i. Sonnenritter, nannten. Sie trugen, wie sie mit Stolz von sich sagten, die Sonne der Wahrheit auf der Brust. Noch heute haben in der Freimaurerei die Ordensabzeichen ganz dieselbe symbolische Bedeutung. Sie sollen ihren Träger nicht allein als Mitglied des Ordens legitimieren, sondern ihm auch zugleich die hohe, ernste, sittliche Forderung ans Herz legen: „Wandle im Lichte der Wahrheit, wie du im Lichte der Sonne wandelst!“

Neben solcher symbolischen Bedeutung des Johannistages für die Logenmitglieder steht auch noch die historische Bedeutung des Tages. Diese ist eine zweifache. Zunächst feiern sie in dem Johannisfest den Namenstag ihres Patrons, und dann den Stiftungstag ihres Bundes.

Was den Patron der Freimaurer anbetrifft, so ist man schon sehr früh darüber in Streit geraten, welche von den beiden in der Bibel vorkommenden Personen namens Johannes die richtige ist, ob Johannes der Täufer oder Johannes der Apostel. Die im Orient entstandenen Ritterorden, besonders die Johanniter, sind ohne Zweifel für manche Freimaurersysteme das Vorbild geworden. Sie hatten Johannes den Apostel zum Patron, und dieser eignete sich ohnehin durch die ihm zugeschriebene Offenbarung sehr zum Patron geheimer Gesellschaften. Der weitaus größte Teil der Freimaurer betrachtet aber Johannes den Täufer als den eigentlichen Patron und feiert an dessen Namenstag sein einziges Jahresfest. Im Grunde kann es ja auch ganz einerlei sein, ob und wie viele französische, schottische und schwedische Systeme den Apostel als Patron feiern, während die deutschen Johannislogen dem Täufer solche Ehre erweisen. Es

kommt nur die Frage in Betracht: was macht sie beide dieser Ehre würdig? Johannes der Apostel ist derjenige Jünger des Herrn, der an seiner Brust lag, der immer um ihn war, ist derjenige, zu dem sein sterbender Meister sprach: „Weib, siehe, das ist Dein Sohn; Sohn, siehe, das ist Deine Mutter!“ Er ist derjenige Apostel, der, als er, wie die Tradition berichtet, sich in Ephesus in den Tempel tragen ließ, immer nur das eine schöne Wort wiederholte: „Kindlein, liebet Euch untereinander!“ Er ist endlich auch derjenige, den Domitian, weil er seinen Glauben nicht verleugnen wollte, in siedendes Öl werfen ließ. So also ist Johannes der Apostel die Verkörperung der Liebe und Treue; der Liebe, die getreu ist bis in den Tod. Johannes den Täufer zeichnet einerseits seine stille, bescheidene, anspruchslose Persönlichkeit, wie sie uns in der Bibel besonders da entgegentritt, wo er sich mit dem kommenden Größeren vergleicht, und andererseits seine unerschütterliche Festigkeit und seine Treue bis zum Tode aus. Für die Freimaurerei hat er aber noch eine besondere Bedeutung. Er war, wenigstens zur Zeit Christi, der erste und einzige unter allen Juden, der den Bann des auf ihnen lastenden Vorurteils durchbrach. Auf seinen Stammbaum pochte das Volk, Abrahams Kinder und Erben wollten sie sein; stolz nannten sie sich die Auserwählten des Herrn. Er aber rief ihnen zu: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn Euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Das war hart, aber es war Wahrheit. Als solcher Wahrheitsprediger steht Johannes da, gleichsam als eine hell leuchtende Sonne in der dunkeln Zeit seines Volkes, und als solchen betrachtet ihn der Freimaurerbund.

Auch als Stiftungstag dieses Bundes ist der 24. Juni von großer Wichtigkeit. Es hat damit folgende Bewandtnis: Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bestanden in London vier Baugewerkslogen, die ihren Ursprung auf Christoph Wren, den genialen Erbauer der St. Paulskirche in London, zurückführten. Nach dem alten Konstitutionsbuche von Jakob Anderson aus dem Jahre 1723 waren dies folgende Logen oder Bauhütten: 1) Die in dem Bierhause „Zur Gans und Rost“ in St. Pauls-Church-Yard; 2) die im Bierhause „Zur Krone“ in Parkers-Lane, nicht weit von Drury-Lane; 3) die im Weinhause „Zum Apfelbaum“ in Charlesstreet bei Coventgarden; 4) die im Weinhause „Zum Römer und Trauben“ in Channel Row zu Westminster. Diese vier Logen versammelten sich am Tage Johannis des Täufers 1717 im Bierhause „Zur Gans

und Rost" und erwählten den ältesten Maurermeister (jetzt Meister einer Loge) zum Vorsitzenden. Dies war Anton Sayer, und er gilt seitdem als der erste Großmeister der vereinigten Logen. Unter seinem Vorsitz beschloß die Versammlung, alljährlich am Johannistage zusammen zu kommen und das Fest der Wiederaufrichtung der alten Bauhütten zu feiern. Die ebenfalls eingeführten vierteljährlichen Zusammenkünfte wurden den einzelnen Logen überlassen. Die Wahl des Johannistages als Stiftungsfest geschah natürlich mit Rücksicht auf die dem Bunde zugrunde liegende Symbolik des Lichtes, wie solches bereits im Jahre 1718 bei der Neuwahl des Großmeisters hervorgehoben wurde. An die Spitze des Londoner Ausschusses sämtlicher Londoner Logen kamen damals der Altertumsforscher George Payne und der Theologe Dr. James Anderson. In dem von ihm, bezw. dem Überarbeiter seines Konstitutionsbuches, diesem letzteren angehängten Verzeichnis der Logen in und um London werden bereits bis zum Jahre 1723 im ganzen 25 Logen aufgeführt, und 1740, dem Jahre der Überarbeitung, betrug ihre Zahl nicht weniger als 115.

Es ist leicht begreiflich, daß manche Gebräuche des alten Mittsommerfestes und des Johannistages, den übrigens auch schon die Steinmetzen feierten, auf das Freimaurerfest übergingen. Hierher gehört vor allem das Tragen der Rosen. Diese Blume war schon der alten heidnischen Freya geheiligt, und als sie dem Christentum weichen mußte, trat an ihre Stelle die Himmelskönigin Maria als Rosenkönigin. Ihr zu Ehren erbaute man stolze Dome und krönte die himmelanstrebenden Türme mit einer Rose. Warum sollten die Meister dieser herrlichen Bauwerke nicht auch ihre Brust mit diesem Sinnbilde schmücken?

Den alten Steinmetzen machten es die Freimaurer nach, und noch heute tragen sie an ihrem einzigen Festtage, dem Johannistage, drei verschiedenfarbige Rosen, eine weiße, eine violette und eine rote. Auch in der Wahl der Farben liegt eine tiefe Symbolik. Weiß ist die Farbe des Friedens; wo sie als Fahne weht, hört jeglicher Kampf auf. Blau ist der Himmel, der die ganze Erde umspannt, und zugleich ist es das Symbol der Treue. Rot ist die Farbe des Blutes und der Liebe. Diese drei Tugenden sollen die Rosen versinnbildlichen und ihre Träger daran erinnern, daß sie sich die Aufgabe gestellt haben, Kampf und Zwietracht zu hindern, Liebe zu üben und Treue zu halten.

Mariä Himmelfahrt.

Dieses in der katholischen Kirche so wichtige Fest soll einer alten Tradition zufolge bereits zur Zeit der Apostel eingesetzt und gefeiert worden sein. Es wäre somit das älteste aller christlichen Feste, da wir von irgend welcher Feier anderer christlicher Feste zu apostolischer Zeit keinerlei sichere Nachricht haben. Es handelt sich hier aber eben auch nur um eine Tradition. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem Tode der Maria. Hier heißt es, nachdem Christus sie vom Kreuze herab seinem Lieblingsjünger Johannes übergeben hatte, habe sie noch 23 Jahre bei diesem gelebt und sei 57 Jahre nach der Geburt des Heilands im Alter von 72 Jahren zu Ephesus, wo Johannes Bischof war, gestorben und begraben. Dieser Tradition steht eine andere, aber wohl jüngere, gegenüber, nach welcher die Mutter des Herrn in Jerusalem gestorben und in Gethsemane begraben sein soll. An beiden Stellen wird ihr Grab gezeigt, doch ließ der oströmische Kaiser Marcianus (450—457) ihre Gebeine von Gethsemane nach Konstantinopel bringen. Beide Meinungen über den Tod der Maria standen bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts in gleichem Ansehen; die erstere war jedoch mehr im Abendlande und die letztere im Morgenlande verbreitet. Hier wie dort feierte man auch schon vor Beginn des 5. Jahrhunderts das Fest der Entschlafung der Maria (Festum dormitionis Mariae), und die griechische Kirche hat es noch auf dieser Grundlage, die ihm der Kaiser Mauritius (582—602) gegeben hat, bis heute beibehalten.

Auch im Volksmunde wird das Fest noch vielfach „Mariä-Schlaf" genannt. Verschiedene noch erhaltene Predigten des Kirchenvaters Epiphanius († 403) deuten indes darauf hin, daß schon im 4. bezw. 3. Jahrhundert vielfach die Meinung verbreitet war, die Mutter des Herrn sei überhaupt gar nicht gestorben und begraben, sondern ebenso glorreich von der Welt geschieden, wie ihr Sohn. Diese Ansicht ward zuerst von dem erwähnten Epiphanius ausgesprochen und stützte sich außer der erwähnten Tradition auch auf den Spruch Offenbarung Johannis 12. 13, 14, in welchem von dem Weibe, das das Knäblein geboren hatte, gesagt wird, daß ihm zween Flügel gegeben wurden, wie die eines Adlers, damit es dem Drachen, der es verfolgte, entflöhe. Epiphanius meinte aber, er wolle es unentschieden lassen, ob Maria unsterblich geblieben, oder

ob sie gestorben sei. Ganz entschieden trat aber das zu Anfang des 5. Jahrhunderts erschienene Buch Transitus Mariae, das später zu der bekannten Legende vom Tode der Maria bearbeitet wurde, für die Unsterblichkeit der Muttergottes ein. Papst Gelasius (492 bis 496) erklärte das Buch zwar für unecht, aber bereits zur Zeit des fränkischen Geschichtsschreibers Gregor von Tours (540 bis 594) war die Legende vom Tode der Maria und deren Himmelfahrt völlig ausgebildet und wahrscheinlich auch schon als Dogma angenommen. Er berichtet über beide folgendermaßen: „Als Maria am Ende ihrer irdischen Laufbahn war, versammelten sich, durch göttliche Eingebung belehrt, alle Apostel aus allen Weltteilen in ihrem Hause zu Jerusalem und wachten und beteten bei ihr. Und siehe! Da kam Jesus mit seinen Engeln, nahm ihre Seele und übergab sie dem Erzengel Michael; die Apostel aber brachten den entseelten Leichnam am anderen Morgen in das Grab. Während sie aber noch dabei standen, erschien wiederum der Herr, nahm den Leichnam in einer Wolke mit und ließ ihn ins Paradies bringen, wo die Seele wieder mit ihm vereinigt ward."

Es scheint hiernach das Dogma von der Himmelfahrt Mariä also zuerst in der fränkischen Kirche aufgekommen zu sein. Von einer Feier dieser Himmelfahrt ist zwar nicht besonders die Rede, aber es liegt ganz im Geiste der fränkischen Kirche, deren, wie ganz Frankreichs, Schutzpatronin die h. Jungfrau war, wenn auch dieser wichtige Tag festlich begangen wurde. Die Schriftsteller jener Zeit betrachten dies wohl als so selbstverständlich, daß sie gar kein Wort darüber verlieren. In Deutschland wurde das Fest auf der Mainzer Synode (813) und auf dem Aachener Konzil (818) eingeführt und der 15. August als Festum Assumptionis S. Mariae eingeführt. Merkwürdiger Weise ward es in Rom selbst noch später, nämlich erst vom Papst Leo IV. (847—855), allgemein eingeführt. Das Fest fand aber bald sehr großen Anklang, denn um 1072 trug schon Petrus Damiani kein Bedenken mehr, der Himmelfahrt Mariä vor der des Herrn den Vorzug zu geben; denn bei letzterer seien nur die Engel entgegengekommen, bei ersterer aber Christus mit allen himmlischen Heerscharen und allen Seligen.

Seit jener Zeit gilt das Fest in der römisch-katholischen Kirche allgemein als eines der höchsten. Auch über den Tag der Feier war man sich vorerst noch nicht einig. In der fränkischen Kirche, und in Übereinstimmung damit wohl auch in Deutschland, feierte

man es anfangs am 18. Januar, in Rom aber wählte man nach der erwähnten Legende, die den Tod auf den 13. und die Himmelfahrt auf den 15. August ansetzt, dieses Datum.

Die Jungfrau Maria ist, wie schon erwähnt, die Schutzpatronin Frankreichs, und deshalb ist ihr Himmelfahrtstag dort auch von jeher ganz besonders feierlich begangen worden. Napoleon I. hatte daher, als er seinen Geburtstag, der, wie vielfach behauptet wird, eigentlich auf den 5. Februar 1768 fiel, auf den 15. August desselben Jahres verlegte, einen doppelten Zweck im Auge. Einmal erschien er dadurch als geborener Franzose, da Korsika erst im Juli 1768 französisch ward, und andererseits verband er dadurch seinen Geburtstag zugleich mit einem kirchlich-nationalen Feiertage. Dieser Umstand hat dem Tage im Elsaß sogar den Namen Napoleonstag eingetragen.

Mit dem Feste Mariä Himmelfahrt ist in der katholischen Kirche die Weihe der Kräuter verbunden, d. h. es werden in der Kirche Büschel von Kräutern und Kornähren gesegnet und dann aufbewahrt, um sie einerseits als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten und Schmerzen zu verwenden, andererseits auch als Schutzmittel bei Gewittern zu gebrauchen. Diese geweihten Kräuterbüschel werden Marienwische oder Würzwische genannt, und davon hat das ganze Fest den volkstümlichen Namen „Unserer Frauen Würzweihe". Die Kräuterbüschel, welche in einigen Gegenden 9, in anderen sogar 77 verschiedene Kräuter enthalten müssen, unter denen namentlich die Königskerze oder Himmelsbrand (Verbascum thapsus) nicht fehlen darf, werden am vorhergehenden Donnerstag bei Sonnenaufgang gepflückt, und zwar ohne daß dabei ein Messer angewendet werden darf. Bei herannahendem Gewitter wirft man dann einige Blätter und Stengel derselben in das Herdfeuer und der Rauch soll die Kraft besitzen, das Einschlagen des Blitzes zu verhindern. Die verschiedenen Erklärungen dieses Gebrauches gehen weit auseinander. Einige leiten denselben von Freya, der Mutter des Donnergottes Thor, her, andere dagegen glauben bis auf Isis, Athene oder Minerva zurückgehen zu sollen. In Wirklichkeit verhält sich die Sache wohl so: Die Hitze des August erzeugte in Ägypten zahlreiche Krankheiten, gegen die man die Hilfe der Isis anrief. Sie erhielt davon sogar den Beinamen Isis soteira, d. h. die heilende Isis. In Griechenland ging diese Isis dann in die Athene hygieia, und diese später in Rom in die Minerva medica auf. Mit Einführung des Christen-

tums in Griechenland und Rom verschwanden natürlich Athene und Minerva. Das Volk betete nicht mehr zu ihnen als schmerzstillende und Leiden lindernde Göttinnen, sondern zur Jungfrau Maria. Sie trat gleichsam an ihre Stelle. Die Gebräuche bezüglich der heilenden Kräuter hielten sich selbstverständlich länger, nur wandte man sie nicht mehr auf die heidnischen Göttinnen, sondern auf Maria an. Ähnlich ging es bei Einführung des Christentums in Deutschland. In alten deutschen Urkunden heißt deshalb der Himmelfahrtstag der Maria häufig der Kräutertag.

Die Stadt Würzburg, in der Mariä Himmelfahrt früher wahrscheinlich sehr feierlich begangen wurde, erhielt davon im 12. Jahrhundert sogar den Namen Kräuterstadt (Herbipolis), wie denn auch der jetzige Name von der Würzweihe abgeleitet wird. Die Kirche hat eine, wenn auch nicht historische, doch sehr sinnige Erklärung der Sitte in der Legende. Sie sagt, als die Apostel und Jünger am dritten Tage nach der Bestattung der h. Jungfrau zu ihrer Gruft kamen, um ihren Leichnam noch einmal zu sehen, fanden sie die Stätte leer, aber voll duftender Blumen und Kräuter. In dieser Legende haben wir die Übertragung der Kräuterweihe als Erinnerung an die Muttergottes vor uns.

Nach einer Schilderung im „Morgenblatt" (1842, Seite 866) wurden damals in Italien, besonders zu Messina, die Sterbe- und Himmelfahrtsszenen der Maria sehr dramatisch dargestellt. In einem hohen Holzgestell, das durch einen Mittelboden in zwei Etagen geteilt war, erblickte man im unteren Stock Maria auf dem Sterbebette. Die letztere wurde von einem jungen Mädchen im Leichentuche dargestellt, das von 12 jungen Burschen, die die Apostel vorstellten, umgeben war. Im oberen Stocke bewegten sich, durch Räderwerk getrieben und aus Holz geschnitzt, Sonne, Mond und Sterne. Silbernes Florgewebe und ein himmelblauer Vorhang stellten den Himmel und die Wolken dar. Eine Anzahl als Engel gekleideter Kinder, mit Flügeln von Goldpapier, war überall postiert und der Sicherheit halber festgebunden. Die gen Himmel fahrende Maria, die nach einigen durch ein junges Mädchen, nach anderen durch eine Holzfigur dargestellt wurde, schwebte außerhalb des sehr hohen Gerüstes, von den Armen eines kräftigen Mannes, der den sie zu sich ziehenden Gott Vater vorstellte, gehalten. Das Ganze ruhte auf Rädern und wurde in feierlicher Prozession unter Begleitung von Vertretern aller geistlichen und weltlichen Behörden an einem

langen Seile von Hunderten von Männern durch die Straßen der Stadt gezogen. Jetzt ist dieser Brauch, wie in anderen Städten, in eine einfache Prozession verwandelt worden, bei der alle Marienbilder mit Blumen und Lichtern geschmückt sind. Am großartigsten gestaltet sich gegenwärtig die Feier von Mariä Himmelfahrt in Rom, Paris und Antwerpen, und in Deutschland zu Köln und Würzburg. Hier ist die Jungfrau Maria zugleich Patronin, Schutzheilige der Stadt, und ihr Tag ist deshalb mehr oder weniger zu einem Volksfeste geworden. Ähnlich verhält es sich ohne Zweifel mit den von Reinsberg-Düringsfeld* beschriebenen volkstümlichen Festen, sofern sie noch irgend welche kirchliche Beziehungen auf die Jungfrau Maria haben. Bei manchen, z. B. bei dem Holzäpfeltanz zu Heidelberg, ist übrigens ein Anklang an den altgermanischen Baumkultus nicht zu verkennen.

Wegen der Kräuterweihe ist Mariä Himmelfahrt von jeher ein Hauptfest der Apotheker und Drogisten, bezw. Herboristen gewesen. Nicht minder wichtig war dasselbe für die Gärtner und Blumenhändler, die ja ohnedies die Ausschmückung der Kirchen 2c. besorgten. Auch die meistens aus Kräutern bereiteten Gewürze, Spezereien und Parfümerien sah man als unter der besonderen Obhut der h. Jungfrau stehend an. Daher kam es, daß auch die Gewürzkrämer und Parfümeure sie als ihre Patronin betrachteten und Mariä Himmelfahrt zu ihrem besonderen Feste erhoben.

Die Himmelfahrt Christi ist für die strenggläubige Richtung der protestantischen Kirche die Rückkehr des Sohnes in den Schoß des Vaters; sie schließt sozusagen das ganze Erlösungswerk ab, ist die Krönung des großen Gotteswerkes. Gerade so ist auch in der Mutterkirche das Fest der Himmelfahrt der Maria der eigentliche Schlußstein in dem ganzen Marienkultus.

„Selig ist der Leib, der Dich getragen hat, und die Brüste, die Du gesogen hast!“ In diesem der Andacht in der katholischen Kirche zugrunde gelegten Spruche liegt für sie die kirchliche Bedeutung des Festes. In dem folgenden Verse aber antwortet der Herr auf diese Seligpreisung mit einer anderen: „Ja, selig sind die Gottes Wort hören und bewahren!“ In diesem Worte liegt die ernste sittliche Forderung, die das Fest wie jedes andere stellt, und diese Forderung ist, meinen wir, an alle, ohne Unterschied der Konfession, gerichtet.

---

* A. a. O., Seite 294 ff.

Der Peter-Paulstag.

Der 19. Juni ist neben dem 26. Juni der einzige Tag des ganzen Jahres, der zwei Heiligen zugleich gewidmet ist, und dies sind noch dazu die beiden hervorragendsten Träger des alten apostolischen Christentums, nämlich die Apostel Petrus und Paulus. Die christliche Legende behauptet, beide Apostel hätten an einem und demselben Tage (29. Juni) des Jahres 67 n. Chr. zu Rom den Märtyrertod erlitten, und zwar Petrus am Kreuze, Paulus dagegen durch das Schwert. Aus diesem Grunde ward auch beiden gemeinschaftlich das obige Datum als Gedächtnistag angewiesen. Schon zur Zeit des Ambrosius († 397) wurde diese gemeinschaftliche Feier seitens der abendländischen Kirche mit großer Festlichkeit begangen, und der römisch-christliche Dichter Prudentius († 413) erzählt, daß zu seiner Zeit der Papst zwei gleichzeitige feierliche Messen anordnete, und zwar die eine in der Peterskirche im Vatikan, die andere in der Pauluskirche; ja, der Kirchenvater Augustinus († 430) handelt schon in seiner 298. Predigt von diesem Doppelfeste, das nach seiner Meinung nicht eifrig genug gefeiert wurde. Im Orient führte es Kaiser Anastasius I. 496 ein.*

Trotzdem ausdrücklich immer die Gemeinsamkeit des Festes betont wurde, konnte es doch nicht fehlen, daß die römische Kirche mit besonderer Vorliebe sich ihrem Schutzpatron Petrus zuwandte; daher ordnete Gregor d. Gr. an, daß, „da beide Feste an Größe und Wichtigkeit einander ganz gleich wären, zwei Tage zu feiern seien, weil ein Tag die Freude über beide Apostelfürsten nicht zu fassen vermöge". Dem Apostel Petrus und der ihm verliehenen Schlüsselgewalt ward der 29. und dem Paulus der 30. Juni geweiht. Nork** meint allerdings etwas hämisch, dies sei geschehen, damit der Papst, der am Peter-Paulsfest selbst zelebriert, nicht zwei Messen an einem Tage zu lesen brauche. Wie dem auch sei, der Name Peter-Paulstag ist dem 29. Juni bis heute verblieben.

Die Feier des Tages ist innerhalb der katholischen Kirche eine sehr pomphafte, besonders in Rom, wo eine prächtige Illumination der Peterskirche mit 44000 Lampen und 784 Fackeln — die Zahlen gibt Alt, a. a. O., ohne sie zu begründen; ich vermute, daß sie sich

* Alt a. a. O. II, S. 80. ** A. a. O. Seite 448.

auf die Anzahl der Diözesen und Gemeinden beziehen — stattfindet. Nach beendigter Messe erteilte früher der Papst der Stadt und dem Erdkreis (Urbi et Orbi) unter dem Donner der Geschütze den Segen, und eine allgemeine Illumination und ein Feuerwerk auf dem Petersplatz schlossen die solenne Feier. Das letztere sollte den Römern wohl die dort unbekannten Johannisfeuer ersetzen. Seit Aufhebung des Kirchenstaates ist die Feier mehr auf den Vatikan beschränkt.

Die Lebensläufe der beiden Heiligen sind zur Genüge bekannt und können hier füglich übergangen werden. Petrus hieß eigentlich Simon, und zwar zur Unterscheidung Sohn des Jona (Bar Jona); der Beiname Kephas ist syrisch und heißt, gleich wie die griechische Übersetzung Petrus, der Fels. Aus der Ähnlichkeit der Namen Jonas und Janus, dem Jahresgott, will Nork a. a. O. den Schluß ziehen, er, d. h. Petrus, sei deshalb an die Stelle desselben gerückt und Schutzpatron der Stadt Rom geworden. Das Hauptattribut des Janus war der Schlüssel, als des Pförtners des Jahres, bei Petrus wurde er zum Himmelsschlüssel. Auf alten Janusmünzen ist eine Barke abgebildet, auch Petrus hat als Menschenfischer ein Boot als Attribut. Bei beiden soll es auf den Nachen des Charon, des Fährmanns der Unterwelt, deuten. Sehr häufig findet man das Fischerboot auf Siegeln der Päpste Nicolaus V. (1455) und Alexanders VI. (1503). Auch der Hahn ist ein beiden gemeinschaftliches Attribut, bei Janus deutete er auf den Morgen des neuen Jahres, bei Petrus auf das Anbrechen des christlichen Morgens. In letzterer Bedeutung ist er auch als Verkünder des christlichen Morgens auf die Kirchtürme übergegangen. Auch der Stab des Janus ist in dem bischöflichen Krummstab wiederzuerkennen. Janus ward nicht nur als doppelköpfig, sondern auch als Zwillinge dargestellt, und diese Zwillinge wurden Petrus und Paulus. So argumentiert Nork, und führt als seinen Gewährsmann den römisch-christlichen Grammatiker Macrobius an. Es hätte analog dem 1. Januar der Peter-Paulstag hiernach eigentlich auf den 1. Juli, als den Anfang der zweiten Jahreshälfte, fallen müssen; ein triftiger Grund für diese Abweichung ist uns nicht bekannt.

Der Peter-Paulstag fällt in eine gewöhnlich gewitterreiche Zeit; Peter und Paul sind daher die Schutzpatrone gegen Hagel und Gewitter geworden. Darum sagen die Schwarzwälder warnend:

„Wer nicht feiert Peter und Paol (Paul),
Den trifft der Straol (Strahl)!“

oder: „Wer mäht an Peter und Paol
Den trifft der Straol!“

Etwas derb sagt man in Norddeutschland, wo man die Heilig-
it der beiden nicht sonderlich achtet:

„Nach Peter und Paul
Werden die Mäher faul“.

Das deutet wohl an, daß vor dem 1. Juli das Grasmähen be-
det sein muß, und verweist zugleich auf die große Hitze des Juli-
onats, die träge macht. Einen eigentümlichen Aberglauben
richtet Reinsberg-Düringsfeld* vom Peter-Paulstage,
mlich, daß unser Herrgott an diesem Tage drei Opfer ver-
nge: eines durch den Blitz, eines durch Wasser und eines durch
lbstmord. Der Aberglaube scheint indessen sehr lokaler Natur
sein (wo?) und beruht vielleicht auf einer Verwechslung mit
hannes und Paulus (26. Juni), die zuweilen die Wetterheiligen
nannt werden.

Der Lambertustag.

„Es schickt der Herr den Jochen aus,
Er soll den Hafer schneiden;
Der Jochen schneid't den Hafer nicht
Und kommt auch nicht zu Haus“ u. s. w.

o singen im Herbst, besonders gegen Ende September, in Nord-
deutschland die Kinder, wenn sie des Abends vor der Tür
en oder durch die Straßen ziehen. Der Name Jochen ist spezifisch
rdalbingisch und hauptsächlich in Holstein und Mecklenburg üblich,
wird daher beim Singen des Liedes in anderen Gegenden durch
ct gebräuchlichere ersetzt. Eigentlich sollte es aber dabei nicht
chen, sondern Lambert heißen, denn diesem Heiligen ist das Lied
sprünglich gewidmet und gehört zu den sog. Lambertusliedern.
Hören wir zunächst einige Worte über den h. Lambertus selbst:
war der Legende zufolge** vornehmer Leute Kind zu Mastricht,
er um die Mitte des 7. Jahrhunderts lebte und die wilden Be-
hner der Maasgegend zum Christentum belehrte. Der damalige
herrscher des Frankenreiches, Pipin, hatte seine rechtmäßige Ge-
hlin verstoßen und wollte sich mit einer gewissen Algaide ver-

* A. a. C. S. 1[illegible]. ** Bolland V., 518 ff.

mählen. Da der sittenstrenge Lambertus nicht in diese Verbindung willigen wollte, ließ man ihn, während er Messe las, ermorden. Algaide saß am Fenster des Palastes und erwartete die Mörder, aber statt ihrer kamen vier Blutstropfen durch die Luft und fielen auf die Fensterbrüstung nieder, von wo man sie vergebens wegzuwischen suchte. Sie sollen noch alljährlich am 17. September, dem Lambertustage, den gläubigen Verehrern des Heiligen auf einem Steine in der Lambertuskapelle zu Lüttich, wohin deren Leichnam später gebracht wurde, gezeigt werden. Soweit die Legende.

Mit dem Lambertustage sind noch verschiedene alte Gebräuche verbunden, und auf einen derselben bezieht sich das obige Lied vom ungehorsamen Jochen. Es sucht nämlich jeder Bauer bis zum Lambertustage mit dem Mähen des Getreides fertig zu werden, und da in den Gegenden, wo der Heilige besonders verehrt wird, was natürlich überall der Fall ist, wo die Legende ihm eine Wirksamkeit anweist, der Hafer das letzte Getreide ist, so wird die letzte Garbe ihm geweiht, und man bezeichnet sie als die „Haferbraut".

Wie kommt nun aber der strenge Heilige zu einer Braut und noch dazu zu einer so sonderbaren, und welche Bewandtnis hat es überhaupt mit dieser Haferbraut? Wir wollen die zweite Frage zuerst beantworten. Ein Blick in den Kalender zeigt uns, daß außer dem Fest der Geburt Mariä (8. Sept.) der Lambertus- und der Michaelistag die einzigen Tage des Monats September sind, die einigermaßen bekannten Heiligen als Festtage geweiht sind. Auf diese beiden Tage ging deshalb das alte heidnische Wodansfest, das die Germanen um die Zeit der Tagundnachtgleiche feierten, über. Wie das Wodansfest schon im Heidentum vorzugsweise ein Erntefest war, so ist das Lambertusfest da, wo es noch heute als Volksfest gefeiert wird, — und das ist besonders am Niederrhein und in Westfalen der Fall, — ebenfalls ein Erntefest. Das ergibt sich schon aus der Art seiner Feier. Es wird nämlich, wenn der letzte Hafer gemäht ist, diejenige Magd, die zuletzt mit dem Garbenbinden fertig ist, von unten bis oben mit Hafer, resp. mit Haferstroh eingehüllt und nun unter dem Gelächter der Schnitter und Schnitterinnen nach Haus geleitet. Dort wird ein Tanz aufgeführt, bei dem man der Haferbraut nach und nach ein Haferbüschel nach dem anderen abreißt. Häufig muß auch die Magd aus der letzten Hafergarbe eine Puppe anfertigen, die dann unter Absingen des obigen Liedes zerrupft wird. Auch die Puppe führt den Namen Haferbraut.

Bei dem Abreißen der Haferbüschel sang man das anfangs zitierte Lied, in welchem dem faulen Jochen ein Pudel, ein Knüppel, das Feuer, das Wasser, ein Ochse, ein Schlächter und zuletzt der Teufel (zuweilen allerdings auch der Herr, d. i. der Bauer selber) folgt, der sie alle holen soll. Nun werden die Faulen auf einmal alle fleißig, und der Schluß des Liedes lautet daher:

„Der Ochse sauft das Wasser,
Das Wasser löscht das Feuer,
Das Feuer brennt den Prügel,
Der Prügel prügelt Pudel,
Pudel beißt den Jochen,
Jochen schneid't den Hafer
Und kommt nun auch nach Haus."

Beim Absingen dieses Schlusses, bei dem jedesmal die betreffenden Gebärden des Saufens, Löschens, Beißens u. s. w. ausgeführt werden, wird die Haferbraut zerrissen. In dieser Ausführlichkeit dürfte die Sitte wohl kaum irgendwo mehr vorkommen, aber Ähnliches wird noch heute aus der Provinz Sachsen, aus Pommern und dem Oderbruch gemeldet.* Vielfach ist die Sitte dabei allerdings auch auf den Michaelistag, als das eigentliche Erntefest, übergegangen.

Eine andere Sitte ist die, am Lambertustage mit brennenden Lampen, Lichtern und Papierlaternen umherzugehen und dabei allerlei sonderbare Reime zu singen. Der sonderbarste ist wohl derjenige, welcher beginnt: Sonne, Mond und Sterne, ich geh' mit meiner Laterne u. s. w. Oder auch:

„Lambertus schall leben,
He het uns so lev;
De dat nich will glöben,
De is 'n rechten Slef (Tölpel)."

Diese Sitte, die hauptsächlich in Westfalen in der Gegend von Münster zu Hause ist, scheint der Überrest einer alten, mittelalterlichen Prozession zu sein. In Münster, wo die größte und schönste Kirche dem h. Lambertus geweiht ist, fand dieselbe noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts statt und wurde, namentlich im Mittelalter, mit großem Gepränge gefeiert. Lange Züge von Kapuzinern, Observanten, Dominikanern und Minoriten folgten der Prozession. Des Abends wurde die ganze Stadt illuminiert, und wenn sich der Umzug bis zum Abend ausdehnte, folgte jung und alt demselben

* Vergl. Nork, Festkalender, Seite 567.

mit Fackeln und Windlichtern. Auf dem Markte ward eine ganze Pyramide von farbigen Windlichtern erbaut, die man Lieder singend umtanzte. Zu diesen Liedern mag auch das von Sonne, Mond und Sternen gehört haben, das die Kinder noch heute singen, und dessen weiterer Inhalt verloren gegangen zu sein scheint.

Es gibt aber noch eine zweite Erklärung für den Lichterglanz am Lambertustage. Es war nämlich im Mittelalter Sitte, daß die Polizei bestimmte, von welchem Tage an die Handwerksgesellen bei Licht arbeiten mußten. Die Meister gaben dann ihren Arbeitern eine Abendmahlzeit, häufig eine gebratene Gans, die man den Lichtbraten oder die Lichtgans nannte. Nach der Mahlzeit zog man mit angezündeten Kerzen und Lampen unter Musik und dem Absingen von Liedern in der Stadt herum. Solche Lichtfeste kamen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und zwar zuletzt in Ulm, sowie auch in der Altmark und in Nieder- und Obersachsen vor. An einzelnen Orten war die Zeit dieses Festes natürlich verschieden, doch schloß es sich überall an die Feier von Heiligentagen, besonders aber an den Michaelis- oder Lambertustag an. Im Norden und Westen Deutschlands war offenbar das letztere der Fall. Da die Kirche nun überall und von jeher bemüht war, die Volksfeste in ihren Bereich zu ziehen und der Feier ein kirchliches Gepräge zu geben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die heutige Sitte unserer Kinder, an den Septemberabenden mit Papierlaternen die Straßen zu durchziehen, aus einer Verschmelzung beider alten Gebräuche entstanden ist.

Der Michaelistag.

Der 29. September ist bekanntlich dem Erzengel *Michael* geweiht und spielt noch heute als eine Art Volksfest in manchen Gegenden eine nicht unwichtige Rolle. Dieser Heilige ist nämlich Patron zahlreicher Kirchen in Deutschland, und im Anschluß an die Kirchweihtage sind solche *Michaelisfeste*, die heutzutage meistens zu Messen und Märkten geworden sind, entstanden.

Wer ist nun der h. Michael, und welche Bewandtnis hat es mit seinem Tage? Diese Frage soll in Nachstehendem hier beantwortet werden. — „Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, der alten Schlange,

die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und der Drache stritt und seine Engel.“ Mit diesen Worten zeichnet der Verfasser der Apokalypse auf Grund eines im Buche Daniel, Kap. 10 berichteten Gesichtes den gewaltigen Kampf um die Herrschaft des Himmels. Das Buch Daniel ist bekanntlich unter dem Einfluß persischer und chaldäischer Vorstellungen und Anschauungen geschrieben, die seit dem babylonischen Exil im Judentum herrschend geworden waren, und die obige Erzählung von dem Kampf des Erzengels Michael ist auf den aus der Lehre Zoroasters mehr oder weniger in alle ostasiatischen Religionen übergegangenen, dem mosaischen Judentum ursprünglich fremden Dualismus zurückzuführen. Ormuzd und Ahriman, die beiden Gottheiten Zoroasters, lagen um die Welt im ewigen Kampfe. Beide waren mit gleicher Macht ausgerüstet, beide gleich ewig und unwandelbar. Ormuzd ward die Reinheit und Vollkommenheit selbst. Er wohnte im Reiche des Lichtes, und alles Gute und Angenehme in der Welt war sein Werk. Ahriman aber war der Inbegriff aller Bosheit. Er wohnte in einer Finsternis, die 10 000 Mal dichter war, als die dunkelste Nacht, und alles Böse kam von ihm. Das nachexilische Judentum nahm nun Ahrimans Wesen und Gestalt in seine Lehre auf, aber es ordnete ihn dem allgewaltigen Jehova unter. Satanas und seine Engel wurden zuerst auf die Erde und dann in die Hölle geworfen, allwo sie mit Ketten der Finsternis gebunden wurden. Das ist der Ausgang des himmlischen Kampfes, und für seinen Sieg ward der Erzengel Michael der höchste unter seinen sieben Genossen und der Schutzpatron des jüdischen, des auserwählten Volkes Jehovas. Sein Name wurde gedeutet: „wer ist gleich dem Höchsten“, und mit flammendem Schwerte stellten sie ihn als den unbesiegbaren Wächter an die Pforte des ewigen Zion.

Aus derselben Quelle wie im Judentum — dem altpersischen Dualismus — floß auch die Erzählung von einem ähnlichen Kampfe in der vielgestaltigen Götterwelt Griechenlands. Wir wollen nur auf einige wenige Ähnlichkeiten hindeuten: Gäa (die Erde) und Uranos (der Himmel) zeugten die Titanen, die rohen, ungefügigen Naturgewalten; Uranus aber verbarg sie, daß sie nicht an das Licht kommen konnten. Die darüber mit Schmerz und Zorn erfüllte Mutter beredete nun den Titanen Kronos, dem Vater die Herrschaft zu rauben. Aber Kronos und mit ihm sein ganzes Geschlecht ward gestraft, wie er gesündigt; sein eigener Sohn besiegte ihn mit Hilfe des ihm verliehenen Donners und Blitzes nach zehnjährigen blutigen Kämpfen, und das

ganze Titanengeschlecht ward gefesselt in den Tartaros geworfen, wo es, von ehernen Schranken und dreifacher Nacht umgeben, von den Hekatoncheiren (hundertarmigen Riesen) bewacht wird. Von nun an herrschen Zeus und die Seinen über die Welt. Die rohe Gewalt in Natur und Menschenleben ist besiegt und muß sich den Schranken der natürlichen und sittlichen Ordnung fügen. Das ist die Bedeutung des Kampfes, im Heidentum wie im Judentum. Auch in unserer germanischen, oder vielmehr in der altnordischen Mythologie ist solcher Kampf nicht unbekannt. Götter und Riesen lebten in ewigem Streit, bis es Odin, dem gewaltigsten der drei Göttersöhne, gelang, den Urriesen Ymir zu besiegen und aus seinem Leibe die Erde zu schaffen. Odin oder Wodan ist daher nicht allein die alles durchdringende, schaffende und bildende Kraft, die Menschen und Dingen Gestalt und Schönheit verleiht, sondern er ist auch vor allen Dingen der Gott des Krieges und des Sieges, welches Amt dann später allerdings auf Tyr oder Ziu übertragen wurde. Nach der Edda gehören ihm alle im Kampfe Gefallenen, er teilt sie aber freiwillig mit der Gemahlin Freya. Darum heißt er auch Wahl- oder Kürvater, und weil er in der Schlacht entweder selbst oder durch seine Walküren Sieg verleiht, der Siegvater.* Als solcher Siegesgott kannten ihn auch noch unsere Vorfahren, als das Christentum zu ihnen kam. Dieses hatte dem Erzengel Michael bereits seit mehreren Jahrhunderten, erst am 15. März und dann am 8. Mai jedes Jahres, ein Fest gefeiert. Das Datum dieses Tages war ohne Zweifel mit Rücksicht auf die Zeit des Auszuges der Kinder Israel — 14. Nisan — und des Unterganges Pharaos' gewählt, denn 2. Moses 14, 19 heißt es: „Als es (das Volk) durch das rote Meer zog und Pharao ihm folgte, da erhob sich der Engel des Herrn und machte sich hinter sie.“ Gelehrte Talmudisten und mit ihnen die alexandrinische Schule des Christentums deuteten diesen Engel des Herrn auf Michael, den Beschützer Israels. Der Kampf, den das aufblühende Christentum in den ersten drei Jahrhunderten mit dem absterbenden Heidentum zu bestehen hatte, erschien den Christen nämlich ebenfalls wie ein Kampf des für Christus streitenden Erzengels mit den heidnischen Göttern, und als einen solchen streitbaren Helden brachten die ersten christlichen Glaubensboten ihn und sein Fest, das die abendländische Kirche damals den 8. Mai feierte, nach Deutschland. Bereits im Jahre 493 hatte man

* Vergl. Grimm, Deutsche Mythologie, zweite Ausgabe, 122.

em siegreichen Erzengel zu Rom eine prächtige Kirche erbaut, um einen Triumph über das römische Heidentum zu verherrlichen.

Auch in Deutschland trat der h. Michael sofort in den Kampf egen das Germanische ein, und der Sieg über dasselbe ward ihm icht allzuschwer: der alte Siegvater Wodan und der für die Kirche reitende Michael berührten sich zu innig. Das zur Zeit der Herbst-agundnachtgleiche dem ersteren gefeierte Fest ward auf den letzteren bertragen, und auf dem Konzil zu Mainz ward 813 das am 29. Sep-ember zu feiernde Michaelisfest eingesetzt und erhielt zum Unter-chiede von den beiden ersteren den Namen des Festes der Engelweihe.

In den mittelalterlichen deutschen Dichtungen trat nun der . Michael ebenfalls vollständig an die Stelle Wodans. In einer ateinischen Urkunde aus dem 13. Jahrhundert wird Michael praepositus paradisi et princeps animarum" (der Vorgesetzte des Paradieses und Fürst der Seelen) genannt, und als solcher Seelen-ürst empfängt er, wie einst Wodan, die Abgeschiedenen an der Himmelspforte. Grimm a. a. O. 797 führt folgende Stelle an:

„der engelfürste Michahêl
empfinc des marcgrâven sêl
und manec engel liehtgevar,
die kâmen mit gesange dar,
und fuorten in vroelîche
inz schoene himelrîche."

Daß die so empfangenen Seelen auf ihre guten und bösen Taten, ie sie von der Erde mitbringen, geprüft, gleichsam gewogen werden, st eine alte, fast allen Völkern gemeinsame Vorstellung. Man denke . B. nur an die Stelle der Ilias (II 16. 658), wo Zeus das Schicksal Hektors abwägt und an das mene, tekel, upharsin des Daniel. In der christlichen Zeit ward nun dieses Seelenwägeramt benfalls auf den h. Michael übertragen.

An dem Schicksal des Sterbenden hatte aber noch ein anderer in Interesse; das war sein alter Feind, der Teufel. So leichten Kaufs gab er die durch die Sünde ihm Verfallenen nicht her, und so ntstand die Vorstellung eines Kampfes, in welchem der Heilige ihm ie Seelen abringen müsse. In der Luft führten beide einen ver-weifelten Zweikampf, der aber oft auch von ihren Engeln sekundiert wird, und der Preis desselben war die arme geängstigte Seele. In er oben angeführten Stelle heißt es mit Bezug hierauf kurz vorher:

„ . . . engel unde tievel flugen
die dô ze widerstrite zugen
die sêle her und widere
d'einen ûf, die anderen nidere.“

Auf diesen Kampf spielt auch die Stelle im Briefe Judä 1. 9 an, in der es heißt, der Erzengel zankte und redete mit dem Teufel über den Leichnam Mosis. Diese Stelle, welche übrigens in den Büchern Mosis gar nicht einmal angedeutet wird, sondern auf einem verloren gegangenen Buche, Anabasis Mosis genannt, beruhen soll, ist wohl die Veranlassung gewesen, daß fast alle Heiligenlegenden mit diesem Streit des Erzengels um die auffahrende Seele endigen. Es sei hier nur auf die unter dem Titel „de anima Dagoberti“ (über die Seele des Dagobert) bekannte Legende von dem Tode des Frankenkönigs Dagobert hingedeutet. Erst nach hartem Kampfe, und unter Beistand seiner Schutzheiligen Dionysius, Mauritius und Martinus gelangt seine Seele in Abrahams Schoß.*

Bei den vom Papste vor versammeltem Kardinalskollegium vorgenommenen Heiligsprechungen findet bekanntlich noch heute ein feierliches, gegenseitiges Abwägen der einzelnen Taten des zu Kanonisierenden statt, und wird dabei sowohl dem Letzteren als auch dem Teufel aus der Zahl der Kardinäle je ein Fürsprecher — advocatus camarae apostolicae und advocatus diaboli genannt — bestellt. Ob dieser Brauch mit jenem alten Kampf zwischen dem Erzengel und seinem Gegner zusammenhängt, soll hier dahingestellt bleiben.

Neben der kirchlichen Feier des Tages stand die Bedeutung desselben im profanen Leben. Die Herbstzeit gab bei den Germanen zu Volks- und Gemeindeversammlungen Anlaß, welche Thing, und zwar von der Jahreszeit, in die sie fielen, Herbstthing hießen. Bis auf Karl d. Gr. gab es jährlich zwei Thingzeiten: zu Michaeli und Ostern. Der Ostertermin wurde gern auf Georgi, Walpurgis oder den halben Mai verschoben, und somit Mai- und Herbstthing angesetzt. Diese Versammlungen wurden auf freiem Felde abgehalten, wo die Könige, Fürsten und Richter, auf einem Steine sitzend, Recht und Urteil sprachen und allen Zwist schlichteten. Auch Gesetze wurden beraten, und jeder durfte frei und kühn seine Meinung sagen und sein Anliegen vorbringen. Auch in gerichtlicher Hinsicht nun hat der Michaelistag vom Herbstthing manches beibehalten. Bis Anfang

* Vergl. des Verfassers „König Dagobert in Geschichte und Sage des Elsasses und der Pfalz.“ Seite 66 und 67.

des vorigen Jahrhunderts wurde in Schweden der um Michaeli auf der Anhöhe „Omberghede“ bei Helsingborg am Sunde stattfindende und von 20- bis 30000 Menschen besuchte Markt dazu benutzt, alle bis dahin aufgeschobenen Raufereien abzumachen. Selbst Knaben, wenn sie miteinander in Streit gerieten, sagten ganz ernsthaft: „Paa Ombergheden vi skal möde igjen! Auf der Ombergheide treffen wir uns wieder!“ was einem Racheschwur gleichkam. Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in Dänemark und auch in Schleswig die sog. Dinggerichte, bei denen alle Ehrenklagen erledigt wurden, jedesmal um Michaelis abgehalten. Eines der bedeutendsten Dinggerichte war das der Hohner Harde, das erst 1864 eingegangen ist. An diesem Tage wurden Zahlungen geleistet, Verträge abgeschlossen oder erneuert, Dienstboten gemietet oder entlassen, mit einem Wort, der Michaelistag war der sog. Wandeltag, und das ist er bis heute vielfach geblieben. Mit Rücksicht hierauf singen in Holstein die Hirtenknaben:

„Ick wull, dat man erst Abend wär
Un mor'n Michelidag,
Denn schull de Bur min Lohn mi geben
Un denn güng ick wol af!“

wenn der 29. September herannaht, und sie heimkehren dürfen aus der Fremde in das Vaterhaus. Denn so dürftig dieses auch sein mag, für sie ist die Heimkehr in dasselbe doch ein Freudentag. Die Bedeutung eines allgemeinen Freudenfestes, besonders im profanen Leben, ist dem Michaelistage denn auch noch heute geblieben. In England herrschte früher und herrscht zum Teil jetzt noch die Sitte, am Michaelistage die Lenker der Städte und Schützer des allgemeinen Friedens zu wählen, und sogar in London ist dieser Tag noch immer zur Wahl des Lord-Mayor und zur Vereidigung der neuernannten Sheriffs bestimmt. Auch für ganz London ist also dieser Tag ein Freudentag.

Als auf dem Konzil zu Mainz 813 das kirchliche Michaelisfest auf den 29. September festgesetzt wurde, traf es mit dem dem segenspendenden Wodan gefeierten Herbstdankfest zusammen. Alljährlich brauste dieses Fest wie ein wilder Strom, der alles wieder mit sich fortzureißen drohte, in die junge Pflanzung des Christentums hinein. Mahnen, Drohen und selbst Strafen halfen nur wenig, ja, dergleichen verschlimmerte die Sache nur, denn man übte die alten Bräuche heimlich. Was konnte die Kirche da Klügeres tun, als gute Miene zum bösen Spiel machen? Sie leitete das heidnische Fest

samt seinen Bräuchen in den Schoß des Christentums. Dabei kam ihr der Umstand sehr zu statten, daß eine große Anzahl von Kirchen dem Erzengel Michael geweiht war, und an diesen Orten der Michaelistag auch zugleich als Kirchweih gefeiert werden konnte. Aus dieser dreifachen Wurzel, als Siegesfest des Christentums, als Erntefest des Wodan und als Kirchweihfest, sind die Sitten und Gebräuche, die sich noch heute an den Michaelistag knüpfen, entstanden.

Die Bedeutung als Siegesfest ist ohne Zweifel die älteste. Wenn es einst geheißen hatte: Herzog Odin (Wodan) Schirmherr des deutschen Volkes!, so hieß es nun in den christlichen Schlachtliedern: Dux Michael, protector Germaniae! und überall trat in Liedern der Heilige an die Stelle des alten Heidengottes. Es sind uns noch alte Schlacht- und Wallfahrtslieder aufbewahrt worden, die bis auf die Zeit der Karolinger zurückgehen und vielleicht in den Normannenschlachten bei Saulcourt (881) und an der Dyle (891) gesungen worden sind. Man nannte sie einfach Michaelslieder, denn der Name des „Herzogs Michel“ ward als Kehrwort nach jeder Strophe wiederholt. Nach der freien Übersetzung des Montanus (Die deutschen Volksfeste) lautet der Eingang eines solchen Liedes, das sich noch bis zur Zeit der Reformation erhalten hat, folgendermaßen:

O! unbesiegbar starker Held,
Herzog Michael!
Führ du das deutsche Heer ins Feld,
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael! Herzog Michael!“

Das Kehrwort „Herzog Michael“ soll nach Montanus den Spottnamen des „deutschen Michel“ im Kriegsverkehr mit anderen Völkern veranlaßt haben. Über das erste Vorkommen dieses Liedes schreibt Oberle in seinem Werke über die Reste des germanischen Heidentums: „Im Jahre 933 kämpften die Deutschen an der Unstrut und siegten über die Ungarn unter dem Banner des Erzengels Michael: daher der Respekt der Ungarn vor dem deutschen Michel, der dann sprichwörtlich geworden ist.“ Heutzutage dürfte der Respekt vor dem deutschen Michel nicht nur allein bei den Ungarn vorhanden sein.

Es gibt auch noch eine andere Auslegung des Spottnamens der Deutschen, aus dem althochdeutschen Worte mihhel (michel), das groß, plump bedeutet, abgeleitet.* Auch in Frankreich hatte der Heilige

* Vergl. Eiselein, Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes.

diesen Charakter. Bei der Niederlage der Engländer bei Orleans erschien der Erzengel und kämpfte für die Franzosen. König Karl VII. hatte eine solche Verehrung für ihn, daß er sein Bild in das königliche Banner aufnehmen ließ: „Comme estand le guardian ét l'ange tutulaire de la France!" (um der Wächter und Schutzengel Frankreichs zu sein) wie er sagte. Später trat die Muttergottes an seine Stelle. Dieses erwähnte Bild stellt ihn dar als einen ritterlichen Engel, hoch zu Roß, aber eine Fahne mit Kreuzstab statt des Schwertes in der Hand. So wird er auch noch heute häufig in christlichen Kirchen abgebildet, wobei sein Gegner, der Teufel, in einen siebenköpfigen Drachen verwandelt, ihm Feuer und Flammen entgegen speit, während er ihn mit Füßen tritt. Zuweilen wird er auch so dargestellt, daß er ein offenes Buch vor sich liegen und eine Wage in der Hand hat. Diese beiden Attribute deuten natürlich auf seine schon erwähnte Eigenschaft als Seelenfürst.

An allen den Orten, deren Kirchenpatron der h. Michael geworden war, wurde das Herbstfest in das Kirchweihfest umgewandelt und zu gleicher Zeit wurden Märkte und Messen damit verbunden. Durch diese Umwandlung erhielten selbst Essen und Trinken zur Feier dieses Tages einen christlichen Anstrich. Je nach der Gegend trank man den ersten Wein, Met oder das erste Bier des Herbstes als eine Art Libation (Opferung) zu Ehren des christlichen Heiligen und nannte das Michaelisminne. Braten und Kuchen, die man in früheren Zeiten zu Ehren des alten Heidengottes verzehrte, wurden nun dem Besieger desselben, dem Erzengel Michael, geweiht und hießen Michaelis- oder auch Kirmeßkuchen. Man sieht, nur der Name ist anders geworden, im Grunde ist es Wodans Ernteschmaus, denn früher brachte man ihm die Erstlinge der Ernte dar. Was in Süddeutschland die Kirchweihfeste sind, das wurden im protestantischen Norden vielfach die Jahrmärkte, die noch heute kurz vor oder nach Michaeli abgehalten werden. Man denkt allerdings wohl selten daran, daß in dem für den Michaelismarkt oder für die Michaelisgilde, — denn auch diese wurden häufig auf den 29. September verlegt, — zubereiteten Braten, oder in den gebackenen Michaelisweden immer noch ein ganz kleiner Teil eines alten heidnischen Opferschmauses steckt.

Der Monat Oktober ist als Grenzscheide zwischen Sommer und Winter nach den alten Bauernregeln der eigentliche Wetterprophet für den Winter, denn nach der Beschaffenheit verschiedener Tage des Oktobers richtet sich der Landmann auf einen strengen oder einen milden Winter ein. So heißt es auch in den Wetterregeln:

Scharren die Mäuse tief sich ein,
Wird's ein harter Winter sein,
Und viel härter wird er noch,
Bauen die Ameisen hoch.

In einer anderen Lesart heißt es:

Hält der Baum seine Blätter lange,
Ist mir um späten Winter bange.
Ist im Herbst das Wetter hell,
Bringt es Wind im Winter schnell.

Im Spreewald kennen die Landleute folgende Wetterregel:

Wenn im Moor viel Irrlichter stehn,
Bleibt das Wetter lange schön.

Auch Meister Lampe muß als Wetterprophet herhalten:

Ist recht rauh der Hase,
Dann frierst Du bald an der Nase —

oder in einem anderen Reimlein:

Trägt's Häslein lang sein Sommerkleid,
So ist der Winter auch noch weit.

Eine andere Wetterbeobachtung, die wohl gleichfalls aus den Erfahrungen des Forstmannes herrührt, liegt in der Bauernregel:

Halten die Krähen Konvivium,
Sieh nach Feuerholz Dich um.

Besonders kritische Tage sind im Oktober der St. Gallus, der 16., Ursula, der 21. und Simon Juda, der 28. Okt. Von ersterem heißt es:

Auf St. Gall — Bleibt die Kuh im Stall,

oder:

Wenn St. Gallus den Butten trägt,
Ist's ein schlecht Zeichen für den Wein.

Dagegen wird vom Ursulatage behauptet:

An Ursula muß das Kraut herein,
Sonst schneien Judas und Simeon drein.

Und vom 28. Oktober sagt eine Bauernregel:

Wenn Simon und Judas vorbei,
So rückt der Winter herbei.

Recht drastisch wird auch der erste Schneefall im Oktober gedeutet:

Fällt der erste Schnee in Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.



Allerheiligen und Allerseelen.

„Gedenkt eurer Toten und vergesset nicht derer, die euch lieben!“ so lautet ein altes talmudisches Gebot, und wer von uns wüßte nicht, wie strenge das Judentum noch heute auf die Erfüllung desselben hält. Es dürfte auch wohl kaum etwas Natürlicheres geben, als von Zeit zu Zeit denen, die uns im Leben nahe standen, Stunden der Erinnerung, des Gedächtnisses, zu weihen. In der Tat finden wir auch kein Volk — so unzivilisiert es auch sein mag — das seine Toten ganz vergäße. Aus diesem Gedanken heraus hat sich das katholische Fest Allerseelen, das alljährlich noch am 2. November gefeiert wird, entwickelt. Es ist deshalb auch viel älter als das vorhergehende, am 1. November gefeierte Allerheiligen. Dieses letztere Fest wurde von der griechisch-katholischen Kirche zuerst im 4. Jahrhundert gefeiert, und zwar, wie aus einer Homilie (74) des Chrysostomus hervorgeht, am ersten Sonntag nach Pfingsten. Der Papst Bonifacius IV. führte es im Jahre 610 in Rom ein und weihte das berühmte Pantheon, welches ursprünglich ein der Verehrung „aller Götter“ geweihtes Gebäude war, als sog. Panagion allen Märtyrern der christlichen Kirche. Der Tag dieses Festes ward auf den 12. Mai angeordnet. Den Grund der Wahl dieses Datums findet Nork* darin, daß die alten Römer sich um diese Zeit die Lemuren umgehend dachten. Um diese bösen Geister, die er mit den wein- und blütenmörderischen Nachtfrösten während der ersten Wochen des Maimonats

* A. a. O. Seite [illegible] f.

identifiziert, zu bekämpfen, sollte man den Beistand der Heiligen anrufen. Bis zum Jahre 835 blieb dieses Datum üblich, dann verlegte es Papst Gregor IV. auf den 1. November. Der Grund dafür war folgender: Bei den meisten Völkern, besonders aber bei denen keltischen Ursprunges, sowie auch bei den Slaven fand um diese Zeit ein Fest statt, welchem die Kirche einen christlichen Anstrich geben wollte. Dasselbe hatte den Zweck, sich gegen die Dämonen, die man vielfach für die Geister der Verstorbenen hielt, zu wappnen. Im hohen Norden, in Schweden, Estland und Finnland, besonders aber auf Island wurde noch im 18. Jahrhundert dieses Fest gefeiert. Es hieß nach dem isländischen Gott der Winde Kauri, und man dachte sich dabei wohl die Winde als böse Geister. Um sich vor ihnen zu schützen, schlachtete man ihnen ein Schaf und lud sie zum Opfermahle ein. Ohne Zweifel weisen das Fest der Lemuren und das isländische Kaurifest auf einen gemeinsamen Ursprung hin, der natürlich im Orient zu suchen ist. Anklänge an dieses alte Totenmahl finden sich noch an vielen Orten. In Schweden und Finnland setzt man den Elfen, die man noch heute für abgeschiedene Geister hält, die nicht selig werden können, am Allerheiligenabend Speisen und Getränke hin. In England backt man Haferkuchen, die zwar an die Armen verteilt werden, aber eigentlich doch den Geistern angehören. Im schottischen Hochland herrscht der Gebrauch, an diesem Abend ein Feuer anzuzünden und die Asche desselben in Form eines Kreises anzuhäufen. Am Rande der Asche legt man für jedes Familienglied einen Stein; findet man ihn am nächsten Morgen nicht mehr genau an derselben Stelle, oder sonst beschädigt, so glaubt man, die betreffende Person werde im nächsten Jahre sterben. Auch in Deutschland herrscht noch an vielen Orten der Brauch, ein besonderes Gebäck für diesen Tag zu bereiten, welches Seelenwecken, Seelenzöpfe oder Seelenbretzeln, auch wohl Spitzeln oder Stritzeln genannt wird und den „armen Seelen“ gehört, die in der „kalten Pein“, d. h. im Fegfeuer leiden. An manchen Stellen läutet man am Vorabend des 1. November eine Stunde lang, so z. B. im Elsaß. In dieser Zeit dürfen die Seelen aus dem Fegfeuer. Dann kommen die Knaben, welche läuteten, in die Häuser und erhalten eigens für diesen Zweck gebackenes Brot oder eine Belohnung in Geld. Der Aberglaubische meinte wohl früher, dies komme den armen Seelen zugute.*

---

* Stöber, Alsatia 1851. S. 155.

Alle diese Gebräuche deuten auf ein altes Totenmahl hin, das noch namentlich im jüdischen Kultus sich erhalten hatte und so in das Christentum kam. In den beiden ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche kam man an dem wiederkehrenden Todestage lieber Verwandten zusammen und — im Anschlusse an die jüdische Sitte des Totenmahles — feierte man gemeinschaftlich das Abendmahl, wobei häufig der Platz des Verstorbenen leer gelassen und sein Gedächtnis bleibend durch irgend ein Opfer auf dem Altar der Gemeinde aufgefrischt und erhalten wurde. Die kleinasiatischen Kirchenväter eiferten bald gegen diesen allmählich in wüste Zecherei ausartenden Brauch der Totenfeier, und es wurden jetzt bestimmte Tage für eine solche Feier festgesetzt, die aber in den verschiedenen Bischofsprengeln ganz verschieden waren. Erst als die Bischöfe Roms und die des Morgenlands sich immer mehr in der Frage der Festfeiern trennten, wurden in den beiden Kirchen die Tage einheitlich geregelt, und zwar zuerst von der griechischen, die dafür drei Samstage in der Fastenzeit festsetzte. Trotzdem wurde aber die Feier des ersten Jahrestages, d. h. der erstmaligen Wiederkehr des Todestages, als eine mehr private in beiden Kirchen doch beibehalten. Die griechische Kirche hat dann im Laufe der Zeit hierauf wieder das Hauptgewicht gelegt, und der allgemeine Charakter des Festes an den drei Samstagen beschränkt sich noch heute in Rußland darauf, derjenigen zu gedenken, die, ohne Verwandte und Bekannte zu hinterlassen, „unbeweint und unbeklagt" das Zeitliche gesegnet haben. Wahrlich eine erhabene, echt christliche Idee! Denjenigen, an dessen Sterbebett keine mitfühlende Seele klagte und seufzte, den beweint und betrauert ein ganzes Volk drei Tage lang. Das jährliche Totenfest ist dagegen dort ganz wie im vierten Jahrhundert wieder eine Schmauserei geworden, bei der von Trauer nicht die Rede ist.

Daß dieser Rückschlag nicht auch in der römisch-katholischen Kirche eingetreten, ist das Verdienst des Abtes Odilo von Clugny. Er war es, der im Jahre 993 die öffentliche Feier des Allerseelentages von Allerheiligen trennte. Zuerst wurde das Fest nur in dem genannten Kloster gefeiert, aber nach fünfjährigem Bemühen gelang es ihm im Jahre 998, den Papst Sylvester II. zur allgemeinen Einführung des Festes zu bewegen. Zur Unterstützung seines Gesuches führte er nach der Chronik des Sigbertus Gemblacensis († 1112) an, er habe, als er einst dem Ätna sehr nahe gewesen sei, die Seelen der Abgeschiedenen so jämmerlich um Errettung schreien hören, daß er in

seinem Kloster das Fest eingeführt habe, um die Seelen aus dem Fegfeuer heraus zu beten. So die Legende. Offenbar klingt hier eine Erinnerung an das römische Lemurenfest hindurch, an welchem die Unterwelt geöffnet war und die Manen, die Geister der Verstorbenen, emporstiegen, um ihre alten, auf der Oberwelt zurückgebliebenen Verwandten und Freunde zu besuchen. In wehmütiger Trauer verlebten die Römer diese Tage. Auch die christliche Feier des Allerseelenfestes bestand von jeher in einem Totenamt und einer Wallfahrt nach dem Gottesacker, um die Gräber der Teuren aufs neue zu schmücken und zu weihen. Nicht länger sollte man nach heidnischer Art die Geister durch ein Mahl versöhnen, sondern am Feste Allerheiligen sollte man diese Heiligen um Erlösung der armen Seelen anrufen. Das ist der Zusammenhang der beiden Feste, wie sich ihn die Kirche des 10. Jahrhunderts dachte. Auch heute noch begeben sich am Tage Allerseelen in den katholischen Gegenden die Gläubigen in Trauerkleidern mit Blumen und Kränzen zu den Gräbern ihrer abgeschiedenen Lieben, zünden Kerzen an und beten für ihre Seelen. Diese Sitte entstammt noch den alten Totenopfern, die bei allen indogermanischen Völkern üblich waren. Die Opfer selbst hat die Kirche als eine zu sinnliche Auffassung des Lebens nach dem Tode aufgehoben, die Blumen und Lichter aber, die man am Allerseelentage seinen heimgegangenen Lieben darbringt, sind Symbole der Unsterblichkeit und der größeren Vollkommenheit, der auch die Überlebenden zustreben sollen, geworden. Als solche sollen sie dem schwergebeugten Menschenherzen den Schmerz mildern helfen und es aufrichten zu neuem Tun und Schaffen. Das ist der tief religiöse Sinn jener alten, im Heidentum wurzelnden, aber durch die christliche Lehre von der Liebe bis über das Grab hinaus veredelten und vergeistigten Sitte!

Auch in der evangelischen Kirche findet, wenn auch nicht gerade an demselben Tage wie in der katholischen, alljährlich ein Totenfest statt. Gewöhnlich an einem der letzten Sonntage des Oktober kommen wir in dem mit den Emblemen des Todes ausgestatteten Gotteshause zusammen, um eine stille Stunde zu feiern und des eigenen und anderer Weh zu gedenken, das der unerbittliche Sensenmann über uns gebracht hat. Die ganze evangelische Gemeinde soll sich eigentlich als eine große Familie ansehen, und da ist es denn nicht mehr als recht, daß wir alles, was den einen von uns betrifft, so betrachten, als ob es jedem einzelnen von uns geschehen sei. Das ist ja gerade

r eine große Vorzug des Christentums, daß alle Glieder in
ner Kette, alle Steine in einem Baue sind. Vor allen Dingen
d es daher die Verwandten, die uns in die Ewigkeit vorangegangen
d, deren wir an solchem Tage gedenken. Wir gedenken ihrer in
bender Erinnerung und in fröhlicher Hoffnung. In liebender
innerung gedenken wir all der schönen Stunden, die wir mit ihnen
rlebt haben. Wir sehen sie noch unter uns wandeln, und wenn
ch ihr Platz in unserer Runde leer ist, so weilen sie doch im Geiste
ter uns. Wenn auch ihre leibliche Stimme unser Ohr nicht er-
cht, so ist es uns doch, als ob wir in stillen Stunden der Einkehr,
wir Zwiesprache halten mit uns selbst, leise Töne der Ermahnung
er der Warnung durch die Räume säuseln hören, und wehe uns,
nn in dieser Zwiesprache wir uns selbst anklagen müssen, und
sere Seele sich beugt unter der Last der Schuld, dann rauscht die
innerung mit schallendem Flügelschlage zu uns herein, und gar
rnehmlich mahnt sie uns an diese alte Schuld. Man sage nicht,
ß die Toten nicht reden! Jawohl reden sie, und so leise es auch
n mag, dem Herzen ist eine solche Sprache doch laut vernehmlich.
leben sie für uns fort, und mit Simrock rufen wir aus:

„Ob kalt, ob stumm, sie leben doch,
Die wir ins stille Grab gesenkt,
So lang ein Herz auf Erden noch
In Liebe ihrer treu gedenkt."

Aber auch noch in anderer Weise leben sie für uns fort. Es
nn nicht in dem Rahmen dieses Aufsatzes liegen, über die Unsterb-
hkeit der Seele mich zu verbreiten. Es liegt ein viel zu seliger
ost in aller Erdennot und allem Herzensweh in diesem schönen
lauben. Fast alle Völker klammerten ihre letzten Hoffnungen an
. Auch wir haben den schönen Glauben unserer Väter nicht verlassen.
ir den gläubigen Christen ist der Tod der Eingang in die Ewigkeit.
as bedeutet das anderes, als den Übergang von einem Sein in das
dere, aber in ein vollkommeneres. Aus der Finsternis gelangen wir
das Licht, vom Ahnen zum Schauen. Was wir dort schauen
rden? Ja, wenn wir das wüßten, dann wären wir keine Menschen
hr, dann gäbe es eben keinen Tod, d. h. keine Scheidewand, die
s trennt von der Ewigkeit. Also auch in diesem Sinne leben sie
r uns fort, die teuren Toten, deren wir in liebender Erinnerung
denken. Ferne sei es, sich eine sinnliche Vereinigung zu denken,
f ein Wiedersehen mit leiblichen Augen zu hoffen, das liegt vor

allen Dingen dem rechten Christentum fern. Ehrfurchtsvoll stehen wir still vor dem geheimnisvollen Vorhang, welcher keinen Durchblick vom Diesseits in das Jenseits gestattet. Aber dennoch ist für uns der Tod auch nicht die Vernichtung des eigenen Ichs, und der Anblick des kleinen, stummen und doch so beredten Hauses, in das wir vielleicht das Liebste, was wir auf Erden unser nannten, hineinlegen mußten, bestärkt uns nur noch destomehr in dem Glauben an die Fortdauer des Geistes. Als der nach langer Abwesenheit heimkehrende Krieger am Grabe der dahingeschiedenen Mutter steht, da spricht er: „Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht."

In echt Lenauschem Geiste schildern nachfolgende Verse den Allerseelentag:

Trüber Himmel, ernst verschleiert,
Trauernd schweigt der Hag,
Und das Herz, das bange, feiert
Allerseelentag.

Toten Glückes sel'ge Bilder
Steigen lockend auf,
Und es fließt die Träne milder
Den gewohnten Lauf.

Was die Liebe einst besessen,
Und noch nie verlor,
Tritt entzaubert, unvergessen
Aus der Nacht hervor.

Liebe fühlt der Liebe Wehen
Aus der Sehnsucht Land,
Reicht verlangend ungesehen
Her die treue Hand.

Betend flehen fromme Worte
Um ein Wiedersehn:
„Laß' uns, Herr, die Himmelspforte
Leuchtend offen stehn!" . . . .

Trüber Himmel, ernst verschleiert,
Trauernd schweigt der Hag,
Und das Herz, das bange, feiert
Allerseelentag.

So umweht uns auf Friedhöfen und am Sarge ein Hauch aus Osten, er durchzieht in sanftem, mildem Säuseln unser gepreßtes Herz und träufelt den lindernden, süßen Balsam der Hoffnung auf ein Wiederfinden in dasselbe.

Aber es ist nicht nur Hoffnung allein, auch Mut und Ergebung, dem Unvermeidlichen entgegenzusehen, bringt der Glaube mit sich, und somit wollen wir denn allzeit vorbereitet sein und des Augenblickes harren, da das leibliche Auge bricht, um als geistiges Auge desto klarer und heller zu schauen! Dann können wir mit Paulus ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!" Dann ist der Tod nicht der schreckliche Sensenmann, der uns dahinmäht, wie das Gras auf der Wiese, das am Morgen noch so lieblich blühte und am Abend welk da liegt, denn das bezieht sich alles nur auf unseren Leib, mit dem wir der Erdmutter den schuldigen Tribut bezahlen, sondern dann ist der Tod für uns der liebliche Bruder des Schlafes, der sich über unsere müde und abgehetzte, im Kampfe um

das Dasein abgehetzte, arme Seele herabsenkt, und sie sanft fächelnd hinüberträgt in ein besseres Land, das alle Unvollkommenheit abgestreift hat, in eine neue Welt, in der es kein Böses mehr gibt und in der Friede und Freude und Vollkommenheit herrschen in alle Ewigkeit!

Der Hubertustag.

Wenngleich nach der biblischen Überlieferung Nimrod der erste gewaltige Jäger gewesen sein soll, und daher alle, die die Passion der Jagd ausüben, noch heute seine Jünger genannt werden, so ist doch nicht er, sondern der h. Hubertus der Schutzpatron der Jäger geworden. Dieser Hubertus war der Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne, der gegen Ende des 7. Jahrhunderts über Aquitanien regierte und ein so leidenschaftlicher Jäger war, daß er selbst an Sonn- und Festtagen seine Gelüste nicht zähmen konnte. Als er einst an einem Karfreitag im Ardennenwalde jagte, trieb er einen Hirsch auf, der, als er ihn näher betrachtete, ein Kruzifix zwischen dem Geweih hatte. Nun erscholl eine Stimme: „Hubert, bekehre Dich und entgehe der Verdammnis!“ Auf die ängstliche Frage, was er tun solle, wurde ihm die Antwort: „Geh nach Mastricht zum Bischof Lambert, der wird Dirs sagen!“ Diesem Befehle folgte er sogleich. Als reuig büßender Einsiedler lebte er nun eine zeitlang an der Stelle im Ardennenwalde, wo er die Erscheinung gehabt hatte, und ging später nach Rom, wo ihn Papst Sergius zum Nachfolger Lamberts ernannte. In der Meinung, daß keiner würdig sei, nach diesem frommen Bischof in Mastricht zu residieren, verlegte er den Bischofssitz nach Lüttich. Er soll seinen Tod auf den 30. Mai 727 richtig vorausgesagt haben. Hundert Jahre nach seinem Ableben wurde seine Leiche in das Benediktinerkloster Andain im Ardennenwalde gebracht.

Natürlich hat es noch viele andere, ebenso leidenschaftliche Jäger gegeben als Hubert von Guienne, und es werden in der Tat ganz ähnliche Legenden von manchen anderen, z. B. von dem bekannten Frankenkönig Dagobert, erzählt, aber keiner von ihnen ist zu solcher Berühmtheit gelangt. Man will dies durch die Örtlichkeit des Klosters Andain erklären. An jener Stelle des Ardennenwaldes soll nämlich in heidnischer Zeit das Bild der keltischen Jagdgöttin gestanden haben,

wo ihr von den Galliern Opfer dargebracht worden seien. An die Stelle dieser keltischen Jagdgöttin trat nach seiner Heiligsprechung Hubert von Guienne, und man fing bald an, nach seinem Grabe zu wallfahrten, um Heilung von allerlei Wunden, besonders aber von dem Biß toller Hunde, zu suchen. In der Tat scheint man in dem Kloster ein Mittel gegen diese Krankheit angewendet zu haben, das beinahe an die Pasteurschen Impfungen erinnert. Man machte dem Kranken einen leichten Einschnitt in die Stirn und legte ein zur Eiterung reizendes Kraut (nach anderen einen Faden von der Stola des Heiligen) darauf. Nun mußten die Kranken sechs Wochen im Kloster verbleiben, durften sich während dieser Zeit nicht waschen, die Wäsche nicht wechseln, sich nicht im Spiegel sehen und mußten strenge Diät halten. Das Hauptheilmittel war aber der Gürtel des Heiligen, der den Kranken angelegt wurde, und hiervon hieß die ganze Kur: La Taille de la St. Etoile. Von diesem Gürtel berichtet Baronius in seinem Martyrologium romanum,* daß er dem Heiligen von Papst Sergius mit folgenden Worten überreicht worden sei: „Hubert, sieh' diesen Gürtel, welchen Dir die heilige Jungfrau sendet, er wird Dir sein ein beständiges Zeichen Deiner freien Macht und Gewalt über die Teufel, über giftige Tiere und den wütenden Biß."

Außer dem Kloster Andain existierten aber noch mehrere andere Orte, an denen man in ähnlicher Weise Heilung von der Tollwut suchen konnte. Sie waren eine Art von Filialen von Andain und meistens im Besitz von Verwandten des Bischofs von Lüttich.

Im Lande der Ardennen, besonders im Limburgischen, ist noch ein Rest von der alten Verehrung des h. Hubert vorhanden. Es werden dort ihm zu Ehren an seinem Namenstag die sog., mit einem Jagdhorn verzierten St. Hubertusbrötchen (St. Huibrechtsbroodge) gebacken. Nachdem sie in der Kirche geweiht worden, ißt man nicht nur selbst davon, sondern gibt sie auch Hunden, Katzen und anderen Haustieren zu fressen. Sie sollen, wie Reinsberg-Düringsfeld** anführt, das Jahr über vor der Hundswut schützen. An anderen Orten bindet man am Hubertustage kleine Riemchen weiß gegerbten und mit roter Farbe bespritzten Leders ins Knopfloch. Einige tragen solche Riemchen auch das ganze Jahr als Schutzmittel gegen tolle Hunde und andere wütende Tiere an sich. Während die Hubertusbrötchen offenbar an die der alten Jagdgöttin ehedem dar-

* X. ad A. 844. ** A. a. O. S. 393.

gebrachten Opfer erinnern, sind die Riemchen ohne Zweifel eine Nachahmung des oben erwähnten, in dem Kloster Andain gebrauchten Gürtels, den wir nach der Beschreibung des Baronius für eine Art Zwangsjacke, die man den von der Tollwut Befallenen anlegte, zu halten sehr geneigt sind.

Was aber allerorten von der Verehrung des h. Hubertus noch übrig geblieben ist, das ist das lustige Festmahl, welches seine Jünger alljährlich am Gedächtnistage ihres Patrons abhalten, bei dem es dann auch an Jagdgeschichten gewiß nicht fehlt, zumal das ungefähre Zusammenfallen dieses Gedächtnistages mit der Schlußzeit der hohen Jagd vielfach Gelegenheit dazu bieten dürfte.

Es gibt auch einen Orden vom Weißen Hirschen St. Huberti. Der eigenartige Orden wurde am 3. November 1859 „zum Besten des Löblichen Weidwerks“ vom Prinzen Friedrich Karl gestiftet und ist durch unsern regierenden Kaiser von neuem sanktioniert worden. Außer dem Kaiser als Protektor und dem Fürsten Pleß als Großmeister zählt derselbe noch sieben sog. „Gebietiger“, einen Jägermeister, einen Kanzler, einen Hauptmann, einen Hegemeister, einen Rüdemeister, einen Drappierer oder Rüstmeister und einen Hungenmeister oder Hungierer. Als Schmuck tragen der hohe Protektor und der Großmeister ein zwei Zoll breites dunkelgrünes, gewässertes Band mit darauf gestickter Goldschrift: „Vive le Roy et ses chasseurs!“ (Es lebe der König und seine Jäger), der Devise des alten Feldjägerregiments unter Friedrich d. Gr. In der Mitte des Wahlspruchs, an der unteren Kante des Bandes, sieht man einen Bruch von drei goldenen Eichenblättern, auf dem mittleren einen Tropfen Schweiß, durch einen Rubin dargestellt, darunter zwei Hirschhaken mit darauf liegenden silbernen Eicheln. Hieran angeschlossen hängt die königliche Krone über einem silbernen Edelhirsch mit einem Geweih von zwölf Enden, der zwischen dem Geweih das aufrechtstehende Kreuz und auf dem Rücken einen Hirschhaken trägt. Unter der Devise auf dem Bande befinden sich bei dem Großgebietiger 12, bei den Gebietigern 6 Haken; bei der II. und III. Klasse des Ordens fehlen diese ganz, die III. Klasse hat über der Krone nur einen Hirschhaken.

Eine der letzten Aufnahmen in den Orden schildern Berliner Zeitungen folgendermaßen: In den „Orden vom Weißen Hirschen Sancti Huberti“ wurde am Sonntag Abend in Gegenwart des Kaisers als Beschützer des Ordens der Herzog Johann Albrecht

von Mecklenburg-Schwerin im Palast des Fürsten Pleß, welcher die Stelle des Großmeisters bekleidet, feierlich aufgenommen. Der Kaiser und alle Anwesenden erschienen in Jägeruniform mit den oben beschriebenen Ordensabzeichen. Der Kaiser trug als Protektor des Ordens die Insignien des Großmeisters. Um in den „sehr edlen Orden vom Weißen Hirschen Sancti Huberti“ aufgenommen zu werden, muß der die Aufnahme Begehrende nachweisen, daß er, wie es in dem Statut heißt, „sich des Weidwerks stets eifrig angenommen hat und für einen guten Jäger gilt.“ Das Aufnahmegesuch wird an den Großmeister des Ordens gerichtet, der dann die feierliche Zeremonie vorbereitet. Bei Beginn der Feier verliest der Kanzler das Aufnahmegesuch und richtet an den Aufzunehmenden die Frage, ob er geloben wolle, sich so zu halten, wie es die Statuten von einem guten Jäger verlangen. Nachdem die Antwort gegeben ist: „Ich gelobe es!“ wird der Aufnahme Begehrende durch Erteilung der drei „Pfunde“, d. h. Ritterschläge, zu einem Ritter geschlagen. Durch den Großmeister erfolgt der Ritterschlag unter dem Ruf: „Jo, so hoh, do, hoh, do!“ Bei dem ersten Pfund auf den Rücken des Knienden sagte der Großmeister: „Das ist vor S. M. den König!“, bei dem zweiten: „Das ist vor Ritter, Reuter, Knecht!“, und bei dem dritten: „Gebt acht, das ist das edle Jägerrecht!“ Alle Anwesenden rufen darauf: „Jo, so, hoh, do, hoh, do!“ Jeder aufgenommene Ritter erhält ein kunstvoll angefertigtes Diplom.

Das Martinsfest.

„Sankt Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam
Und hatt' doch kein Pecuniam,
Drum mußt' er lassen Tunicam.“

So heißt es in einem alten Trinkliede, das dem heiligen Martin von Tours gewidmet ist, und es bezieht sich auf die Legende, welche uns die Kirche von ihm aufbehalten hat. Nach derselben stammte Martin aus Sabaria, dem heutigen Stein am Anger in Ungarn und diente in seiner Jugend als streitbarer Held im Heere der Römer. Zum Christentum übergetreten, predigte er dasselbe den Galliern und wurde später als Einsiedler in der Nähe von Tours der Gründer

des ersten gallischen Klosters, des berühmten Marmoutier. Wider Willen auf den bischöflichen Stuhl von Tours erhoben, wurde er dann der erste Heilige, dem in der römischen Kirche eine öffentliche Verehrung zuteil wurde. Die Veranlassung zu seiner Bekehrung zum Christentum ist bekannt. Er war eines Tages, als er noch ein „wilder Reitersmann" war, so mitleidig gewesen, einem ihm begegnenden Bettler die Hälfte seines Mantels zu geben, um ihn damit vor Kälte zu schützen. In der folgenden Nacht erschien ihm nun Christus, denn niemand anders war der Bettler gewesen, und erkor ihn zu seinem Diener, worauf er das Schwert mit dem Buche vertauschte und Mönch wurde. Profan gesinnte Biertrinker haben aber später die Legende in ihr Gegenteil verkehrt und behauptet, der heilige Martinus sei ein gar arger Trinker gewesen und habe, als er einst die schuldige Zeche nicht bezahlen konnte, die Hälfte seines Mantels als Pfand zurücklassen müssen. Hierauf bezieht sich unsere oben zitierte Strophe, die lustige Biertrinker singen, wenn sie im „Käppchen und Cerevis" beieinander sitzen. Welche der beiden Legenden recht hat, kann uns gleichgiltig sein. Unser Heiliger war um das Jahr 375 Abt des genannten Klosters Marmoutier, und die Prophezeihung der ersten Legende:

„Unser Martin sollt' auf Erden
Ein rechter Streiter Gottes werden."

ist an ihm in Erfüllung gegangen. Seine Frömmigkeit erregte bald die allgemeine Aufmerksamkeit, und als der Bischof von Tours starb, ward er einstimmig zu dessen Nachfolger erkoren. Als nun eine Gesandtschaft in seinem Kloster erschien, um ihm diese frohe Botschaft zu verkünden, da floh der Erwählte aus Demut und versteckte sich in einen — Gänsestall. Aber durch das Geschnatter der Insassen desselben wurde er verraten, und

„Daß doch auch gerochen sei
Dieser Gänse Büberei,
Schlachtet er sie allesammen
Brät sie dann an heißen Flammen!"

singt ein altes Martinslied in der Simrock'schen Sammlung. So soll die Sitte des Gänseessens am Martinsfeste entstanden sein. In Wirklichkeit liegt die Sache aber doch anders: Der Bischof Martin war, wie schon erwähnt, der erste Heilige, dem kirchliche Verehrung zuteil wurde. Obgleich er erst um das Jahr 400 starb, so rief doch schon Chlodwig 496 in der Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich) den heiligen Martinus um Hilfe an und gelobte, ihm sein Streitroß zu

opfern. Nach dem Siege wollte er es zwar mit 100 Goldstücken lösen, aber das Pferd weigerte sich, aus dem Stalle zu schreiten. St. Martin hatte es gebannt. Nun verdoppelte Chlodwig die Summe des Lösegeldes, und das Pferd ließ sich ruhig aus dem Stalle führen. Da rief der König aus: „Vere St. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio!", d. h. in modernes Deutsch übertragen ungefähr so viel als: „St. Martin ist ein teurer Freund." So berichtet der Herausgeber der Gesta regum Francorum (II. pag. 554). Man sieht aus dieser Legende, daß diejenigen recht haben, welche den heiligen Martin mit dem alten römischen Kriegsgotte Mars identifizieren, wie denn ja auch sein Name schon darauf hindeutet. Er ist also in erster Reihe, ähnlich wie der heilige Michael, ein Kriegsheiliger der ersten christlichen Völker geworden. Als sein Gedächtnistag wurde der 11. November festgesetzt, und auch die Wahl dieses Tages hatte einen besonderen Grund: Griechen, Römer und Germanen wetteiferten nämlich miteinander, um diese Zeit ein Fest zu feiern. Die Griechen nannten es die Dionysien, die Römer Meditrinalien, und die Deutschen hießen es das Wodansfest. Es war bei allen drei Völkern das Erntedankfest. Als das Christentum klassisches und germanisches Heidentum überwand, da hing das Volk hüben wie drüben mit gleicher Zähigkeit an den alten Gebräuchen, besonders an den Festen. Wie wilde Ströme, die alles wieder mit fortzureißen drohten, brausten die alten heidnischen Feste von Zeit zu Zeit in die junge Pflanzung, das Christentum, herein. Sowohl die Kirche als auch das Volk in seiner allezeit Sagen schaffenden und umbildenden Tätigkeit, machten sich, wie wir es bei fast allen Festen finden, dies zunutze. Man änderte Namen, gab Gebräuchen und Zeichen eine andere, christliche Bedeutung, verschmolz christliche Legenden mit heidnischen Sagen, und so entstand jene fast unlösbare Vermischung von heidnischen und christlichen Gebräuchen.

Das gilt auch sicherlich nicht am wenigsten vom Martinsfeste. Die Dionysien und Meditrinalien waren rechte Schmausefeste und Trinkgelage, und an ihnen wurde teils der erste Most, teils der erste neue Wein getrunken und weidlich darin gezecht. Auch den alten Deutschen ging bekanntlich an beiden Ufern des Rheines in puncto bibendi nichts ab, und bei ihren Erntefesten ging es nicht minder hoch her als in Italien und Griechenland. Nun denke man sich das wirre Durcheinander jener Zeit — bis zum Ende des 4. Jahrhunderts — von römischen Söldnern und Händlern in den Rheingegenden

und von seßhaften und schweifenden deutschen Stämmen daselbst, und es wird nicht schwer sein zu begreifen, daß gerade hier Römisches und Germanisches sich vermischte, und Bacchus, Jupiter, Wuotan bei dem sowohl von Römern als Germanen gefeierten Herbstfeste durcheinander geworfen wurden. Die römischen Legionen, die am Rhein in steter Bewegung waren, und die zahllosen Händler, die einzeln und in Karawanen das Innere durchstreiften, vergaßen gewiß nicht ihre heimischen Feste. Manches Römerherz mag sich damals vielleicht aus dem rauhen Germanien hinausgesehnt haben, wenn daheim die Meditrinalien bei fröhlichem Becherklange gefeiert wurden, aber so gut es ging, feierte man eben auch in der Fremde. Als dann unter Kaiser Probus (276—282) der Weinbau am Rhein eingeführt wurde, und der edle Rebensaft auch den Deutschen so mundete, daß verschiedene Nachfolger des Probus den Rebenbau wieder beschränkten, da wird gewiß bei dem Herbstfeste auch der prüfende Trunk des „Neuen“ nicht gefehlt haben. So vollzog sich gewissermaßen beim Weine eine Verschmelzung römischer und germanischer Herbstfeier, und lange bevor der heilige Martin daran dachte, den Galliern das Christentum zu predigen, feierte man sowohl im romanisierten Gallien als in den germanischen Rheinlanden schon das Martinsfest als ein Erntefest, und der berühmte Heilige mag vielleicht manchen tüchtigen Trunk dazu getan haben, ohne zu ahnen, daß man das Fest einst nach ihm benennen und den Trunk „Martinstrunk“ heißen würde. Die Legende hat natürlich auch hier helfend eingegriffen und einen anderen Grund gefunden, weshalb die Zecher den Martinus verehren. Sie erzählt: Der römische Kaiser Maximus hatte einst den Bischof zu Gast geladen. Um ihn zu ehren, hatte er ihn an seine rechte Seite gesetzt und wollte nicht eher den Becher an seine Lippen führen, bis ihm Martinus daraus vorgetrunken hatte. Natürlich geschah des Kaisers Wille, und Martinus erhielt dafür einen Weinkelch in sein Wappen und gelangte so nach und nach zu der zweifelhaften Ehre, der Schutzpatron aller Trinker und Zecher zu werden. Wann dies geschah, ist natürlich nicht zu bestimmen. Schon Bonifacius eiferte auf verschiedenen Synoden gegen die Völlerei und Schwelgerei an den Tagen der Heiligen und klagte über ihre Vermengung mit den Heidenfesten. Da nun St. Martin der älteste und zugleich einer der bedeutendsten Heiligen war, so darf man jene Strafreden wohl auch auf seinen Tag beziehen. Zur Zeit der Kreuzzüge war das unmäßige Trinken zu Ehren des Heiligen

bereits so allgemein, daß die Johanniterritter sogar infolgedessen am Martinstage 1179 die Stadt Joppe an die Sarazenen verloren. Sie hatten nach hergebrachter Art, wie der Chronist erzählt, am Vorabend des Festes sich derart betrunken, daß es dem Feinde, dem dieser Umstand verraten worden war, ein Leichtes wurde, sie zu überrumpeln. Im 14. und 15. Jahrhundert stiegen Unmäßigkeit und Genußsucht auf das höchste. Besonders herrschte damals in den Städten das Laster der Trunksucht in hohem Grade, aber auch in manchen Klöstern war der heilige Martin ein freigebiger Patron, wie man sich damals ausdrückte; und jeden, der sein Hab und Gut verpraßte, pflegte man im Mittelalter einen Martinsmann zu nennen, und die Mönche selbst gebrauchten diese Benennung als Schimpfnamen. Vielfach war es damals Sitte der Fürsten und Städte, untereinander sich an diesem Tage Gesandtschaften zu senden, die dann in wahrhaft grausenerregender Weise bewirtet werden mußten. Eine solche Gesandtschaft wurde z. B. vier Tage lang — vom 9. bis 12. November — im Jahre 1578 von dem Straßburger Bischof auf seinem Schlosse zu Zabern bewirtet. Der Sekretär derselben hat eine ausführliche Beschreibung der Schmauserei hinterlassen, und obgleich der Berichterstatter gesteht, während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal zur Besinnung gekommen zu sein, entschuldigte sich der Bischof doch am Schluß der Schmauserei, daß die „Traktation“ so gering gewesen, und daß er die Gesandten nicht „hett können lustiger und fröhlicher machen“. Auch die Stadt Lübeck entsandte bis zum Jahre 1807 alljährlich die sog. „Martensmann-Ambassade“. Diese, aus drei tüchtigen Trinkern bestehend, mußte zum Martinsfeste den Herzögen von Mecklenburg ein Faß Wein überbringen und wurde dann zu einer Festlichkeit eingeladen. Gleichwie man im Mittelalter von Johannis- und Michaelisminne redete, so nannte man auch den Martinstrunk wohl Martinsminne. Hierauf beziehen sich viele damals entstandene Trinksprüche. So meinten z. B. die Klosterbrüder

Post Martinum bonum vinum!

denn um Martini wurde ihnen der neue Klosterwein geliefert, und der Bruder Kellermeister ließ sich nicht lumpen. Die fröhlichen Zecher aber, die kein Aufhören wußten, sagten wohl gar:

„Heb an Martini,
Trink' Wein per circulum anni!“ (Das ganze Jahr hindurch.)

Damit aber der Keller nicht leer an Wein wurde, stellte man Prozessionen am Martinsfeste an, ließ den Heiligen hoch zu Roß durch

das Dorf ziehen und sammelte neue Gaben ein. In Frankreich, wo die Zechereien am Martinstage, wie in allen Weinländern, wohl am stärksten betrieben worden sein mögen, pflegt man noch heute die Trunkenheit oder das ihr häufig folgende Übel scherzweise „Mal de St. Martin“ zu nennen. In der Gegend von Halle stellte man früher des Abends Krüge mit Wasser in die Salinen, wo dieses dann über Nacht in Wein verwandelt wurde.

Man sang dabei:

„Marteine, Marteine,
Mak Water to Weine!“

Ohne Zweifel deutet auch dies auf einen früher dort üblichen Martinstrunk. Die Martinsminne kommt schon zur Zeit vor, als in Norwegen das Christentum eingeführt wurde. Olaf I (995—1000) wurde von den Missionaren befohlen statt Odinsminne St. Martinsminne zu trinken.

Und nun zur Martinsgans! Gleich wie in England zu Michaelis, pflegt man in Deutschland am Martinstage eine gebratene Gans zu verzehren. Der Ursprung dieser Sitte ist nach dem Vorhergegangenen leicht zu erklären. Nicht weil sie einst den armen Abt von Marmoutier verraten, sondern weil sie ein alter Opferschmaus bei dem germanischen Erntefest war, kommt sie noch heute am Martinstage auf unseren Tisch. Die Gans ist der Vogel Freyas, gleichwie das Pferd das Tier ihres Gemahls ist. Pferde und Gänse waren die Hauptopfer der beiden, und Pferdeköpfe und Gänseköpfe zieren noch heute die Giebel der niedersächsischen Bauernhäuser. Das heidnische Opfer mitsamt dem Pferde verwarf das Christentum, ohne aber dabei die schmackhafte Gans entbehren zu wollen, sie wanderte deshalb in die Küche und auf den Tisch. Damit aber auch Wodan zu seinem Recht kam, gab man dem Gebäck, das man dazu genoß, die Form eines halben Hufeisens und nannte es Martinshörner oder Martinsbretzeln. Neben dem Kelch führt daher der heilige Martin auch eine Gans in seinem Wappen, und die ihm geweihten Kirchen, z. B. die Martinskirche in Worms, tragen nicht selten als Wahrzeichen eine Gans auf dem Turme. Die Martinsgans und ihre Bedeutung ist im Mittelalter nicht selten Gegenstand gelehrter Erörterungen gewesen, und im Jahre 1683 erwarb sich sogar noch der Gelehrte Frommann mit seiner Dissertation de ansere Martiniano an der Leipziger Universität den Doktorhut. Er führte schon den Nachweis, daß das Martinsfest bei den Heiden ein auf die Weinlese folgendes

Gastmahl gewesen sei. Der Prämonstratenser Seiler zu Marchtal hat sogar um 1770 eine Predigt über die Martinsgans gehalten. Als Text legte er der Predigt die Worte 5. Mosis 14, 11: „Alle reinen Vögel esset!" zugrunde. Der Schluß dieser Predigt ist gar zu ergötzlich, und wir lassen ihn deshalb hier folgen: „Dieweil jeder heut ißt seine Gans, bleibt aber selber eine, wenn er jetzt nicht weiß, wie viel sich von einer Gans lernen läßt! Und nun sei der Friede des Herrn mit Euch, und so auch mit Eurer Martinsgans; gedenket nicht bloß des Bratens und des süßen Mostes, sondern vor allen Dingen der Tugenden der Gänse, schämt Euch, von Gänsen Euch übertreffen zu lassen, und ahmt ihnen nach und dazu sage ich Amen!"

Beim Martinsschmause durfte natürlich auch der Gesang nicht fehlen, und es wurden eigens zu diesem Feste Lieder gedichtet, von denen manche noch heute vorhanden sind und Martinslieder genannt werden. Sie lassen sich bis in das 6. Jahrhundert zurück verfolgen, denn auf der Synode von Auxerre 590 wurden bereits solche am Vorabend des Martinsfestes gesungenen Lieder verboten, doch stammt das älteste solcher Lieder, die auf uns gekommen sind, erst aus dem 13. Jahrhundert. Die bedeutendsten derselben hat Simrock gesammelt und veröffentlicht. Sie behandeln entweder die Martinslegenden oder verherrlichen den Heiligen als tüchtigen Zecher.

Die meisten dieser Lieder wurden bei dem Umgang am Martinstage, beim Einsammeln von allerlei Martinsgaben, gesungen. Darum beginnen sie fast alle folgendermaßen:

„Marten, Marten heeren,
De Appeln und de Beeren",
De Nütte mag ick gern u. s. w.

Außer Äpfeln, Birnen und Nüssen nehmen die Singenden natürlich auch alles andere Eßbare und belohnen den Freigebigen mit einem Lobliede, während sie dem Geizigen nicht selten das Fluchlied singen, welches schließt:

„Und eine Eul' fliegt um das Haus,
Die kratzt ihm noch die Augen aus."

In manchen Gegenden waren und sind noch die Martinsfeuer üblich, zu denen ebenfalls das Brennmaterial zusammengesungen wurde. Sie haben sich vorzugsweise noch am Rhein, zwischen Köln und Koblenz und im Siebengebirge erhalten, während dieser Brauch in Norddeutschland meistens auf das Johannisfest übergegangen ist.

Im Rheintal und besonders im Siebengebirge macht man auf Höhen längs der Ufer des Flusses kleine Feuer an, zu denen sich die Knaben und jungen Burschen Holz, Reisig und Stroh zusammen betteln. Nach dem Erlöschen der Flammen springt man einzeln oder zu Paaren über die noch glimmenden Kohlen oder läuft mit den letzten glühenden Scheiten umher. Einem Knaben wickelt man Stroh um Arme und Beine und nennt ihn das Martinsmännchen. Die anderen Knaben höhlen sich Kürbisse, Gurken und Rüben aus, stecken brennende Lichter hinein und führen nun den Martinsmann unter Absingung von allerlei Liedern im Orte umher. Ähnliche Gebräuche finden sich fast überall, nur ist die Zeit derselben verschieden. Im Norden, besonders nördlich der Elbe, zündet man solche Feuer schon am Maiabend an, im Münsterland feiert man den h. Lambertus damit, und am Rhein gelten sie dem h. Martin: im Grunde aber sind sie überall nur hierher verschobene Johannisfeuer.

Der Martinstag steht ungefähr an der Grenzscheide zwischen Sommer und Winter. Er ist daher noch heute, ähnlich wie der Michaelistag an vielen Orten, der Wechseltag für die Dienstboten, und Verträge und Verpflichtungen werden auf diesen Tag geschlossen und erneuert. Er gilt auch als der Anfang des eigentlichen Winters, und daher ist es wohl gekommen, daß der heilige Martin in vielen Sprichwörtern und Witterungsregeln eine große Rolle spielt. Mit Bezug auf die Witterung heißt es:

„Ist an Martini Sonnenschein,
So tritt ein kalter Winter ein,
Kommt er mit Regen ins Land herein,
Wird's Wetter nicht beständig sein."

Zum Zeichen, daß es um Martini Zeit für den Winter ist, sich einzustellen, sagt der Bauer:

„St. Martinus setzt sich mit Dank
Schon auf die warme Ofenbank",

oder auch:

„St. Martin, — Feuer ins Kamin".

Auch sagt man wohl:

„St. Martinus kommt auf dem Schimmel geritten,"

und deutet damit einerseits an, daß um diese Zeit nicht selten schon der erste Schnee fällt, weist aber andererseits auf den Schimmelreiter Wodan zurück, der auf weißen, schneebringenden Wolken dahinreitet.

Sicherlich ist es nicht ohne Beziehung auf die nun beginnende strengere Kälte, daß der Heilige an vielen Orten Pelzmärte, d. h.

Martin im Pelz, genannt wird. Zu den Witterungsregeln gehören noch ferner folgende Prophezeiungen oder vielmehr Schlüsse auf das Wetter des kommenden Winters:

„Nebliger Martin — Winter gelind;
Heller Martin — Winter geschwind" (d. h. früh eintreffend.)

„Ist Martin trocken und kalt,
Die Kälte nicht lang anhalt."

Ferner: „Wenn's Laub nicht vor Martini von den Bäumen fällt, hat man einen kalten Winter zu erwarten"; dagegen

„Wenn Martini Regen fällt
Ists mit dem Weizen schlecht bestellt."

Auch ein Aberglaube knüpft sich noch an das Martinsfest: Am Tage vor Martini wird das Vieh zum letztenmale auf die Weide getrieben, „es wird aufgebunden", wie man es nennt, und die Hirten verfertigen Ruten aus Birkenreis und bewahren dieselben bis zum 1. Mai des folgenden Jahres auf, um dann das Vieh zum ersten Male wieder damit auszutreiben. Während des Winters schützen diese Ruten den Viehstand vor bösem Zauber, und im Sommer befördern sie die Fruchtbarkeit der Herde.

Als Wechseltag von Kauf-, Pacht-, Dienst- und auch Zinsverträgen hat der Martinstag mitsamt dem Martinsschmause einen unangenehmen Beigeschmack bekommen. Hierauf beziehen sich die Redensarten über den Martinszehnt. Da der Bauer um Martini am meisten Geld hatte, so mußte er um diese Zeit Zinsen, Rechnungen, Abgaben und andere Gefälle bezahlen. Wehe ihm, wenn er es nicht konnte, denn es heißt noch heute:

„Herr Martin ist ein harter Mann
Für den, der nicht bezahlen kann";

oder:

„Martin ist ein Prahler — Und schlechter Zahler."

Hier erscheint der heilige Martin als der sog. „Steuerheilige", und als solchen hat ja bekanntlich die mittelalterliche Kirche mit ihren Zinsen und Zehnten ihm große Verehrung erwiesen. Der drolligste Martinszehnt dürfte übrigens wohl derjenige gewesen sein, den eine Herrschaft Swalenberg dem Abt von Corvey zahlen mußte. Diese Herrschaft war gehalten, dem genannten Kloster alljährlich zum Feste des heiligen Martin eine in Silber nachgebildete Gans zu liefern. Ob diese Martinsgänse etwa zu den Martinstalern verwendet wurden, die es nach der Versicherung Münzkundiger geben soll, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Die Taler sollen den

Georgstalern ähnlich sein und einen Reiter darstellen, der seinen Mantel mit dem Bettler teilt.

In protestantischen Ländern wird das Martinsfest vielfach irrtümlich auf Luther bezogen. Da dieser am 10. November geboren und am 11. getauft wurde, erhielt er bekanntlich den h. Martin als Schutzpatron. Besonders festlich wird der Tag, geradezu Luthertag genannt, in Nordhausen begangen. Über den Ursprung dieser Sitte berichtet ein einheimischer Schriftsteller:* Der dortige Bürgermeister Meinberg lud einst Luther und seinen Freund Justus Jonas, der aus Nordhausen gebürtig war, zum Geburtstage Luthers ein. Als sie in guter Laune bei einander saßen, kam die Rede darauf, daß man morgen in der katholischen Kirche das Martinsfest feiere und ihm zu Ehren bunte Lichter anzünde. Man äußerte nun, daß man das hier auch ebensogut tun könne. Darauf wurden wirklich bunte Lichter geholt und angezündet. Von diesem historisch freilich nicht verbürgten Vorgang wird die Sitte hergeleitet, alljährlich eine Martinsfeier zu veranstalten, bei der sich ganz besonders die Schuhmacherzunft hervortut. Auch dies soll auf einem geschichtlichen Ereignis beruhen. Als Luther einst abends spät von dem Jahrmarkte in Sondershausen heimkehrte, geriet er mit den Nordhauser Schuhmachern zusammen, und diese überredeten ihn, mit auf ihre Herberge zu kommen. Luther nahm die Einladung an, und als sie in die Stadt einzogen, setzten sie alles in Bewegung und riefen:

„Herr Martin kommt, der brave Mann,
Zünd't hunderttausend Lichter an!

Beiden Erzählungen sieht man es an, daß sie eben Legenden sind, die man vielfach von dem den Protestanten unbekannten Martin von Tours auf den bekannteren Martin Luther übertrug.

Eine ähnliche Übertragung hat in der protestantischen Kirche Rußlands stattgefunden. In ganz Livland und Kurland, ja überall im Innern des russischen Reiches, wird der Geburtstag des Reformators noch heute festlich durch fröhliche Gesellschaften, bei denen es auch an einem tüchtigen Martinstrunke nicht fehlt, begangen. Ein solches Martinsfest, das der Verfasser 1870 in der protestantischen Diaspora Archangel mitfeierte, gehört zu seinen liebsten Erinnerungen an den Aufenthalt im heiligen Zarenreiche.

---

* Girschner, Nordhausen und Umgegend, 1866.

Der. St. Andreasabend.

„Andreasabend ist heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menschenkind,
Die zwischen Himmel und Erde sind;
Bis auf diesen einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann.“

(F. Nork, Festkalender 705.)

So singen am Vorabend des Andreastages, des 30. Novembers, die heiratslustigen Mädchen, wenn sie zu Bette gehen, und dann erscheint ihnen der Zukünftige im Traume. Diese Sitte ist über ganz Deutschland verbreitet und wird in Süddeutschland, besonders aber im Elsaß, „das Andreslesch auen“ genannt. In anderen Gegenden holen die Mädchen am Andreasabend bei einer Witwe „unbeschrien“, d. h. ohne darum zu bitten und ohne dafür zu danken, überhaupt ohne ein Wort zu sprechen, einen Apfel, dessen eine Hälfte sie vor, die andere nach Mitternacht essen. An anderen Orten verfährt man in derselben Weise mit einem Hering, oder man bereitet stillschweigend aus Mehl, Butter und Salz einen Kuchenteig, dem man wohl die Form eines Mannes gibt. Vor dem Bette stehend, verzehrt dann die neugierige Jungfer ihr selbstgebackenes Männchen und spricht dabei:

„Bettstollen, dich betret ich,
Andreas, dich bet ich,
Laß mich meinen Herzallerliebsten seh'n;
Sei er jung oder alt,
In schöner Gestalt.“

In Mülhausen (auch anderswo) gehen die Mädchen um Mitternacht an den Brunnen oder an Quellen, um das Bild des Zukünftigen darin zu schauen, oder sie kehren nackend das Zimmer, dann zeigt sich an der Wand der Schatten desselben und trägt die Zeichen seines Standes bei sich.

In Norddeutschland nennt man diese Art, die Zukunft zu befragen, das „Wundern“.

Zuweilen ist aber das hoffnungsfrohe Mädchenherz mit dem bloßen Sehen nicht zufrieden; es möchte auch noch gern wissen, ob St. Andreas ihm einen reichen oder einen armen Mann beschert, und um das zu erfahren, stellt man zwei Becher, den einen mit

Wein, den anderen mit Wasser vor das Bett. Dann ist der herbeizitierte Bräutigam auch so freundlich und trinkt aus einem derselben, je nachdem er im elterlichen Hause an Wein oder Wasser gewöhnt, d. h. reich oder arm ist. In Gegenden, wo kein Wein wächst, weiß man sich natürlich anders zu helfen. Man spricht die Schlußworte der Bitte:

„Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Brot im Arm."

In einigen Gegenden pflegen die Mädchen zu demselben Zweck auch, ähnlich wie am Sylvesterabend, Blei oder Zinn zu gießen, oder sie legen Blumen oder einen Spiegel unter das Kopfkissen und beachten die Träume, um sie als Liebesorakel zu deuten. Beim Bleigießen sprechen sie leise folgendes Andreasgebet:

„Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann,
Und laß mich im Bild ihn sehn,
Ob er häßlich oder schön,
Ob er geistlich oder weltlich,
Ob er jung ist oder ältlich,
Ob's ein Junker, stolz und frei,
Ob er arm, doch fromm dabei,
St. Andreas zeig' mir's an,
Ob und was ich hoffen kann.
St. Andreas, ich bitte Dich!
Denk doch dieses Jahr an mich."

In Norddeutschland, besonders im Hannoverschen, lauschen die Mädchen am Andreasmorgen auf das Gackern des Hahnes; hören sie es, so kommen sie im nächsten Jahre unter die Haube, wenn nicht, so müssen sie eben warten. Vor dem Zubettgehen werfen sie rückwärts den Schuh oder Pantoffel nach der Tür. Zeigt die Spitze nach innen, so ist das ungünstig, umgekehrt dagegen steht „er" vor der Tür, wagt aber nicht hereinzukommen, bezw. anzupochen, d. h. zu werben, und da muß man ihm ein Bischen entgegenkommen. Auch ziehen sie im Dunkeln ein Scheit aus dem Holzhaufen oder einen Stecken aus dem Zaun; auch gehen sie um Mitternacht in den Schafstall, um aufs Geratewohl ein Schaf zu ergreifen. Nur wenn dies ein Bock oder ein Widder ist, beschert der heilige Andreas ihnen einen Mann. Auch werfen sie wohl das Hemd rückwärts zur Tür hinaus und decken den Tisch für den Zukünftigen, der dann, während sie nackend im Bett liegen, erscheint und sich zum Essen niedersetzt.

Bei allen diesen Zaubereien ist es nötig, nackend zu sein und rückwärts zu gehen. Bei dem Herausziehen des Steckens aus dem Zaune, der das väterliche Erbe einfriedigt, sprechen sie:

„Erbzaun, ich schüttle dich,
Ich rüttle dich,
Wo mein Liebchen wohnt, da regt sich's.
Kann er sich nicht selber melden,
So laß nur ein Hündchen bellen".

In der Gegend, wo der Bräutigam wohnt, soll dann ein Hund bellen.

In welcher Beziehung steht nun der heil. Andreas zu solchem tollen Aberglauben? Das ist eine Frage, die sich mit Sicherheit wohl kaum beantworten läßt, denn auch hier ist die Verquickung zwischen christlicher Legende und altgermanischem Götterglauben, wie bei so vielen abergläubischen Gebräuchen, eine nahezu unlösbare. Sehen wir zuerst einmal zu, wer der heil. Andreas eigentlich ist. Mit seinem Bruder Petrus zugleich wurde er zuerst zum Jünger des Herrn berufen. Er predigte, der Tradition zufolge, in verschiedenen Provinzen Kleinasiens, bekehrte die Ungarn, Polen und Skythen im südlichen Rußland, das ihn später dafür zum Schutzheiligen annahm, und starb den Kreuzestod zu Patras. Über sein Märtyrium berichtet die Legende Folgendes: Er predigte zu Patras in Achaja so gewaltig, daß die Gemahlin und der Bruder des Prokonsuls daselbst bekehrt wurden. Dafür zum Tode verurteilt, soll er vom Kreuze herab — es war eine sog. crux descussata in Form eines römischen X — noch zwei bis drei Tage lang dem herbeiströmenden Volk gepredigt haben. Endlich wollte man ihn lebend herabnehmen, aber aus Sehnsucht nach dem Märtyrerruhm betete er nun um seinen Tod, der dann auch eintrat. Im Jahre 359 wurden seine Überreste auf Befehl des Kaisers Konstantin von Patras nach Konstantinopel gebracht und am 30. November in der dortigen Apostelkirche beigesetzt. Deshalb feiert die abendländische und morgenländische Kirche gleichmäßig sein Gedächtnis an diesem Tage. Die griechische Kirche hat ihn von jeher hoch in Ehren gehalten, und in Rußland stiftete ihm zu Ehren Peter d. Gr. 1689 den Andreasorden, der in den vier Ecken des schrägen, sog. Andreaskreuzes die Buchstaben S. A. P. R. zeigt. Sie bedeuten: Sanctus Andreas, Protector Regni. Auch die Schotten haben sich ihn zum Schutzpatron erwählt und Jakob V. stiftete ebenfalls ihm zu Ehren 1540 den schottischen Andreas- oder Distelorden. Das Wappen des alten Königreichs Burgund war ebenfalls

ein Andreaskreuz, das daher auch den Namen Burgunderkreuz erhalten hat. Die Fürsten von Braunschweig ließen dem Apostel zu Ehren Andreas-Dukaten, -Taler, -Gulden und -Groschen prägen. Als Schutzpatron erwählten ihn ferner, hauptsächlich wohl seiner Herkunft wegen, die Fischer. Auch die Freimaurer der sog. schottischen oder Hochgradsysteme haben ihn zu ihrem Schutzpatron erkoren, und gleichwie die Anhänger der Johannislogen den 24. Juni als Jahrestag feiern, ist für die schottischen Freimaurer der Andreastag der Tag ihrer Jahresfeier.

Kehren wir nun zu den mit dem Andreasfest verbundenen Gebräuchen zurück, so sehen wir, daß es vorzugsweise die Schicksalsbefragungen der Frauen und Mädchen sind, die uns entgegentreten. Nork, der es allerdings liebt, sich zuweilen in sonderbaren Worterklärungen zu ergehen, ist der Ansicht, daß der Name des Heiligen zu solchem Zauber herausgefordert habe. Das griechische Wort Andreias kommt her von Andros und bedeutet eben Mann. Abgesehen hiervon, glauben wir einen Teil solcher Gebräuche auf einen Überrest des gegen Ende November gefeierten römischen Festes der Göttin Fortuna muliebris zurückführen zu müssen. Auch sollen schon die jungen Mädchen der Germanen in der Herthanacht diese Göttin um ihr Schicksal befragt haben, was ohne Zweifel an die Sage von den Nornen erinnert. Für den römischen und griechischen Ursprung tritt Grimm, für den altgermanischen Simrock ein. Im übrigen mag die Kirche selbst den Aberglauben auf folgende Weise genährt haben: Der Gedächtnistag des Apostels wurde auf dem zweiten nicäischen Konzil 787 endgiltig festgesetzt. Um jene Zeit kam auch ungefähr die Feier des Festes nach Deutschland. Die Feier des Tages war von kirchlicher Seite sehr begünstigt, weil sie ziemlich gleichzeitig mit dem Advent, dem Neujahr der Kirche, fiel. Da nun an den Sonntagen überhaupt vielfach von den Heiligen der Woche gepredigt wurde, und selbstverständlich Andreas als der bedeutendste unter ihnen hervortrat, so wurde bald sein Name mit dem Adventfest zusammen gebracht. Nun war es aber von altersher Sitte, und ist, im nördlichen Deutschland wenigstens, noch jetzt Sitte, daß der Geistliche alle Jahre an diesem Tage von der Kanzel einen Rechenschaftsbericht über die Geburten, Todesfälle, Taufen und — Trauungen vorlas. Wurde Adventfest und Andreastag mit einander vermengt, so ist es leicht begreiflich, daß der Heilige auch mit diesen Familienereignissen in Verbindung gebracht wurde. Wie man sich heute am

Sylvesterabend fragt, was einem das neue Jahr an Freud und Leid wohl alles bringen möge, so war es im christlichen Altertum der heil. Andreas, der die Schicksalslose verteilte. Bei der Verehrung der Heiligen war ja das Fragen und Bitten gleich. Auch die Frauenherzen sind von jeher dieselben gewesen, und ihre Wünsche und Hoffnungen gingen immer auf das Eine hinaus — auf die Liebe; und „o, heiliger Andreas, beschere mir in dem kommenden Jahre einen Mann, damit ich bei deinem nächsten Feste auch zu den Glücklichen gehöre, die morgen verkündet werden!" Das war sicherlich ein wohl zu begreifendes Gebet der frommen Jungfrau am Andreasabend!

Die häßliche Tochter der schönen Mutter Hoffnung ist aber die Neugierde. Nicht allein hoffen, sondern wissen möchte das Menschenherz, und vor allem das Frauenherz, und die Neugierde ward die Brücke zu dem Aberglauben. Man glaubte eine Frage an das Schicksal frei zu haben, und zu dem Andreasgebet kam das „Andreasbeschauen". In der Tat existiert noch ein altes lateinisches Andreasgebet, das beides enthält: „O, Sancte Andrea, effice ut bonum pium acquiram virum, hodie mihi ostende qualis sit qui me in uxorem ducere debet."* Das heißt zu Deutsch etwa: „O, heiliger Andreas, bewirke, daß ich einen guten und frommen Mann bekomme; zeige mir heute, wie der sein wird, der mich zum Weibe nehmen soll." Ist die erste Hälfte dieses Gebetes ohne Zweifel christlich, so ist die zweite entschieden heidnisch und hängt mit dem alten Losglauben der Germanen zusammen. Die Zeit vor dem Julfest — die Adventzeit — war die Zeit des Wünschens und Hoffens, und der Ausdruck desselben ist eben die Befragung des Schicksals. Nicht allein auf die Hochzeit bezieht sich solche Befragung, sondern auch auf den Tod. Wer wissen will, ob er das nächste Jahr stirbt, legt abends ein spitzes Häufchen Asche oder Mehl auf den Tisch; bleibt es bis zum Andreasmorgen stehen, so hat Freund Hein noch keine Gewalt über ihn, fällt es aber zusammen, so ist es bald aus mit ihm. Auch für andere Personen kann man das Schicksal erforschen. Man stellt zwei kleine Schälchen von Blech — Papier tut es übrigens auch — in Wasser, die man mit dem Namen zweier Liebenden bezeichnet. Haben die beiden Schälchen sich am Morgen genähert, so — kriegen sie sich im Laufe des Jahres, wenn nicht? nun, dann warten sie eben noch ein Jährchen. — Offenbar ist hier der Kultus der alten Liebesgöttin

* Scheible, Kloster B. 7, Seite 704.

:ya mit im Spiel. Mit ihren beiden Dienerinnen Gna und Hlyn :chzog sie, besonders zur Julzeit, die Lande, um die schönen und en Frauen zu besuchen und zu segnen.

Mit dem Christentum hatte ihre Herrschaft natürlich ein Ende,) manches ist von ihr auf christliche Heilige übergegangen, :unter vielleicht auch die Sitte des „Andreasbeschauens“. Der l. Andreas ward schon sehr früh im Mittelalter „der Gütigste Heiligsten“ genannt, und scheint in der Volksanschauung auch lfach den Bruder der Freya, den gütigen Freyr, der mit ihr leich den Ehen vorstand, vertreten zu haben. Als ein Beispiel, zu welchem Grade der Andreasaberglauben sich zuweilen steigerte, folgende Geschichte nach Nork erzählt: Einem zwölfjährigen idchen riet die Magd, sie solle sich in der Andreasnacht allein dem Herde niedersetzen und das Vaterunser rückwärts hersagen, ın werde ihr zukünftiger Bräutigam erscheinen. Sie sah nun e weiße Gestalt mit totenbleichem Antlitz, welche Erscheinung die ıgd so deutete, daß der Tod ihr Bräutigam sein würde. Das idchen erreichte ein Alter von siebenzig Jahren, ohne sich zu verraten und „so“ — setzt der Erzähler hinzu — „wurde der Tod rklich ihr Bräutigam“.

Ein recht scherzhaftes und doch sehr ernstes Andreasfragspiel, s den heil. Andreas als eine Art Echo der Fragenden auffaßt, ıtet folgendermaßen:

„Andreas, heiliger Schutzpatron!
Wende von mir Schmach und Hohn
Schaue doch mein Alter an,
Schaffe bald mir einen Mann!
Krieg ich Einen oder Keinen?“

Antwort: „Einen, Einen!“

„Ei, das wäre ja schön!
Wird er viel nach Andern sehn?
Treulos, unbeständig sein,
Oder einzig und allein
Mir nur leben zu Gefallen?“

Antwort: „Allen, allen!“

„Ei, das klänge nicht gar fein!
Würde lieber gestorben sein!
Hat er denn ein eigen Haus,
Und wie sieht es drinnen aus?
Ist es denn von rechter Länge?‘

Antwort: „Enge, enge!‘

„Nun, das gehet auch noch an,
Leb' ich nur glücklich mit meinem Mann;
Hat er, was mir Freude schafft,
Sind die Betten auch von Taft,
Da ich drinnen ruhen werde?"

Antwort: „Erde, Erde!"

„Ach, wie klingt es schauerlich,
Heiliger Andreas, behüte mich!
Soll denn der Tod mein Eh'gemahl sein,
Muß ich mich ergeben drein.
Erden-Hoffnung — falscher Schimmer!"

Antwort: „Immer, immer!"

Hoffentlich lauten die Antworten für unsere junge Leserinnen günstiger als die beiden letzten, oder was noch besser ist, sind sie so vernünftig, solchen Aberglauben aus ihrer Schlafkammer zu verbannen!

Der Barbaratag.

Überall, wo Artillerie in Garnison liegt, da feiern die Herren vom groben Geschütz am 4. Dezember in Kasinos und Kasernen das Fest ihrer Schutzpatronin, der h. Barbara. Wie mag es nun wohl gekommen sein, daß gerade die kräftigsten unserer Marssöhne ein schwaches Weib zur Schutzpatronin haben? —

Nach der Legende war die h. Barbara die Tochter eines reichen Nikomediers Namens Dioskuros und lebte zwischen 236 und 305 nach Christi Geburt. Ihr Übertritt zum Christentum versetzte den Vater so in Zorn, daß er nicht allein ihre Verurteilung zum Tode bewirkte, sondern sogar das Scharfrichteramt mit eigener Hand an ihr ausübte. Für solchen Frevel ward der unnatürliche Vater sogleich vom Blitze erschlagen. Von da an wurde die bald heilig gesprochene Barbara als Schutzheilige gegen Blitz und Donner angerufen. Da die Kirchen mit ihren höher als die meisten übrigen Gebäude emporragenden Türmen dem Blitzstrahl sehr ausgesetzt waren, so ist es begreiflich, daß man sie häufig der h. Barbara weihte, um sie dadurch vor Feuersgefahr zu schützen. Auch die Feuerglocken taufte man vielfach auf ihren Namen und bereits im frühen Mittelalter war es Sitte, solche Barbara-Glocken zu läuten, sobald ein

Gewitter am Himmel stand. Dieser Sitte verdankt die Artillerie ihre Patronin, denn durch ihre Kanonen ahmte sie ja gleichsam Donner und Blitz nach. In Spanien soll diese Verehrung der h. Barbara zuerst aufgekommen sein, und wenn man der allgemeinen Annahme, die Mauren hätten bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts Kanonen gegen die Spanier angewendet, nämlich bei der Belagerung von Sevilla 1247, folgt, so gewinnt diese Behauptung viel an Wahrscheinlichkeit. Die frommen Spanier wußten wohl gegen das neue, eigenartige Gewitter keinen besseren Schutz als — das Barbara-Läuten. So wurde die Heilige zur Artillerie in Beziehung gesetzt, und bald brachte man an Zeughäusern, Pulvermagazinen, Artilleriekasernen u. s. w. ihr Bildnis an. Das ist in katholischen Ländern noch heute Sitte, und auf französischen Kriegsschiffen nennt man noch bis auf den heutigen Tag die Pulverkammer Sainte Barbe. In Metz hieß früher dasjenige Stadttor, welches zu dem außerhalb der inneren Umwallung liegenden Zeughause führte, das Barbara-Tor, und die Attribute der Schutzheiligen waren auf dem Torbogen in Stein ausgehauen. Auch besonders großen Kanonen der damaligen Zeit gab man gern ihren Namen. In den protestantisch gewordenen Ländern ersetzte man den Namen der Heiligen durch andere weibliche Namen, meistens diejenigen der Gemahlinnen der Fürsten, welche die Kanonen gießen ließen, die der Soldatenwitz dann gewöhnlich mit entsprechenden Attributen versah. So gibt es in Woolwich in England im Artilleriemuseum eine Kanone, auf deren Lauf eine weibliche Figur eingraviert ist und welche „the big Bab," die dicke Barbara, genannt wird. Sie stammt übrigens aus Deutschland. Auf der oberen Seite des Rohres ist ein Bauer mit einem Korbe voll Eiern abgebildet, unter dem die deutsche Inschrift:

„Ich bin fürwahr ein grober Bau'r,*
Wer frißt mein' Ayr,
Es wird ihm sau'r."

eingraviert ist. Die Herkunft des Geschützes ist unbekannt. Die Art der Ausführung des Gusses scheint indessen nach Breslau zu deuten. Dort wurde im Jahre 1507 ein jetzt im Berliner Museum befindliches ähnliches Bronzegeschütz hergestellt, das die Aufschrift trägt:

* Neben diesem „groben Bauern" ist seit einiger Zeit der „lange Tom" aus Südafrika aufgestellt worden.

„Ich bin lank und eben,
Leonart Diokariette Geceugmestyr (Zeugmeister)
Hot mich angeben.
Ich bin gros,
Meister Georg Kanengießer mich gos.“

Wenn diese beiden Geschütze besonders durch ihren künstlerischen Guß auffallen, so tun dieses andere Kanonen besonders durch ihre Größe. Am bekanntesten sind die „faule Grete“ und die „tolle Grete“ geworden. Die erstere wurde 1414 gegossen und von dem ersten Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, im Hussitenkriege gebraucht. Sie war ein Vierundzwanzig-Pfünder und befindet sich jetzt als das größte Geschütz ihrer Zeit im Berliner Museum. Die letztere, die „tolle Grete“, war in Gent zu Hause und wurde bei der Belagerung von Oudenarde in Holland gebraucht. Ihr Lauf war aus eisernen Stäben zusammengeschmiedet und mußte mit 140 Pfund Pulver geladen werden. Das Gewicht des Laufes (Rohres) betrug 33 000 Pfund und derselbe ruhte, wie die Abbildung im Buch der Erfindungen (Band IV, 392) zeigt, auf drei großen Eichenklötzen, die als Lafette dienten. Man mußte die „tolle Grete“ vor Oudenarde stehen lassen und sie ist später nach dem Haag gekommen. Der kriegerische Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, nebenbei bemerkt, derselbe, der die Verehrung des heiligen Rockes einführte, hatte zwei außerordentlich große Kanonen, den „Greif“, nach seinem Wappen, und die „böse Else“, angeblich nach seiner ebenso kriegerischen Freundin Else von Kleve benannt. Er zerschoß mit ihnen zahlreiche Ritterburgen im Hunsrück und im Taunus, darunter auch die Kronenburg im Nassauischen. Der „Vogel Greif“ kam später in das Zeughaus zu Ehrenbreitstein. Hier wurde er am 28. Januar 1799 von den Franzosen erbeutet und nach Metz gebracht; dort führte er in einem eigens für ihn hergestellten Schuppen bis zum Jahre 1866 ein beschauliches Dasein. Zwar ging in Metz die Sage, im Jahre 1814 habe der damalige Kommandant von Metz, General Rogette de Belloquet, das Geschütz in die Seille versenkt; dies ist jedoch unrichtig. Die Metzer Zeitungen vom 8. August 1866 berichten, daß der „Greif“ aus dem Metzer Artillerie-Arsenal per Eisenbahn nach Paris gebracht sei. In Metz war dieses grobe Geschütz auch unter dem Namen couleuvrine d'Ehrenbreitstein (Ehrenbreitsteiner Feldschlange) wohlbekannt und als Sehenswürdigkeit viel besucht. Das Annuaire du département de la Moselle pour 1832

—1833 von Verronais bringt eine ausführliche Beschreibung desselben: „Greif“ ist 14 Fuß lang (4,60 m), fast 264 Zentner schwer, hat ein Kaliber von 11 ½ Zoll, am Bodenstück über 2 Fuß Eisenstärke und schießt Kugeln von 141 Pfund. Er ist 1578 in Trier von Simon gegossen worden.“ Demselben streitbaren Bischof werden noch drei solcher Riesenkanonen zugeschrieben, nämlich: die „Ungnad“, das „Schellchen“ und der „Hahn“, die sämtlich bei der Belagerung verschiedener Rheinburgen verwendet wurden. Die „faule Grete“ besingt ein altes Artilleristenlied folgendermaßen:

Die „faule Grete“ war just nicht klein,
Man warf daraus 500 Pfund Stein';
Der Zündlochstollen war auf Ehr'
Wie 'ne ordinäre Brunnenröhr'.

Wie ein Mehlfaß war die Puderdose,
Und das Metall hinten am Stoße,
Maß drei rhein'sche Ellen gut,
Das Korn war wie ein Zuckerhut.

Sie schoß mit Kugeln groß' und kleine
Bis nach Köln unten am Rheine,
Und mit dem zweiten Aufschlag überdies
Traf man über Aachen nach Paris.
u. s. w.

Die größte Kanone des 15. Jahrhunderts hatte aber der Sultan Amurath gießen lassen, um mit ihren 1100 Pfund schweren steinernen Kugeln 1453 die Mauern Konstantinopels einzuwerfen, bei welcher Arbeit sie aber zersprang. Als im Jahre 1809 die Franzosen zahlreiche spanische Festungen belagerten, taten sich spanische Frauen und Jungfrauen, zuerst in der Stadt Girona in Katalonien, dann auch in anderen Festungen, zusammen und bildeten sog. „Barbara-Kompagnien“, die der Verteidigung nicht unwesentliche Dienste leisteten.

In den Münzsammlungen gibt es auch Barbarataler, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Mantua geschlagen wurden. Wir glauben indes kaum, daß die auf diesen Münzen eingeprägte weibliche Figur die h. Barbara sein soll, sind vielmehr der Meinung, daß es sich hier um Geldstücke handelt, die Barbara von Mantua, die gelehrte und kunstliebende Gemahlin des Herzogs Eberhard im Bart und Mitbegründerin der Universität Tübingen, schlagen ließ.

Bei dem am 4. Dezember gefeierten Barbarafeste wurden während des ganzen Mittelalters sog. Barbaralieder gesungen, bei denen es hauptsächlich darauf ankam, durch Pauken und andere

„musikalische“ Instrumente den Donner möglichst getreu nachzuahmen. Auch die „faule Grete“ spielte dabei eine große Rolle. Sie wurde in Holz nachgemacht und das aufwärts gerichtete Rohr mit Wein oder Bier gefüllt. An der Stelle des Zündloches brachte man einen Krahn an, aus dem dann der nötige „Stoff“ zu Ehren der Patronin verzapft wurde, denn der Refrain des Barbaraliedes lautete immer:

„Denn der Artillerist, damit ihr's wißt,
Allezeit sehr durstig ist.“

St. Nikolaus und Knecht Ruprecht.

Bald kommt der heil'ge Nikolas
Und bringt den frommen Kindern was,
Doch die nicht fleißig gebetet ha'n,
Die wird er mit der Rute schla'n!

So singt ein alter Volksreim, und das fröhliche Kinderherz spricht es ihm nach, wenn die kleinen Augen sehnsüchtig die riesigen Nikolausfiguren von Zucker in den Schaufenstern der Konditoreien betrachten, und mancher kleine Trotzkopf, der vom Beten nicht allzuviel hat wissen wollen, mag dabei im Stillen denken, daß selbst die überzuckerte Rute des gestrengen Heiligen nicht so übel schmecken möge. St. Nikolaus ist in ganz Süddeutschland und, so weit es katholisch ist, auch in Norddeutschland der Kinderpatron und Kinderfreund. In dem protestantischen Norden ist aber sein Vetter, der Knecht Ruprecht, viel bekannter. Er ist eine Art Gegenstück oder eigentlich eine Ergänzung zum Nikolaus, denn beide sind ursprünglich eine und dieselbe Person, die nicht mehr und nicht minder verschieden sind als der Süden und Norden unseres Vaterlandes. Erscheint der h. Nikolaus im ganzen als der milde, sanfte Kinderfreund, so ist Knecht Ruprecht im Gegensatz zu ihm ein gar arger Geselle und sieht mit seinem großen Sack, in dem alle bösen Buben von der Sorte wie Max und Moritz herumzappeln, weit gefährlicher aus, und wenn es heißt: „Knecht Ruprecht kommt!“ dann fährt selbst dem ausgemachtesten Taugenichts für den Augenblick ein heilsamer Schrecken in die Glieder.

Wer sind nun die beiden Heiligen, und wie kommen sie zu ihrem Amte?

Beider Herkunft ist ziemlich dunkel, denn sie besitzen nicht einmal einen Geburtsschein, den doch billigerweise jeder Mensch haben soll, wie viel mehr denn einer, der ein Heiliger sein will. St. Nikolaus kann aber doch wenigstens eine Legende aufweisen und das ist doch schon etwas. Er soll zu Patara in Lycien geboren sein, und zwar in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Schon als Säugling zeichnete er sich durch Fasten und als Knabe durch Werke der Barmherzigkeit aus. Als Hauptzug seiner Freigebigkeit berichtet die Legende: Ein Vater hatte drei schöne Töchter, denen er aus Armut kein Heiratsgut mitgeben konnte, und wollte nun die Unschuld derselben verhandeln. Als Nikolaus das erfuhr, warf er dem Vater des Nachts einen Beutel mit Geld ins Bett, damit er sie ausstatten könne. Nach dem Tode seiner Eltern, die von einer damals wütenden Pest dahingerafft wurden, verteilte er sein Vermögen unter die Armen und ging in ein Kloster zu Myra. Hier stieg er wegen seiner Frömmigkeit von Stufe zu Stufe und wurde schließlich zum Bischof von Lycien erwählt. Als solcher soll er 325 an dem Nicäischen Konzil teilgenommen haben und besonders gegen die Arianer aufgetreten sein. In der Christenverfolgung des Diokletian mußte er in den Kerker wandern, wurde aber von Konstantin wieder befreit. Zu der Würde eines katholischen Heiligen gelangte er zuerst in Armenien, und im griechischen Kalender kommt sein Name bereits im 9. Jahrhundert vor. In Rußland ist er mit der Zeit sogar zum Nationalheiligen avanciert. Sein Tod erfolgte zu Myra am 6. Dezember 342. Italienische Kaufleute entwendeten im 11. Jahrhundert seine Reliquien und brachten sie in ihre Vaterstadt Bari, wo sie zuerst in der St. Stephanskirche beigesetzt wurden und man ihm zu Ehren später, im Jahre 1087, die prächtige St. Nikolauskirche erbaute.

Im 6. Jahrhundert ließ Kaiser Justinian zu Ehren des Nikolaus eine Kirche zu Konstantinopel erbauen, welche der Kaiser Basilius im 9. Jahrhundert prachtvoll erneuerte. Wie Bari, stellten sich noch viele andere Städte und Ortschaften des Morgen- und des Abendlandes unter den Schutz dieses Heiligen und bauten Kirchen und Klöster zu seiner Ehre. Die russische Kirche hält außer den Aposteln kaum einen andern Heiligen so hoch wie den Nikolaus. Viele Gotteshäuser sind nach ihm benannt, und die russischen Tauf-

bücher weisen keinen Namen so häufig auf wie den seinigen. Bettler flehen in seinem Namen um Gaben, und russische Soldaten tragen sein Bild auf der Brust, um sich vor Verwundung zu schützen.

Knecht Ruprecht, oder, wie wir wohl richtiger schreiben, Rupert, ist von edler Abstammung, ja, er ist sogar göttlichen Ursprungs, wenn auch nur heidnischen. Sein Ahnherr ist niemand anders, als der ruhmglänzende Wodan, und Hruodperaht, d. h. eben der von Ruhm strahlende, ist sein wahrer Name. So trifft er auch in diesem seinem Namen wunderbar mit seinem Vetter, dem h. Nikolaus, zusammen, denn das griechische Niko-laos bedeutet nichts weiter als Volksbezwinger oder der Siegreiche. Beide sind denn auch eine und dieselbe Gestalt, nämlich der bei Einführung des Christentums zum Heiligen erhobene und zugleich zum Dämonen herabgedrückte alte Wodan. Jener ist im Süden, dieser im Norden, wo der heidnische Einfluß ein längerer und tieferer war, beheimatet. Diese Doppelnatur des Heiligen — als Nikolaus — und des Dämonen — als Knecht Ruprecht — kehrt in Legende und Sage überall wieder.

Auch mit Bezug auf den Knecht Ruprecht gibt es eine Legende, aber eigentlich ist es nur ein Märchen, das uns der Abt Johann v. Trittenheim* in seiner Chronik aufgezeichnet hat. Ein Priester namens Rupertus las am Weihnachtsabend die erste Messe, und während dessen führte eine Anzahl Männer und Frauen, um ihn zu ärgern, auf dem nahen Kirchhofe einen Tanz auf. Er ließ durch den Küster vergeblich Ruhe gebieten und brach endlich im Zorn in die Worte aus: „Möget ihr ein ganzes Jahr so tanzen!" Der Fluch ging sogleich in Erfüllung. Sie tanzten ein volles Jahr, ohne Hunger und Durst, ohne Hitze und Kälte, oder auch nur Müdigkeit zu empfinden. Sie traten die Erde so ein, daß sie zuerst bis an die Knie, hernach bis an die Hüften darin standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arme ergriff, und sie mit Gewalt den Tanzenden entreißen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Blut heraus, sondern sie setzte den Tanz rastlos fort. Endlich wurden sie durch den Erzbischof Heribert

* „Über die Glaubwürdigkeit des Trittenheim" vergl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, Berlin 1877, S. 18.

von Köln erlöst. Dieser über alle Maßen hart strafende Priester Rupert soll dann Knecht Ruprecht geworden sein, der das segnende Christkindlein auf seinen Umzügen zu Weihnachten begleitet. Das Gezwungene und darum Unwahrscheinliche dieser Ableitung dürfte jedem klar sein. Der Knecht Ruprecht ist niemand anders als der alte Wodan, und der Name Hruodperaht, der Ruhmglänzende, ist hier als sein Beiname aufzufassen, der an die Stelle des eigentlichen Namens getreten ist. Daß die Kirche hier nicht ganz untätig war, versteht sich von selbst. Sie ist die Ursache, daß der alte Heidengott alle seine guten und segnenden Eigenschaften an den h. Nikolaus, alles Schlimme aber, besonders das Züchtigende und Strafende, an den Knecht Ruprecht abgeben mußte, der nun den Kindern im Gegensatz zum h. Nikolaus als Popanz hingestellt wurde. Dies spricht sich auch in den besonders in katholischen Gegenden üblichen Kinderbescherungen am Nikolaustage aus, wobei allerdings zuweilen beide Gestalten — Nikolaus und Knecht Ruprecht — miteinander vermischt werden. Beide erscheinen zuweilen in Person, zuweilen aber auch unbemerkt und ungesehen in der Nacht, wenn die Kinder schlafen, um die guten zu belohnen und die bösen zu bestrafen. In hingestellte Schuhe, Körbchen, Teller und Schüsseln, die man mit Hafer und Heu anfüllt, soll der Erscheinende die Gaben niederlegen, nachdem er Heu und Hafer für sein Pferd hinweggenommen hat. Die guten Kinder finden am Morgen Äpfel und Nüsse, Zuckerwerk und allerlei Spielzeug, die bösen aber neben dem unberührt gebliebenen Hafer und Heu nichts als eine in Kalk getauchte Rute auf ihren Tellern. Bei diesen Bescherungen tritt der Gegensatz des h. Nikolaus zum Knecht Ruprecht auch in allerlei Liedern und Kinderreimen, von denen wir schon einen an die Spitze unseres Aufsatzes stellten, hervor. Gewöhnlich erscheint Nikolaus als langbärtiger, in weitem Mantel gehüllter Greis auf einem Schimmel, der aus Sieben, Rechen oder einfachen Stöcken durch Überhängen von weißen Tüchern improvisiert ist, zuweilen aber auch im Hohenpriestergewande, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und dem Bischofsstab in der Hand. Im letzteren Falle spricht er zu den Kindern:

„Das Jesulein bin ich genannt,
Den frommen Kinderlein bekannt,
Die ihren Eltern gehorsam sein,
Sich waschen und auch lernen fein,
Die früh aufstehn und beten gern,
Denen will ich alles beschern;

Die aber solche Holzböcke sein
Und schlagen ihre Schwesterlein,
Und schmeißen ihre Brüderlein,
Die steck ich in den Sack hinein."

Ein anderes, recht drastisches Ruprechtslied dagegen lautet:

„Ich bin der alte böse Mann,
Der alle Kinder fressen kann.
Ich, Ruprecht, hab Euch etwas zu sagen,
Wie mir der heilige Geist hat aufgetragen, —
Er ist mit seinen Engeln draußen —
Und ich will Euch die — Kolben lausen."

In Bayern und Österreich beten die Kinder an den Tagen vor dem 6. Dezember hinter dem Ofen und schneiden die Anzahl ihrer Gebete in ein Kerbholz folgendermaßen:

„Heiliger St. Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerlei Sachen zusamm',
Allerhand „Guttaten", kräftige Sachen,
Wirst mir heut die Schüssel voll machen."

Wenn der Heilige nun ihr Gebet erhört und, wie es wohl zu geschehen pflegt, ihnen eine Krippe beschert, so sprechen sie zum Danke:

„Ich will mich zur lieben Maria vermieten,
Da will ich ihr Kindlein wiegen und hüten.
Sie führt mich in ihr Kämmerlein,
Da sind die lieben Engelein,
Die singen alle: Gloria!
Gelobet sei Maria!"

An vielen Orten hält man, um den Eltern Gelegenheit zum Einkaufen der Geschenke zu geben, zu Anfang Dezember Märkte und Messen ab, die Nikolausmärkte genannt werden. In Norddeutschland sind die Weihnachtsmärkte an ihre Stelle getreten. In Thüringen backt man noch am Nikolausabend eigene Semmel, die man Nikolauszöpfe nennt, und im Elsaß verteilte man früher am Nikolaustage in Kirchen und Schulen Wecken an die Kinder.* Später wurde die Verteilung auf den 15. August, den Napoleonstag, verlegt und findet jetzt vielfach am Geburtstage des Deutschen Kaisers statt.

Eine unseres Erachtens verkehrte Auffassung von dem Heiligen haben diejenigen, welche behaupten, er sei aus dem altdeutschen Wassergotte Niördhr, dem Neptun unserer heidnischen Altvordern,

* Stöber, Alsatia 1851, Seite 162.

entstanden. Sein Name dürfte mit Niördhr nichts zu tun haben, wie man zuweilen irrtümlich liest, denn dieser kommt her von Nir und bedeutet das Meer. Niördhr hatte seine Heimat im Meere, und seine Symbole waren Schiff und Ruder. Er war der reichste und mächtigste der Vanen, und seine Füße waren sogar von Gold, und wenn die Normannen einen irdischen Krösus bezeichnen wollten, so nannten sie ihn reich wie Niördhr. Er war aber auch zugleich der rechtlichste der Götter und überwachte die Heiligkeit der Schwüre und Eide. Auch der h. Nikolaus gilt nun allgemein als der Gott der Schiffer und Seefahrer, den sie in Not und Gefahr anrufen. Auch die Fischer und sogar die Bierbrauer, überhaupt alle die mit Wasser zu tun haben, betrachten ihn als ihren Schutzpatron. Woher kommt das? Antwort: von dem Schiff, das, von einer stürmischen Welle hochgehoben, sein Bildnis ziert. Dieses Schiff hat aber mit dem Wasser gar nichts zu tun, sondern ist das Symbol der Kirche, die er als kühner Steuermann durch die stürmischen Zeiten des arianischen Streites leitete.* Diese Auffassung wird durch den Umstand unterstützt, daß neben dem Schiff auch das Evangelienbuch und auf demselben drei ganz gleiche goldene Äpfel als Attribute des h. Nikolaus erscheinen. Sie versinnbildlichen seine angeblichen Verdienste um die Wiederherstellung des Glaubens an die Gleichheit der drei Personen der Gottheit auf dem nicäischen Konzil. Die irrtümliche Auffassung des Schiffes, das als Niördhrs Symbol auf Nikolaus übergegangen sei, und die um so entschuldbarer ist, als sein Gedenktag in die Zeit der Novemberstürme fällt, wo die Schiffahrt am gefährlichsten ist, hat ihn, den h. Nikolaus, zum Schutzpatron des Wassers und aller derer, die damit zu tun haben, gemacht. Diese Verwechselung ist auch die Veranlassung zur Errichtung zahlreicher Bildsäulen und Kapellen an gefährlichen Wasserstellen geworden. So war der „Hagios Nikolaus", dieses berühmte Kloster zu Myra in Kleinasien, lange Zeit das Mekka aller Seefahrer, um sich Schutz und glückliche Fahrt zu erflehen. Auf der Insel Minorca befindet sich noch heute eine Kapelle, in welcher die aus einem Schiffbruch Geretteten zur dankbaren Erinnerung an die überstandene Gefahr Votivtafeln aufhängen. Auch an dem berüchtigten Binger Loch steht sein Bild, und an den Ufern des Vierwaldstätter Sees hat er eine Kapelle. An beiden Stellen weihen ihm die Schiffer Gelübde.

* Alt, das Kirchenjahr, Seite 304.

Der Parallelen zwischen dem h. Nikolaus und dem alten Niördhr gibt es auch außer seiner Beziehung zum Wasser noch mehrere. Auch Niördhr ist der freundlich begabende, Kinder liebende Mann. Ja, der heidnischen Sage nach bringt er sogar die Kinder aus dem Meere. Auch hatte er den Beinamen „der Goldstrahlende“, und hierin berührte er sich allerdings mit dem Knecht Ruprecht. Es ist nicht unmöglich, daß sich einzelne Züge des Wassergottes in unserem Heiligen wiederfinden, aber sicherlich hat dieser den größten Teil seines Habitus vom alten Göttervater Wodan. Je nachdem das siegende Christentum es in sich aufsog, oder es durch Gewalt unterdrückte, tritt bald dieses, bald jenes Attribut mehr in den Vordergrund, wie denn ja überhaupt in der altgermanischen Mythologie alle untergeordneten Götter eigentlich nur Attribute des allwaltenden Wodan sind. In Süddeutschland sieht man den Heiligen im Bischofsornat und mit dem Krummstab, statt mit der Rute in der Hand, zuweilen auf einem Esel reitend. Der Heilige und die Legende haben über den alten Heidengott gesiegt, und den heidnischen Schimmel in den von Joseph geführten Esel verwandelt. In dem sächsischen und noch mehr in dem skandinavischen Norden sitzt er aber hoch zu Roß, und die Kinder stellen ihm Heu und Hafer vor die Tür, die sie in Schuhen herbeitragen. Hier erkennt man noch deutlich den Wodan und seinen Sleipnir. Der Schuh bedeutet wohl ein Schiff, aber dasjenige des Todes, das Naglfari der Alten, das aus den abgeschnittenen Nägeln der Verstorbenen gemacht wird und auf dem die bösen Geister einst über das Weltmeer kommen, um alles zu zerstören.* In England tritt das Dämonische des Heidengottes noch schärfer hervor. Dort heißt der Heilige „Old Nick“ (der alte Nikolaus) und damit ist kein geringerer gemeint, als der „old gentleman“, der Teufel, der überall sein Unwesen treibt, sogar in der Erde und den Bergleuten schön glänzendes Metall als Kupfererz vorzaubert, das sich aber bei genauerer Betrachtung als einfaches Nickel erwies und deshalb auch so genannt wurde.

Aus dieser Vermischung von christlicher Legende und altheidnischer Überlieferung ist die Zwittergestalt unseres Helden entstanden. Frau Berchta, die holde Erdmutter, teilte um Weihnachten ihre Gaben aus, und Rupert begleitete sie, je nach ihrem Befehl lohnend und strafend. Im Katholizismus ging Berchta in die Jungfrau Maria

* Grimms deutsche Mythologie II., 774.

und ihr Begleiter in den Heiligen über. In einigen Gegenden ist es zwar der h. Joseph, der die Gaben auf einem Esel mit sich führt, aber das ist nur eine unwesentliche Verschiebung, die Wodan und sein Roß verdrängen sollte. Während also im Süden und Südwesten Deutschlands die milde und freundliche Seite des Gottes hervortritt, ist er im Norden in den spukenden Heidengott aufgegangen, der an der Spitze des wilden Heeres daherbraust. Dieses wilde Heer besteht nach alter germanischer Tradition aus den Seelen Verstorbener, die keine Ruhe finden. Das christliche Interesse änderte dies dahin, daß es nur aus den Seelen der Ungetauften — besonders der ungetauften Kinder — bestehe. An ihrer Spitze zieht der Unhold — Wodan, Ruprecht, Nikolaus — in der Adventszeit, die in der Zeit des ältesten Christentums besonders als Taufzeit diente, herum, und der Aberglaube macht ihn zu einem Popanz, vor dem die Kinder zur Zeit des Festes der unendlichen Liebe und Güte in Angst und Schrecken geraten. Um ihm diesen Schrecken zu nehmen und ihn aus einem Kinderfeinde zu einem Kinderfreunde zu machen, trat die Legende ein. Der h. Nikolaus kam einst, so berichtet sie, in einen Gasthof, dessen habsüchtiger Wirt soeben drei Knaben ermordet und zerstückelt hatte, um sie zu berauben. Der Heilige legte die Stücke wieder zusammen und machte die Knaben alle drei wieder lebendig. Sarg und Wiege, Tod und Leben scheinen sich in dieser Legende, deren Zweck unverkennbar der ist, den h. Nikolaus zum größten Wohltäter der Kinderwelt zu machen, zu berühren, dennoch aber hat sie nicht vermocht, das tief wurzelnde Bild des nordischen Unholds zu verdrängen. Darum erscheint er noch heute in seiner Doppelgestalt, von welcher die Figur des Knecht Ruprecht aber ohne Zweifel die ursprünglichere ist.



Das Weihnachtsfest.

Die Entstehung des Festes.

Die Sonne ist scheinbar das große Licht, das die Welt regiert. Für unsere Erde ist das nicht nur scheinbar, sondern Wirklichkeit. Sie empfängt von ihr Licht und Wärme, die beiden notwendigsten Bedingungen alles Lebens. Sie ist gleichsam der Ausgangspunkt alles dessen, was Odem hat; ihr Erscheinen zeugt Leben, ihr Verschwinden bringt Tod. Wie sie steigt und sinkt, pulsiert auf der Erde das Leben. Mit einem Worte: ihr Verhältnis zur Erde bildet das Bestimmende für das Leben auf derselben. Zwei große Perioden zeigen uns dieses Verhältnis: die eine, wo unter dem zeugenden Strahl der Sonne auf der Erde alles keimt und sprießt, grünt und blüht, die andere, wo sie in ihrem größten Teile in starre Fesseln geschlagen, in eisigem Leichentuche dem neuen Leben entgegen schlummert. Ist es da zu verwundern, daß die ältesten Völker die Sonne zum Mittelpunkt ihrer religiösen Vorstellungen machten, ja, sie selbst göttlich verehrten?

Zwei Perioden sind vorhin genannt; Licht und Finsternis sind ihre Kennzeichen, Sommer und Winter nennt sie das gewöhnliche Leben. Ihren Anfang bezeichnen jene beiden Tage, an denen die Sonne entweder scheinbar ihren größten Bogen am Himmel beschreibt und in majestätischem Glanze strahlt, oder unserem Auge oft durch dunkle Wolken verborgen, sich nur wenig über den Horizont erhebt. Es sind die Tage der Sonnenwende, der längste und

der kürzeste Tag. Diese Tage der Sonnenwende sind es nun, die von altersher gefeiert wurden. Halten wir eine kurze Umschau nach diesen alten Sonnenwendfesten, und zwar nach denen des Winters, die uns hier allein interessieren.

Da sind zuerst die Indier. Ihre heiligen Bücher berichten uns, daß Wischnu, der in frühester Zeit als der allnährende und erhaltende Sonnengott angesehen ward, im Winter schlafe, und jedes Jahr von den Brahmanen zu neuer Tätigkeit erweckt werden müsse. Am Sonnenwendtage fand dieses Wiedererwachen statt, und überall begrüßte man es mit einem feierlichen Gesange, dessen Schluß Mannhardt übersetzt: „Erwache, o König der Welt, komm' zu uns aus Deinem Gezelt!"

Die Ägypter feierten ebenfalls um diese Zeit der Sonnenwende ein zwölftägiges Geburtsfest des Sonnengotts Osiris. Wenn auf der Erde das Leben des Sommers erstorben war, so herrschte nach ihrem Glauben Osiris mit seiner Gemahlin Isis in der Unterwelt, aber in ihrem Sohne Horus lebten sie auf der Oberwelt fort. Horus aber bedeutet die junge Frühlingssonne, und in ihm erneuerte sich Osiris alljährlich.

Auch die Perser, und mit ihnen alle iranischen Völker, feierten ein ähnliches Winterfest, das teils dem Ormudz, teils dem Mithra, dem unbesiegten Sonnengott, wie sie ihn nannten, geweiht war. Das Fest dauerte 10 Tage und seine Feier war eine glänzende. Um das Jahr 70 nach Christi Geburt kam der Mithrakultus auch nach Griechenland und Rom.

Die Babylonier, Phönizier und Karthager nannten ihren Sonnengott Baal. In dem anmutigen Tale zwischen Libanon und Antilibanon stand zu Baalbeck, d. h. Sonnenstadt, ein Tempel desselben, dessen Überreste noch heute die Reisenden mit Staunen erfüllen. Auch ihm ward überall mit Beginn der längeren Tage ein glänzendes Fest gefeiert, das durch die Völlerei und viehischen Ausschweifungen, durch die man die zeugende Kraft des Sonnenlichtes versinnlichen wollte, ein ewiger Greuel der Propheten des alten Testaments wurde.

Auch Griechen und Römer blieben gegen ihre östlichen Nachbarn nicht zurück. Im Tempel zu [illegible] stand das Bild des Gottes Dionysos, und am 25. Dezember brachten die Priester hier alljährlich geheime Opfer. Auf den [illegible] und den [illegible] versammelten sich [illegible] Frauen und Mädchen; mit Fackeln [illegible]

Fackelschein jammernd umher und klagten, daß die Titanen den teuren Dionysos getötet hätten. Aber am Sonnenwendetage riefen sie ihn auf der Spitze des Berges wieder wach. Unter dem Bilde eines neugeborenen Kindleins brachten sie ihn, den Gott der Naturkraft, in einer Futterschwinge herab und riefen jubelnd aus: „Er lebt, Dionysos ist wieder geboren!“

In Rom feierte man vom 17.—24. Dezember die Saturnalien. Es ist nötig, hierauf etwas näher einzugehen, denn sie sind der Ausgangspunkt vieler unserer Weihnachtsgebräuche geworden. Einst, so berichtet die Sage, weilte Saturn als König in Italien. Da war eitel Glück und Segen, in den Bächen floß Wein, und von den Bäumen träufelte Honig. Da gab es weder Schlangen noch Gewürm mit giftigem Zahn, da erklang noch kein Schlachtruf auf der Erde, sondern Friede und himmlische Unschuld herrschten auf ihr. Aber die goldene Zeit hatte ein Ende, als Saturn zu den Göttern ging. Von da an feierte man ihm das römische Winterfest. Im Tempel des Gottes brannten unzählige Lichter und zum Zeichen der Freiheit, die an diesen Tagen herrschte, löste man die Binden, die sonst die Füße des Götterbildes gefesselt hielten. Alle Ratsversammlungen, alle Gerichte, Kramläden und Wechselbanken waren geschlossen. Kein Urteil ward gesprochen, keine Strafe vollstreckt, keine Schuld eingetrieben, kein Krieg erklärt und keine Schlacht unternommen. Alles feierte und ruhte, nur die Bäcker und Köche nicht, denn sie hatten vollauf zu tun, um für die Festmahlzeiten zu sorgen. Am Vorabend des Festes trugen zuverlässige Sklaven die üblichen Geschenke, zu denen besonders zierlich geformte Wachskerzen gehörten, in die Häuser der Verwandten und Freunde, wo sie zur Feier des Festes angezündet wurden. Die Tafel der Vornehmen war an diesem Tage stets reichlich besetzt, und an ihnen hörte jeder Unterschied der Stände auf. Sklaven wurden von den Herren als ihresgleichen behandelt und durften als Zeichen der Freiheit den Hut tragen. Später artete das Fest der Saturnalien leider aus, und das veranlaßte ernste Gemüter, den über das ganze westliche Asien und östliche Europa sich verbreitenden Mithra- oder Sonnendienst mit den Saturnalien zu verbinden. Besonders trat der 25. Dezember als dies natalis dei Solis invicti, d. h. Geburtstag des unbesiegten Sonnengottes, hervor. Der 24. Dezember hieß auch dies Brumalis. Der Name soll von brevima herkommen und den kürzesten Tag bedeuten. Mit dem Worte Bruma bezeichnete man deshalb das

Wintersolstitium. Da der julianische Kalender die vier Wendepunkte des Jahres je auf 8 Tage vor dem 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober, also auf den 25. Dezember, 25. März, 24. Juni und 24. September ansetzte, so kam es, daß man eigentlich den Anfang der vier Jahreszeiten immer einige Tage zu spät feierte. Das Brumalienfest wurde angeblich von Kaiser Aurelian im Jahre 273 mit dem Mithradienst verbunden und verbreitete sich als Fest des Sonnengottes bald über ganz Italien. Einige Tage später, also die letzten Tage der Saturnalien, ward das Fest der Sigillaria, das Bilder- oder Puppenfest, gefeiert. Es war ein rechtes Kinderfest. Man beschenkte die Kleinen mit sog. Sigilla, das waren kleine Bilder oder Puppen aus Ton, Wachs oder auch Teig, und mit ihnen wurde schon wochenlang vorher ein eigener Markt abgehalten. So haben also selbst unsere Weihnachts- oder Christmärkte schon römische Vorgänger gehabt. Das vierte Fest, welches um die Zeit unseres heutigen Weihnachtsfestes in Rom gefeiert wurde, war das Neujahrsfest oder Calendae Januariae. Es war dem Janus, dem Vater der Zeit, heilig. Die alten Römer schrieben ihm die Unterscheidung der Jahreszeiten und die Einteilung des Jahres in 12 Monate zu. Er war deshalb das Haupt der einzelnen 12 Gottheiten, die den Monaten vorstanden. In der einen Hand hielt er ein Szepter oder einen Stab, in der anderen einen Schlüssel zum Zeichen, daß er das Jahr eröffne und es regiere. Numa Pompilius weihte ihm, wie bereits erwähnt, einen Tempel, der in Kriegszeiten offen stand, in Friedenszeiten aber verschlossen blieb. Man nimmt jetzt an, derselbe sei mehr eine große Halle gewesen, durch welche das römische Heer, wenn es in den Krieg zog oder zurückkehrte, aus- und einrückte. Sein Fest war ein Freudenfest und ursprünglich wohl mit dem des Licht- und Sonnengottes gleichbedeutend.

Als die altrömische Nationalreligion immer mehr durch den Einfluß der griechischen zurückgedrängt wurde, identifizierte man den Janus vielfach mit Apollo.

Neben diesen vier heidnischen Festen, den Saturnalien, den Brumalien, dem Puppenfest und dem Janus- oder Neujahrsfest war nun unter den Christen allmählich das Weihnachtsfest erstanden. Sein Vorläufer war das Epiphaniasfest,* das schon in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts aufkam. Es ist

* Siehe den Aufsatz über dieses Fest auf Seite 55 ff.

eigentlich zu verwundern, daß das Weihnachtsfest, ohne welches die heutige Christenheit sich ein kirchliches Leben kaum denken kann, der Kirche der ersten drei Jahrhunderte unbekannt war. „Nicht als ob die Tatsache, die dieses Fest verherrlicht", sagt Hagenbach,* „der alten Kirche fern gestanden hätte; im Gegenteil, die Erscheinung des Herrn in Fleisch war das große Thema ihrer Predigt; aber vor ihren Blicken stand doch zunächst der Sohn Gottes in seiner ganzen Glorie, in seinem vollen Mannesalter". Das heißt mit anderen Worten, die alte Kirche stellte sich den Heiland in erster Reihe als den von Gott gesandten Lehrer, als den Verkündiger des Reiches Gottes auf Erden vor. Als Lehrer trat er aber erst nach der Taufe im Jordan auf, und darum verweilte sie mit Vorliebe bei diesem Ausgangspunkt seines öffentlichen Lebens. Dieser Ausgangspunkt, diese Taufe, war für die älteste christliche Kirche zugleich die geistige Geburt des Gottgesandten. Der Kirchenvater Irenäus († 202) war der erste, der den Gedanken aussprach, daß „der Heiland den Kindern ein Kind geworden", also die Aufmerksamkeit auf seine leibliche Geburt lenkte. Es ist nicht unmöglich, daß das heidnische Sigillarienfest zu obigem Ausspruch die Veranlassung gab, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Christen die alten römischen Dezemberfeste mehr oder weniger mitfeierten, und da die Kirche dies auf die Dauer unmöglich dulden konnte, so ward „teils im stillschweigenden Anschluß, teils im bewußten und absichtlichen Gegensatz"** das Freudenfest der Geburt des Weltheilands auf diese Zeit der heidnischen Festfeier verlegt. So ward der Geburtstag der Sonne zum Geburtstag Christi, und von da an scheint das Geburtsfest Christi neben dem Epiphaniasfest sich im Abendland allmählich eingebürgert zu haben. In dem römischen Festverzeichnis vom Jahre 354 ward das Geburtsfest zum ersten Male auf den 25. Dezember festgesetzt, aber sechs Jahre später (360) konnte schon der Bischof Liberius von einer gewaltigen Volksmenge reden, die zu dem Feste herbeigeströmt war. Die Festsetzung des Geburtstages Christi geschah aber nicht allein mit Rücksicht auf die alten heidnischen Feste und die ihnen zu Grunde liegende Symbolik des Lichtes, obgleich Chrysostomus ausdrücklich diesen Grund anführt, und den an jedem Sonntag gefeierten Christum, der als Lebenssonne durch die Nacht des Todes siegreich zur Auferstehung gelangt sei, als

* Kirchengeschichte in Vorlesungen I., 407.

** Herzog, a. a. O., Seite 693.

die neue Sonne der Welt preist. Es gab noch einen anderen Grund, wenigstens wird er von späteren Schriftstellern angeführt. Papst Julian (336—352) ließ nämlich in den römischen Archiven Nachforschungen über die seinerzeit vom Kaiser Augustus angeordnete Schätzung anstellen. Diese Nachforschungen sollen den 25. Dezember als das richtige Datum der Geburt ergeben haben. Auch eine alte messianische Weissagung des Propheten Haggai deutete anscheinend auf die Geburt des Erlösers des Volkes Israel. Paulus Cassel,* der dem Weihnachtsfest überhaupt einen jüdischen Ursprung gibt, und es zu dem Lichterfest der Juden (Chanuka), das zum Andenken an die Wiederaufrichtung des Tempels unter den Makkabäern gefeiert wird, in Beziehung bringt, glaubt in jener Weissagung (Haggai 2, 18) von dem neuen Tempel, der am 24. Tage des neunten Monats gegründet werden soll, nicht nur das Datum des jüdischen Lichterfestes, sondern auch das des christlichen Weihnachtsfestes zu erkennen. Die Kirchenväter wissen aber von einer solchen Auslegung der betreffenden Stelle nichts. Im Morgenland fand das Fest erst erheblich später Eingang, denn Chrysostomus nennt es 386 noch ein neues Fest, aber gegen Ende des 4. Jahrhunderts war es doch in der gesamten christlichen Kirche eingeführt, mit alleiniger Ausnahme Alexandriens, wo es erst 431 zum ersten Male gefeiert wurde.

Die Weihnachtsgeschichte ward schon früh besonders dramatisch dargestellt. Den Anfang solcher Dramatisierung bildeten die sog. Weihnachtskrippen, und in ihnen hat sich die ernste und hohe Idee, die solchen Dramatisierungen ursprünglich zugrunde lag, noch am reinsten erhalten. Die Kaiserin Helena ließ 330 über der Grotte bei Bethlehem, in welcher der Tradition zufolge die Geburt Christi stattgefunden hatte, eine Kuppel errichten und eine in Marmor gehauene Krippe darin aufstellen. Der heil. Hieronymus ließ sich im Jahre 386 zu Bethlehem nieder und errichtete über der Grotte ein Kloster. Die Grotte selbst ward nun völlig ausgebaut: Im Hintergrunde lag auf einem Berge die Stadt Bethlehem, und den Vordergrund bildete der offene Stall. Inmitten von Ochs und Esel, Schafen und Hühnern, ja sogar der neugierige Spatz fehlte nicht, lag das Christkindlein in der Krippe, und Maria und Joseph standen daneben. Seitwärts hüteten die Hirten ihre Herden, und der Chor der Engel schwebte über ihnen, um die große Botschaft zu verkünden. In der

* Weihnachten, Berlin 1861.

Ferne sah man die Weisen aus dem Morgenlande auf Rossen und Kamelen, von Dienern begleitet, daherziehen, und über dem Stall strahlte der den Weg zeigende Stern. So sehen wir die Krippen noch heute. Die des Hieronymus ward das Vorbild für alle. Von Bethlehem wanderte die Krippe in die Kirche, und aus den Kirchen wanderte sie bald in die Paläste der Reichen und in die Hütten der Armen und half die Christtagsfreude daheim vermehren. Diese bildlichen Darstellungen in Verbindung mit dem Lichterglanz, in dem das ganze Fest strahlte, und vor allen Dingen die so liebliche Weihnachtsgeschichte, die so recht für jugendliche Gemüter geschaffen ist, machte das Fest schon von Anbeginn zu einem rechten Kinderfest und verlieh ihm für jung und alt einen Liebreiz und einen Zauber, von dem die Kirchenväter nicht genug berichten können.

Die Krippen sind aber nur eine Seite solcher Darstellungen. Man ging bald weiter und suchte die ganze geheimnisvolle Menschwerdung des Erlösers in den Kirchen bildlich darzustellen. Die ältesten Berichte darüber stammen von Ambrosius (397) und Epiphanius (403). Eine Schilderung, die allerdings erst aus dem 11. Jahrhundert stammt, lautet etwa folgendermaßen: Zuerst wurde die Verkündigung durch den Engel, dessen Stelle ein weißgekleideter Jüngling mit Flügeln an den Schultern vertrat, während eine unbescholtene Jungfrau die Maria darstellte, in Szene gesetzt.* Ein in der Maske eines Hahnes verkleideter Chorknabe verkündete dann, die Stimme desselben nachahmend: „Puer natus est nobis!" d. h. ein Knabe ist uns geboren! Nun ward nicht selten das Kindlein der Gemeinde gezeigt, in eine Wiege gelegt, und unter Gesang und Orgelklang wiegte Maria ihren Sohn. Ein solches altes Wiegenlied aus der angegebenen Zeit beginnt:

O, Jesule, pupule parvule etc.
O, Jesus, mein Püppchen, du kleines ꝛc.

Von einem anderen Wiegenliede berichtet die Chronik der Stadt Hof. Wenn der Organist das Resonet in laudibus: In dulci jubilo anschlug, so sang die Gemeinde den Chor:

„Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen das Kindelein."

Zum Schluß wurde von Knaben und Mädchen in der Kirche ein Tanz aufgeführt.

---

* Siehe Seite 188.

Solche Darstellungen wurden anfangs mit vollem Ernste gegeben und von den Gläubigen ebenso betrachtet, aber allmählich wurde, wie Mannhardt in seinem prächtigen Büchlein „Weihnachtsblüten" sagt, „den Enkeln zur Frivolität, was die Väter als ernste und hohe Ideen dem Volk in symbolischer Hülle ans Herz legen wollten".

Mit diesen Worten trifft er den innersten Kern aller dieser uns und unserer Zeit meist so fern liegenden, grobsinnlichen Darstellungen der christlichen Feste.

Aus den Kirchen wanderten solche dramatische Darstellungen in die Städte und besonders auf das Land hinaus und wurden zu Weihnachtsumzügen, bei denen mehr oder weniger die Weihnachtsgeschichte, wenn nicht dargestellt, so doch abgesungen wurde. Je abgelegener die Gegend ist, desto mehr Überreste jener Darstellungen sind noch vorhanden. So zogen auf den Dörfern Masurens noch vor 50 Jahren am Weihnachtsabend als Engel gekleidete Kinder mit einer Wiege, worin das Christkind lag, und mit einem goldenen Stern, der an einer langen Stange befestigt war, von Tür zu Tür und sangen ihre Weihnachtswünsche. Unter den Begleitern des Christkindes sah man Adam mit einem Lebensbaum, Eva mit einem Apfel, Abraham mit einem Schlachtmesser, Moses mit einem Zauberstab, Aaron mit den Schaubroten, Simson mit dem Eselskinnbacken und eine Menge von Philistern, sogar Salomon mit der Königin von Saba fehlte nicht. Auch in Kärnten begegnete man noch vor einigen Dezennien solchen Umzügen, bei denen alle Bewohner des Dorfes mitwirkten und ein Bauernmädchen die Rolle der Jungfrau Maria spielte.* Im südlichen Frankreich und in Spanien sollen derartige Weihnachtsspiele noch alljährlich aufgeführt werden.

Alte deutsche Weihnachten.

Als das Geburtsfest Christi im siebenten und achten Jahrhundert nach Deutschland kam, fand es dort ein altes germanisches Winterfest vor. Dasselbe wurde Freyr, dem Gott des Lichtes und der Wärme, gefeiert. Bei den stammverwandten Skandinaviern war die Feier am ausgebildetsten. Schon der griechische Geschichtsschreiber Prokop hatte um 550 n. Chr. von diesem Feste, das die Bewohner von

* Siehe Seite 188 und 320.

Schweden und Norwegen Julfest nannten, gehört. Man hatte ihm berichtet: „Die Nordländer senden in ihrer langen Winternacht, am 35. Tage derselben, Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, und wenn sie dieselbe erblicken, so verkündigt man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht in die Täler bringen werde. Dann erhebt sich ein unermeßlicher Jubel, und man feiert ein großes Fest, das Fest der frohen Botschaft."* Aus späteren Quellen sind wir über dieses Fest genauer unterrichtet, sodaß wir uns wenigstens ein annähernd richtiges Bild von demselben machen können. Während der langen Winternacht herrschten ungesehen und ungehindert von der Sonne die Eisriesen oder Tursen und trieben ihr Wesen, um den Menschen allerlei Böses zuzufügen. Mit der wiederkehrenden Sonne hörte ihre Macht auf. Obgleich diese Wiederkehr Jahr für Jahr eintrat, so lebten die Bewohner des hohen Nordens doch in steter Furcht, daß ihnen einmal die Sonne ganz ausbleiben werde. Diese Furcht verwandelte sich um die Zeit des Mittwinters, wenn man die Gewißheit erlangte, daß die Sonne wiederkehre, in unendlichen Jubel.

Die Zeit des Julfestes soll etwa um die Mitte des Januar gefallen sein. Indessen ist anzunehmen, daß sie nicht in allen Gegenden die gleiche war. Die genaue Angabe des 35. Tages bei Prokop deutet vielmehr darauf hin, daß sich diese Angabe auf eine ganz bestimmte Gegend bezieht, welche sein Gewährsmann im Auge hatte. Noch heute wird in den nordischen Gegenden der erste Tag, an dem die Sonne wieder über dem Horizont erscheint, mit unglaublicher Freude begrüßt, und dies tritt natürlich je weiter nach Norden, desto später ein. Nur wer, wie der Verfasser, in diesen nördlichen Gegenden gelebt hat, kann den Jubel ermessen, den der erste wiederkehrende Strahl der Sonne überall hervorruft. Man zählt die Tage von dem Verschwinden der Sonne an und erwartet mit Sehnsucht den Tag, an welchem sie wieder aufgeht. Die Hälfte dieser Tage gibt den Mittwintertag, der also wieder überall gleich fällt. An diesem Tage erneuert sich, wenn auch ungesehen und nur geahnt, das Sonnenlicht. Die längste Winternacht ist zugleich die Verkündigerin des neuen Tages. Die alten Nordländer mästeten schon lange vor diesem Mittwintertag einen jungen weißen Eber. Am Tage der eintretenden Sonnenwende ward er dann dem Freyr geschlachtet, und nachdem die

* Vergl. Mannhardt, Weihnachtsblüten in Sitte und Sagen, Seite 57.

besten Stücke den Göttern geopfert waren, in einer gemeinsamen Mahlzeit verspeist. Schon nachmittags vorher, — denn unsere Vorfahren feierten und zählten nicht die Tage, sondern die Nächte, — hatte man alle Herdfeuer sorgfältig gelöscht und war auf den Festplatz hinausgezogen. Hier ward ein starker Eichenpfahl in die Erde getrieben, und ein neues Rad mit neun Speichen, die die neun Wintermonate des Nordens bedeuten sollten, darauf befestigt. Nachdem es mit Stroh umwickelt und mit leicht brennbaren Stoffen bestrichen war, wurde es solange auf dem Pfahl gedreht, bis es in Brand geriet. An dem brennenden Rade setzte man nun die Fackeln in Brand, mit denen man aufs neue die Herdfeuer anzündete. Das Rad aber wurde zu einem gewaltigen Rad- oder Julfeuer vergrößert. Durch das Rad sollte des Jahres Umrollung angedeutet werden. Es ist eine alte Vorstellung in der nordischen Sage, daß Freyr zwei von ihm gefangen gehaltene Riesentöchter dazu verurteilt hatte, ein gewaltiges Schwungrad zu drehen, welches das Himmelsgewölbe und mit ihm die Sonne in steter Bewegung erhielt. Hiervon sollte das Rad ein Abbild sein. An dem neu entzündeten Herdfeuer ward nun die Opfermahlzeit bereitet, an der alle Hausgenossen, ob Freie oder Knechte, ja sogar ob Freund oder Feind, teilnahmen, denn während des Julfestes herrschte der Julfrieden, und ihn zu brechen wäre eine schwere Beleidigung der Götter gewesen. Das Festgericht war die Julsuppe, auch wohl der Julbraten, und bestand aus dem saftigsten Rückenstück des Ebers. Auch das Brot, welches man um diese Zeit aß und Julkuchen und Julbrot nannte, hatte die Form eines Ebers, oder das Bild eines solchen war demselben eingedrückt. Schäumende Bierhörner oder Metbecher gingen in die Runde, und man trank die Minne, d. i. das Gedächtnis der Götter. Der erste Becher galt dem Odin, damit er Sieg und Macht verleihe, und der zweite dem Freyr, um Frieden und Gedeihen des Feldes zu erbitten. Ein dritter Becher galt dem Dichtergott Bragi, daß er sie begeistere zu neuen Taten und zu neuer Minne. Um Mitternacht endete der Schmaus, aber die Tische wurden sogleich aufs neue gedeckt und mit köstlich duftenden Speisen besetzt. Die waren für die Götter bestimmt, denn man glaubte, mit dem ersten Morgenstrahl der neuen Sonne kämen die Himmlischen mitsamt den Seelen der guten Vorfahren auf die Erde hernieder gestiegen, um sich an den Speisen zu erlaben und in dem neuaufgegangenen Licht an Spiel und Tanz sich zu erfreuen. Um dieses Licht zu symbolisieren, schmückte

man das Haus mit Tannenreisern, als Sinnbildern des schlummernden Lebens, stellten einen mit Kienspänen erleuchteten Tannenbaum in die Mitte der Halle und umtanzten ihn zur Ehre Freyrs. So, oder wenigstens ähnlich, feierte man in Skandinavien das alte Winterfest.

In Deutschland wich man wohl je nach den einzelnen Gegenden mehr oder weniger davon ab, aber im großen und ganzen stimmte die Feier doch überein, und so fanden auch die ersten Glaubensboten, als sie von Rom her das Christfest in die deutsche Waldwüste verpflanzten, das Winterfest. Mochte es auch in der Zeit nicht ganz mit dem neuen christlichen Feste übereinstimmen, so verschmolzen doch beide Feste gar leicht. Die Boten des neuen Glaubens sagten: „War Euch der Tag schon früher ein heiliger, geweihter, weil das Licht der Natur sich erneuert, wie viel mehr muß er es jetzt sein, da Gott selbst in der Gestalt eines unschuldigen Kindleins zu Euch kommt und die ganze Welt erleuchtet.“ Gewiß hatten sie recht. Das Christentum ist die neue Sonne geworden, die über unseren Vätern aufging. Das Erscheinen desselben konzentrierte sich äußerlich in der Geburt des Erlösers; sein Erscheinen war der erste Morgenstrahl nach langer Winternacht. Liegt nicht eine tiefe Symbolik darin, wenn neben dem Evangelium von der Geburt des Heilands am ersten Weihnachtstage auch über den Spruch aus Jesaias (Kap. 9, 1) gepredigt wurde: „Das Volk, so im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über die, so da wohnen im Lande, scheinet es helle?“

Schon Chrysostomus hatte ja diese Symbolik hervorgehoben, als er meinte, es sei besser, die Geburt dessen zu feiern, der die Sonne geschaffen habe, als die Sonne selbst. Christus galt bald als die neue Sonne, die die ganze Erde erleuchten sollte, und seine Geburt war die Geburt der neuen Weltsonne. „So stimmten“, hatte deshalb schon der erwähnte Kirchenvater gesagt, „Heiden und Christen überein in der Feier des Tages, wenn sie auch den Gegenstand derselben verschieden auffaßten.“ Diese kirchenväterliche Symbolik paßte nun ganz vortrefflich zu dem Lichtkultus unserer germanischen Vorfahren, und kein Fest fand daher so leicht Eingang bei ihnen als gerade das Weihnachtsfest.

Es ist schon bemerkt worden, daß es unbestimmt ist, ob unsere Vorfahren das Julfest grade überall am Tage des Wintersolstitiums feierten oder vielleicht dann, wenn ihnen die Sonne wirklich aufs neue erschien. Die Nacht aber, welche diesem Wintersolstitium voranging, in der das Sonnenlicht gleichsam neu

geboren wurde, nannte man die Mutternacht, um anzudeuten, daß in ihr mit dem Lichte zugleich auch alles Leben auf der Erde neu geboren würde. Diese Nacht war daher eine heilige, geweihte und hieß Wihenacht,* aus welchem Worte dann unmittelbar unser Wort Weihnacht entstanden ist. Der den Mittelpunkt dieser Festzeit, der Zwölften, bildende Festtag des 25. Dezembers hat dann bei den Deutschen teils den alten heidnischen Namen beibehalten, teils aber auch den christlichen Festnamen des Christtages, des Dies natalis Christi, angenommen. Hieraus, d. h. aus der lateinischen Bezeichnung, sind dann auch diejenigen Namen des Festes entstanden, welche die romanischen Nationen noch heute gebrauchen. Das italienische Natale, das spanische Nadal und Natividad, sowie auch das französische Noël sind davon abgeleitet. Letzteres wird allerdings auch auf Immanuel oder auf nox oder auf festum novellum zurückgeführt, ja, man begegnet zuweilen gar der Ansicht, es stamme von dem skandinavischen Joel (Jul). Engländer und Niederländer haben beide ihre Bezeichnungen von der am Vorabend des Festes üblichen Messe hergenommen und nennen dasselbe Christmas, bezw. Kerstmisse. Die Skandinavier sind dem alten Julfeste getreu geblieben und nennen es Julefest. In Deutschland hat, so viel Mühe man sich auch zu verschiedenen Zeiten gegeben hat, der christliche Name Christfest das heidnische Weihnachten nicht verdrängen können.

Erst um das Jahr 940 n. Chr. verlegte der dem Christentum wohlgeneigte norwegische König Haakon der Gute das heidnische Julfest genau auf den Tag des Christfestes, den 25. Dezember, um sein Volk wenigstens äußerlich dem Christentum näher zu bringen. Seit jener Zeit scheint die Verschmelzung beider Feste unaufhaltsam vor sich gegangen zu sein. Für die Verbreiter des Christentums gab es keine Möglichkeit, die heidnischen Gebräuche ganz auszurotten, und da lenkten sie dieselben in die Kirche, d. h. gaben ihnen eine andere, christliche Bedeutung, symbolisierten sie. Um dagegen dem Volke die fremden biblischen Bräuche mundgerecht zu machen, kleideten sie diese Gebräuche nicht selten in ein heimisches Gewand. Das Volk verstand das aber nicht immer, konnte den Kern nicht von der Umhüllung unterscheiden, und so entstand auch beim Weihnachtsfeste die eigen-

* Unter wîhen nahten, die geweihten Nächte, verstand man ursprünglich die Zeit der heiligen Zwölfnächte. Die mittelalterliche Form des Festnamens war wîhnaht. Modranecht, Mitternacht hieß die Nacht der Wintersonnenwende bei den Angelsachsen.

tümliche Verquickung von Heidnischem und Christlichem, von Erhabenem und Sinnlichem, die sich uns in unserem Weihnachtsaberglauben so mannigfach darbietet.

Weihnachtsgebräuche.

Wer von Weihnachten reden will, muß in Süddeutschland mit dem h. Nikolaus und in Norddeutschland mit dem Knecht Ruprecht anfangen.* Beide Heiligen sind sozusagen die Vorläufer des Weihnachtsfestes und im Grunde genommen eine und dieselbe Person, nämlich der alte Heidengott Wodan. Gleichwie in diesen beiden Personifizierungen ein gewisser Gegensatz zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden zutage tritt, so ist dies noch vielmehr der Fall bei der Feier des Weihnachtsfestes und bei den damit verbundenen Gebräuchen. Es läßt sich dies so recht deutlich an zwei Gegenständen zeigen, die im Mittelpunkte der ganzen Festfeier, wenigstens der äußeren, stehen. Das sind der Weihnachtsbaum und die Krippe. Um diese beiden Gegenstände lassen sich, wie um zwei starke Pfeiler, alle deutschen Weihnachtsgebräuche gruppieren, und selbst der h. Nikolaus und der böse Knecht Ruprecht werden ihr bescheidenes Plätzchen dort finden. Beim Weihnachtsbaum ist es erstlich der Baum selber, dann der zauberische Lichterglanz, in dem er strahlt, und endlich sind es die Geschenke, die an ihm hängen oder unter ihm ausgebreitet sind, die unsere Aufmerksamkeit fesseln, und bei der Krippe ist es vor allen Dingen die wunderbar liebliche Weihnachtsgeschichte mit allem, was dazu gehört.

Als das Weihnachtsfest nach Deutschland kam, brachte es natürlich die Krippen mit. In Norddeutschland konnten diese aber keinen rechten Eingang finden. Der Weihnachtsbaum mit seinem strahlenden Lichterglanz blieb. In Süddeutschland dagegen, wo das alte nordische Fest wohl nie so tiefe Wurzeln gefaßt hatte, verschwand er mehr und mehr. Erst nach der Reformation scheint er dort wieder bekannt geworden zu sein.** Im Norden aber galt die Tanne von jeher als das Symbol

---

* Siehe den Aufsatz auf Seite 306.

** In neuerer Zeit ist die Ansicht aufgetaucht, der Weihnachtsbaum sei nicht nordischen Ursprungs, sondern eine Art Übertragung des in der Weihnachtsnacht blühenden und früchtetragenden Apfelbaumes, wie letzterer in der Sage vielfach vorkommt. Die Bedeutung desselben sei demnach eine ähnliche wie diejenige der

des schlummernden Lebens, denn sie bewahrt allein mitten im Schnee des nordischen Winters unter allen Bäumen das liebliche Grün des Sommers, und zeigt dadurch, daß das Leben in der Natur nur schläft, nicht erloschen ist. Als ein solches Symbol ging sie auch in das junge Christentum über. Ursprünglich das Symbol des schlummernden Lebens in der Natur, ward sie nun auch zugleich das Symbol der Hoffnung auf das ewige Leben, das Christus erworben, und welches das Christentum verhieß. Der Lichterglanz des Festes strahlte nicht mehr zu Ehren des heidnischen Freyr, nicht mehr zu Ehren eines unbesiegten Sonnengottes, sondern zu Ehren des Kindleins in der Krippe, das die Welt von der Finsternis und dem Tode erlöst hatte.

War so der Weihnachtsbaum und sein Lichterglanz christlich geworden, so wurden es selbstverständlich auch die Geschenke, die unter demselben lagen. Sie weisen auf diejenigen zurück, die an den römischen Saturnalien und dem germanischen Winterfeste üblich waren, aber sie waren von nun an Symbole des großen Geschenkes Gottes. In der Form ist manches heidnisch geblieben. Die Gestalten der Tiere, die man den Göttern opferte, wurden jetzt in allerlei Gebäck nachgeahmt. Ganz besonders sind es Pferde, Eber, Gänse und andere, früher den Göttern heilige Tiere, die noch jetzt, aus Kuchenteig geformt, den Weihnachtsbaum des Dorfkindes zieren. Selbst der Weihnachtskuchen ist radförmig und erinnert an das Jul-, d. i. Radfest. Auch die Weihnachtskringel oder die Christtagsbrezel soll die Hälfte eines solchen Rades darstellen und ähnliche Bedeutung haben. Allmählich wurden den Tiergestalten auch andere Darstellungen zugesellt. Ein beliebtes Gebäck in Norddeutschland stellt Adam und Eva im Paradiese dar, wie sie vom Baum der Erkenntnis essen. Sündenfall und Erlösung sind hier einander nahegerückt; was der erste Adam verbrach, der zweite hat es gesühnt. Zwei wichtige Geschenke sind Äpfel und Nüsse. Die ersteren erinnern an Venus, Freya und Idun,

---

Rose von Jericho oder diejenige des blühenden Aaronstabes. Historisch soll die Sitte, einen Weihnachtsbaum anzuzünden, nur bis 1632 zurückgehen, und zwar soll die Sitte damals vom Elsaß aus nach Deutschland gekommen sein. Die eigentliche Bedeutung des Weihnachtsbaums als Symbol des während des Winters schlummernden Lebens wird durch eine solche Auffassung zwar nicht wesentlich verändert, doch dürfte es manchen recht schwer werden, sich von der alten Anschauung, in dem Weihnachtsbaume eine uralte, von unseren germanischen Vorfahren überkommene Sitte zu verehren, zu trennen. (Vergl. „Gartenlaube“ Jahrgang 1888, Seite 881 und Jahrgang 1889, Seite 867.)

sind Symbole der Liebe, und die letzteren waren Freya, als der Göttin der Fruchtbarkeit, heilig. Griechische Brautpaare aßen in der Hochzeitsnacht eine Quitte, und römischen schenkte man Nüsse.

Das Pferd des Wodan und der Eber des Freyr erhielten als christliche Ergänzung das Lamm, das Symbol des großen Opfers, das am Christfest eingeleitet wurde. Ähnlich erging es den alten Heidengöttern; sie mußten es sich meistens gefallen lassen, in Dämonen und Spukgestalten verwandelt zu werden oder auch einzelne Züge an christliche Heilige abzugeben. Wir kommen jetzt wieder zu dem Knecht Ruprecht und seinem Vetter Nikolaus. Der erstere ist niemand anders als der alte Heidengott Wodan selbst, der als Fürst der Hölle und Anführer des wilden Heeres durch die Lüfte saust und die Menschen erschreckt. Der h. Nikolaus erscheint in Süddeutschland im Bischofsornate und mit dem Krummstab statt der Rute in der Hand, zuweilen auf einem Esel reitend. Der Heilige und die Legende haben über den alten Heidengott gesiegt. In Norddeutschland, besonders in Skandinavien, sitzt er aber hoch zu Roß, und die Kinder, die sich ihm angenehm machen wollen, stellen abends Hafer vor die Tür, den sie in Schuhen herbeitragen. Hier erkennt man noch deutlich Odin (Wodan) und seinen Sleipnir. Der Schuh ist das Totenschiff, das Naglfari der Alten, das aus den Nägeln der Verstorbenen gemacht wird, und auf dem einst die Riesen über das Weltmeer kommen, um alles zu zerstören.*

Frau Berchta, die holde Erdmutter, ging nach alter Sage um die Weihnachtszeit unter die Menschen, der Knecht Ruprecht folgte ihr, je nach ihrem Befehl lohnend und strafend. Im Süden und Südwesten Deutschlands tritt mehr die milde, freundliche Seite hervor, im Norden dagegen ist er der wilde, spukende Heidengott geblieben, der an der Spitze des wilden Heeres daher braust. Die Waldteufel, Brummer und Schnarren, mit denen unsere Knaben an dunklen Dezemberabenden das Fest einläuten, bezw. einlärmen, sind mit ihrem Gesumm und Gebrumm nichts weiter als Erinnerungen an die bösen Geister, die ehedem die Luft erfüllten. Auch die „Schodüvels“ in Norddeutschland, der „Hans Trapp“ im Elsaß, das „Kasperle“ und der „Pelzmärte“ oder der „Poppelmann“ in Bayern und Schlesien sind Brüder des Knecht Ruprecht und des h. Nikolaus. Auch in Rußland sind solche Verkleidungen, die hier wohl teils auf die alten

* Des Zusammenhangs wegen schien mir diese Wiederholung nötig.

Saturnalien und verwandte Bräuche im Osten zurückzuführen sind, üblich. Man fährt vermummt in Schlitten zu Freunden und Bekannten, wo lange geraten wird, wer der Vermummte ist. Da ist ferner noch das Julfeuer und der Julblock. In Schweden und England wird am Weihnachtsabend ein großes Stück Holz in den Kamin gelegt und die Familie sitzt um denselben herum. Der Klotz muß jetzt die Form eines Kreuzes haben, um an das Kreuz Christi zu erinnern, aber der Name ist geblieben; er heißt noch heute Julblock. In ganz Dänemark, Schweden und Norwegen, ja an den deutschen Gestaden der Ostsee, bis tief in die russischen Ostseeprovinzen hinein, ist es Sitte, daß man am Heiligen Abend oder auch am Neujahrsabend, der hier natürlich dem Weihnachtsabend substituiert ist, kleine Geschenke in ungeheuerlicher, scherzhafter Umhüllung ins Haus bringt und dabei ruft: „Julklapp!“ Das ist noch ein recht lauter Klang, der von dem alten Julfeste zu uns herübertönt. Die heidnische Opfermahlzeit mußte natürlich im Christentum fortfallen, aber manche Sitte von derselben blieb. In England ißt man am ersten Weihnachtstage einen Truthahn und Mince-pie (Fleischpastete) und in Norddeutschland ziert am Weihnachtsabend ein mächtiger Schweinskopf oder Nackenbraten den Familientisch. Der Truthahn soll an die mit der Sonnenwende beginnende Fruchtbarkeit und an Freyrs Schwester Freya erinnern, und in dem Nackenbraten ist leicht das Stück des goldborstigen Ebers zu erkennen, das allabendlich die Einherier in Walhalla aßen. In vielen Gegenden ißt man am Weihnachtsabend Karpfen, die ebenfalls der Freya als Sinnbilder der Fruchtbarkeit heilig waren. Überhaupt sind fast überall besondere Speisen am Weihnachtsabend üblich. Sie sind natürlich Anklänge an alte heidnische Opfer, die man an diesem Tage den Göttern darzubringen pflegte.

Auch viel Aberglauben knüpft sich an den Weihnachtsabend. In dieser Nacht, heißt es, erwacht die ganze Natur auf eine Stunde aus dem Schlafe. In Thüringen geht man daher um Mitternacht an die Obstbäume und spricht: „Bäumchen, schlaf nicht, Frau Holle kommt!“ Frau Holle ist die Berchta, die den Segen für den Frühling spendet. Die Kirche deutete diese Sitte ganz besonders lieblich: Auch der unter dem Sündenbann seufzenden Natur soll die frohe Botschaft von der Geburt des Erlösers verkündet werden!

Ähnliches tun die Bienenzüchter in einigen Gegenden; sie nennen es „das Fest ansagen“. Auch Berge öffnen sich in dieser Stunde und zeigen ihre Schätze dem Mutigen, doch wehe ihm, wenn er die rechte Zeit zur Rückkehr versäumt. Die Deutung ist dieselbe wie oben: in

der geweihten Nacht ist aller Bann gelöst. Ein weit verbreiteter Glaube ist, daß die Tiere in der Mitternachtsstunde der Weihnacht die Gabe der Rede und Weissagung haben. Aber wehe dem Neugierigen: Ein Bauer wollte erproben, ob es wahr sei, daß die Pferde in der Weihnachtsnacht mit einander reden könnten, und legte sich deshalb in die Krippe und horchte. Um Mitternacht sagte das eine Pferd zum anderen: „Du, dies Jahr stirbt der Bauer, und wir müssen mit ihm auf den Kirchhof." Der Schreck warf ihn aufs Krankenlager, und die Prophezeiung des Pferdes ging wirklich in Erfüllung. Auch hier ist das Erlösende, das dieser Stunde in der Natur und nach christlicher Lehre innewohnt, leicht zu erkennen.

Wenn die Mädchen Schlag zwölf in den Brunnen schauen, so erblicken sie das Angesicht ihres zukünftigen Mannes. Zuweilen aber kommt aus dem Brunnen die Antwort:

„Alles Wasser ist Wein,
Deine Augen sind mein!"

und die Neugierige erblindet. Auch wenn man rückwärts mit verhülltem Kopfe aus der Haustür tritt und dann die Hülle abnimmt und nach dem Giebel sieht, so erfährt man, ob im kommenden Jahre eine Hochzeit oder ein Leichenbegängnis stattfinden wird. Es kommt aber häufig vor, daß man sich selbst als Leiche sieht. Aus beiden Bräuchen ist die alte Liebesgöttin Freya leicht zu erkennen, der aber das Christentum die strafende Hand dessen beigefügt hat, der allein die Zukunft kennt. In manchen Gegenden sind diese und ähnliche Bräuche auf Neujahr oder vielmehr auf Sylvester übergegangen. Auch der Werwolf geht um zur Weihnachtszeit. In den slavischen Ländern trägt man dann wohl das Bildnis eines Wolfes herum, das man Czernebog, d. h. den „schwarzen Gott" nennt. Selbst bis an den Ural ist also der alte Heidengott Wodan gedrungen, oder was wohl richtiger ist, aus gemeinsamer indogermanischer Quelle ist er hierhin wie dorthin gekommen.

Ähnlich wie in der Johannisnacht wird auch in der Christnacht heilkräftiges Wasser geschöpft, das während des Jahres gegen allerlei Zauberei Anwendung findet. Auch Weihnachtsfeuer finden sich noch hier und da, und die jungen Burschen bringen es an einigen Orten ihren Mädchen dar. Gießt dieses Wasser auf dasselbe, so ist es ein Zeichen abschlägiger Antwort, holt es sich aber einen Brand für den eigenen Herd, so bedeutet es ihre Einwilligung. Das Feuer weist natürlich auf das Julfeuer hin, und daß man es

ıit der Ehe in Verbindung bringt, verdanken wir der Freya, der
öttin der Liebe. Die Kirche hat auch diesen Feuern eine eigene
edeutung gegeben. Zu Herfordshire in England werden z. B. am
hristabend 13 Feuer auf dem Felde angezündet, von denen das 13.
ch in der Mitte befindet und am größten ist. Diese Feuer heißen:
Die Jungfrau Maria und die 12 Apostel." Gleichzeitig führt man
ort eine Kuh, deren Hörner den Weihnachtskuchen tragen, um das
euer herum. Aus dem Fall des Kuchens, ob nach vorwärts oder
ückwärts, schließt man auf die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres.
uch hier ist ein Anklang an die Freya, bezw. an die Nerthus leicht
u erkennen.

Die sog. Weihnachtsspiele sind aus den mittelalterlichen
ufführungen während des Gottesdienstes hervorgegangen. Sie
nd jetzt fast überall eingegangen, doch gehören die Sternsänger,
elche zwischen Weihnachten und Heilige Drei Könige ihre Bettellieder
uf den Dörfern singen, noch hierher,* ebenso auch die Carols-
änger in England, die mit einem großen, silbernen Becher, loving-
up, Liebesbecher, genannt, von Haus zu Haus ziehen und sich einander
araus' zutrinken. Letzterer Umstand dürfte wohl an das Minne-
rinken erinnern. Andere Weihnachtsumzüge finden sich noch im Elsaß,
ı Thüringen und an den Küsten der Ostsee. Gewöhnlich steht irgend
ine gespenstige Figur im Mittelpunkte derselben, die, je nach den ver-
hiedenen Gegenden, verschiedene Namen führt. Im Elsaß ist es z. B.
ans Trapp,** in Westfalen, besonders im Osnabrückschen, der
panische Hengst, auf der Insel Usedom der Klapperbock.
m Harz trägt man den Habersack auf einer Stange herum,
ie in eine Gabel ausläuft und so die Hörner der Gestalt vorstellen
oll. Alle diese Weihnachtsgespenster sind natürlich Gevattern des
necht Ruprecht, und der gemeinsame Urheber derselben ist niemand
nders, als der Göttervater Wodan. Das Seitenstück zu diesen Schreck-
estalten ist in katholischen Gegenden eine Frau in weißem Gewande.
ie hat ihr Gesicht mit Mehl oder Kreide geschmückt, trägt eine lange
erücke von Flachs und auf dem Kopfe eine Krone von Goldpapier.

---

* Siehe den Aufsatz über Heilige Drei Könige, S. 53 ff.

** Die Bezeichnung hat, wie vielfach angenommen wird, mit dem im Jahre
503 zu Weißenburg im Elsaß verstorbenen Marschall Hans v. Trott gar
ichts zu tun. Sie ist viel älter und dürfte wohl einfach aus „trappen" „trampeln"
ı erklären sein. Vergl. Literarische Beilage zur „Gemeinde-Zeitung für Elsaß-
othringen", Jahrgang 1882, Nr. 14 u. 15, den Aufsatz über Hans Trapp.

In den Händen trägt sie zuweilen brennende Wachskerzen, zuweilen auch einen Korb mit Backwerk. Durch eine Glocke kündigt sie sich den Kindern an und verteilt ihre Schätze. Mitten in der Verteilung erscheint Hans Trapp, und nun beginnt eine Art Gericht über die Kleinen. Hier sieht man recht deutlich Heidentum und Christentum neben einander. Wodan und Hans Trapp, Freya und Maria stehen einander gegenüber.

Ein anderer Begleiter der Jungfrau Maria, bezw. des Christkindleins, ist der getreue Eckart. Er ist eigentlich der Warner vor Gefahr und schreitet besonders Wodan und seinem wütenden Heere voraus, um die Kinder zu mahnen, ihnen aus dem Wege zu gehen. Dargestellt wird er als alter Mann mit weißem Barte und langem Stabe. In der deutschen Sage ist er auch der Begleiter Holdas, wenn sie, aus dem Venusberge kommend, an der Spitze der Schar ungetaufter Kinder ihre Umzüge hält. So zeigt er sich als der Gegensatz des Knecht Ruprecht, Hans Trapp und ihrer Vettern. Grimm meint,* in christlicher Zeit, d. h. bei Einführung des Christentums in Deutschland, habe man vielleicht zuerst dem Christkindlein oder der Muttergottes bei ihrem Gabenspenden einen Heiligen zugesellt. Derselbe sei aber allmählich in den alten Kobold ausgeartet. Wenn als der letztere der Knecht Ruprecht und die gleichartigen Gestalten anzusehen sind, so ist unserer Meinung nach in dem getreuen Eckart ohne Zweifel ein Stück von dem alten kinderliebenden Heiligen zurückgeblieben.

Nach altem Volksglauben hatten die bösen Geister — und das Christentum verwandelte alle heidnischen Götter in solche — in der Christnacht und während der Zwölften ganz besondere Gewalt über die Menschen und gingen als Werwölfe um, gegen die man dann den sog. „Wolfssegen“ betete. So nannte man nämlich die Verse Matthäi 1, 18—25, in welchen die Geburt Christi verkündet wird. Der Werwolf weist ohne Zweifel auf den Fenriswolf zurück, der nach altnordischer Tradition dereinst die Sonne verschlingen wird. Das in der Christnacht aufgehende Licht ist hier zu ihm in Gegensatz gebracht.

Auch zu allerlei Zauberei und Wahrsagerei wird die Christnacht mißbraucht, denn sie galt allgemein als Losnacht, und die 12 Tage bis zum 6. Januar — die Zwölften — sind vorbildlich für die 12 Monate des kommenden Jahres. In Schweden und Norwegen, auch in Schleswig-Holstein, tut man am Weihnachts-

* Deutsche Mythologie I., 482.

abend neues Stroh, das Julstroh, in die Betten, was das ganze Jahr vor Krankheit bewahren soll. Das Julstroh hat auch sonst noch allerlei gute Wirkungen; man bereitet Hühnern und Gänsen Nester daraus, damit sie gut brüten, gibt es den Kühen zu fressen, um sie vor Krankheit zu schützen, und bindet die Zweige der Bäume damit zusammen, um im nächsten Jahre viel Obst zu erlangen. Ganz besonders geht man auch am Morgen des ersten Weihnachtstages vor Sonnenaufgang, ohne zu essen und zu trinken, und ohne Feuer zu sehen und ohne den Hahn krähen zu hören, — denn beides bedeutet Unglück, — aufs Feld oder in den Wald ,wo man alsdann die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres erkennt. Erreicht man auf diesem Wege einen Kirchweg, so sieht man sämtliche Leichenzüge, die ihn im Laufe des Jahres passieren werden. Es soll schon vorgekommen sein — Verfasser hörte es in seiner Kindheit —, daß Personen ihr eigenes Fuhrwerk und ihre Verwandten als Leidtragende erkannten, aus Neugierde den Sargdeckel öffneten und sich selbst als Leichen sahen. Man nennt dies den Jahrgang, oder Jahrangang, und der Aberglaube beruht auf dem Gedanken, daß der erste Tag des Jahres vorbildlich für alle anderen ist, gleichwie die Ereignisse des Sonntags wohl als Vorbedeutung für die Woche angesehen werden. Hierher gehört auch der Aberglaube, daß die Kalendermacher während der „Zwölften“ das Wetter prophezeihen. Jeder Tag repräsentiert dabei einen Monat, und ein Sprichwort sagt:

Wies Wetter vom Christtag bis Dreikönig sich hält,
So ists das ganze Jahr bestellt.

Im Anschluß hieran mögen noch einige sog. Bauern- oder Wetterregeln folgen, die größtenteils auf Erfahrung beruhen dürften:

Besser die Weihnachten knistern — als daß sie flüstern (d. i. wehen).
Weihnachten ist das beste unter den Festen — der Pfarrer der beste unter den Gästen.
Über Weihnachten kein Fest — über des Adlers kein Nest.
Wenn es zu Weihnachten nicht vorwintert — so nachwintert es gern.
Weihnachten Schnee — Ostern Klee.
Weihnachten klar — gutes Weinjahr.
Weihnachten feucht und naß — gibt leeren Speicher und leeres Faß.
Sind Weihnachten die Bäume weiß von Schnee — so sind sie im Frühjahr weiß von Blüten.
Ist Weihnachten kalt — kommt der Winter hart und der Frühling bald.
Sind die Weihnachten grün — kannst du zu Ostern den Pelz anzieh'n.
Ist Weihnachten grün, ohne Schnee und Eis — so werden sein die Ostern weiß.
Hat Weihnachten Fliegen — so hat Ostern Eisschollen.
Grüne Weihnachten — weiße Ostern.

Grüne Weihnachten — fetter Kirchhof.
Bis Weihnachten Speck und Brod — nachher kommt Kälte und Not (für die Armen).
Bis Weihnachten juchhe — nach Weihnacht o weh!
Grüne Weihnachtsfeier bedeckt mit Schnee die Ostereier.
Weihnachtsabend nicht betrübt — alle Fruchtbarkeiten gibt.
Zu Weihnachten Gras — zu Ostern Eis oder so was.
Wenn zu Weihnachten hängt Eis an den Weiden — kann man zu Ostern Palmen schneiden.
Wenn es zu Weihnachten flockt und stürmt auf allen Wegen, — das bringt den Feldern Segen.
Wenn zu Weihnachten die Bauern Schweine schlachten — so sind sie zu Lichtmeß aufgezehrt mit sachtem.
Wenn vor Weihnachten der Rhein friert zu — so friert er dann noch zweimal zu.
Wenn um Weihnachten der Wein im Faß erhebt — dem Winzer die Hoffnung auf ein gutes Weinjahr belebt.
Zu Weihnachten gibt es keine Ostereier.
Zu Weihnachten backt jedermann — zu Ostern wer es kann — zu Pfingsten selten ein Mann (weil das Winterkorn aufgezehrt ist)!
Wenn's windig ist an Weihnachtstagen — sollen die Bäume viel Früchte tragen.
Weihnachtsferkel und Osterkälber machen die Bauern reich.
In den Weihnächten ist in ein junges Lamm in der Schäferei — es sei auch, wie es sei.
Am Weihnachtstag wächst der Tag — so weit die Mücke gehen mag; am Neujahrstag — so weit der Hahn tratschen mag; am heiligen Drei-Königstag — so weit der Hirsch springen mag.

Eine eigentümliche Rolle spielt in England der Mistle-toe (Mistelzweig), der am Weihnachtsabend im Zimmer aufgehängt wird, und unter dem jede Dame, die sich von einem Herrn unter ihm erwischen läßt, sich einen Kuß geben lassen muß. Der Mistelzweig war es bekanntlich, mit dem Hödur seinen Bruder Baldur, den Guten, erschoß, weil Freya die Mistel, die keine Wurzel in der Erde hatte, vergaß, als sie aller Kreatur den Schwur abnahm, den geliebten Baldur zu schonen. Sollte hier der Schmerz des Todes, den die Mistel einst der Göttermutter bereitet, mit dem Schmerz der Liebe, die sie den Menschen gewährt, identifiziert sein, oder einfach, wie es in Sagen und bei alten Gebräuchen oft geschieht, der Gegensatz von Tod und Leben, Haß und Liebe ausgedrückt werden? —

Die Sagen vom Apfelbaum, der Rose von Jericho, dem Dornstrauch von Glastonbury in England, die in der Christnacht aufgehen und blühen, reihen sich hier an, doch sind sie im Gegensatz zum Mistelzweig ganz und gar christlichen Ursprungs. Der Apfelbaum ist derjenige aus dem Paradiese, der dort einst der unschuldige Verführer Evas war. In der Christnacht blüht er vor Freude darüber, daß eine Evastochter den Sünderheiland gebiert. Ebenso ist

es mit dem Dornstrauch. Er wird gewürdigt, als Dornenkrone dieses Sünderheilands Haupt zu zieren. Die Rose, obgleich ursprünglich Freyas Blume, war neben der Lilie von der Kirche der Himmelskönigin Maria geweiht, und ihr ward die Eigentümlichkeit jener rosenähnlichen Blume, sich zu öffnen und zu schließen, als Wunder zugeschrieben.

Alle diese Sagen, Sitten und Bräuche sind überall recht verschieden, auch in Deutschland sogar, aber ein Brauch, eine schöne Sitte ist überall gemeinsam geblieben. Das ist die Sitte, am Weihnachtsfest — der Christweihnacht, die der Not und der Trauer den Trost gebracht — auch Anderen Trost zu bringen, Leid zu mindern, Freude zu mehren. In einem stimmen wir alle überein in Nord und Süd, ob wir im Scheine geweihter Kerzen im stummen Entzücken die Krippe zu Bethlehem betrachten, oder ob wir uns zum fröhlichen Mahle um den Weihnachtsbaum scharen, oder ob wir gar im Lichterglanz des Chanukafestes stehen, in einem treffen wir alle zusammen, und das ist die Liebe, die wir an diesem Tage empfangen, und die wir auch geben sollen!

Weihnachten, das Fest der Kindschaft.

„Winternacht, stille Nacht,
Die der Erde den Frieden gebracht:
Himmelsnacht, heilige Nacht,
Wo aller Menschen in Lieb' gedacht:
Das ist die heilige Weihenacht!“

In der Natur ist das Weihnachtsfest das Fest des Lichtes und des Friedens, und das ist auch seine symbolische Bedeutung. Still und stumm, eingehüllt in dem Leichentuche des Winters, liegt die Erde da, und die sanfte Ruhe der Nacht hat sich auf sie herabgesenkt, — da auf einmal strahlt der helle Lichterglanz des Tannenbaumes und das Halleluja der Engelchöre in sie hinein, und die stille Nacht gewinnt Leben und Gestalt.

Ist es einerseits der Tannenbaum mit allem, was dazu gehört, der uns das ganze Fest gleichsam symbolisch darstellt, so ist es andererseits die der ganzen Menschheit verkündete frohe Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ die uns das Fest vor allen anderen so wunderlieblich macht. Zum Osterfest schmücken wir das

Haus mit Palmen, zum Pfingstfest mit Maien, aber so hochpoetisch, so zum Herzen sprechend, wie die grüne Weihnachtstanne, ist keines von den beiden. Am Ostermorgen jubelt das Herz: „Christ ist erstanden!“, und am Pfingstmorgen spüret die Seele das Walten des göttlichen Geistes, aber was ist beides gegen die sanfte, das mühselige und beladene Menschenherz beseligende Himmelskunde: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Mit dieser Himmelskunde senkt sich auch jener Himmelsfriede in die erlöste Seele, die nun alle Erdennot weit dahinten läßt und mit den Engelschören singt: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Die historische Bedeutung des Festes ist natürlich die Geburt Christi. Die Kunde, welche wir von der Geburt Christi besitzen, ist nur höchst mangelhaft. Das wirkliche Geburtsdatum des Heilands — Tag, Monat und Jahr — ist der Kirche niemals bekannt gewesen. Weder die Erzählungen der Evangelisten, noch die mündliche Überlieferung innerhalb der ersten christlichen Jahrhunderte gab für die Berechnung des Geburtstages einen festen Anhaltspunkt. Freilich hat man später wiederholt Versuche gemacht, doch den wirklichen Geburtstag zu erweisen, aber ebenso oft hat man auch die Nutzlosigkeit aller dieser Berechnungen eingesehen und es offen ausgesprochen: den Tag der Geburt des Herrn wisse niemand; nur das sei gewiß, was Lukas schreibt, daß er in der Nacht geboren sei.* Die Geschichte muß darauf verzichten, sagt Keim in seiner „Geschichte des Lebens Jesu,“ den Tag des Herrn zu wissen und die Hütte zu Bethlehem zu finden, und freimütig bekennt sie diese ihre Unwissenheit. Zugleich aber hat die Geschichte mit diesem freimütigen Bekenntnis nachgewiesen, daß die Wahl der Väter, als sie den 25. Dezember für den Geburtstag des Welterlösers festsetzten, schon der symbolischen Bedeutung wegen eine sehr glückliche war. Nicht Tag und Stunde, nicht Stätte und Krippe sind die Hauptsache, sondern das Ereignis, daß er überhaupt geboren ist, das ist es, und daß Christus geboren ist, ist ein Ereignis von weltumfassender Bedeutung.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den einzelnen Umständen seiner Geburt, d. h. mit den Einzelheiten, wie sie die Evangelisten erzählen. Matthäus und Markus lassen die äußeren Umstände der Geburt fast ganz außer Acht. Der erstere berichtet zwar noch im Kapitel 1,

---

* Herzog, Real-Encyklopädie für protestant. Theologie und Kirche XVI., 689

18—25 und in Kapitel 2, 1 von der göttlichen Empfängnis, von dem Traume Josephs; der letztere dagegen beginnt sogar gleich mit der Taufe im Jordan. Johannes begnügt sich damit zu sagen: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns.“* Lukas allein gibt die äußeren Umstände genauer an; allein das Wunderbare dieser Umstände ist vielfach auf Unglauben gestoßen. Es gibt in unsern Tagen eine große Anzahl von gelehrten und ungelehrten Männern, die das scheinbar Unglaubliche seiner Erzählungen verwerfen und dieselben für spätere, den Nachrichten von der Geburt Christi hinzugefügte Legenden erklären. Viele unter ihnen gehen sogar noch weiter. Sie schütten sozusagen das Kind mit dem Bade aus und verwerfen mit der göttlichen Geburt auch zugleich die göttliche Sendung des Heilands. Indem sie die biblischen Wundergeschichten von dem Stern zu Bethlehem, von den Weisen aus dem Morgenlande, von den Engeln und Hirten auf dem Felde für „poetische Blüten an dem Baum der eigentlichen Geschichte“ erklären, ist für sie der Erlöser nur allein der von Gott begnadete hehre Menschensohn. Es ist nicht unser Zweck, auf die eine oder die andere dieser Ansichten näher einzugehen, sondern unserer Meinung nach ist die Geburt Christi, selbst wenn sie alles Wunderbaren entkleidet würde, doch nicht minder wunderbar. Für uns kommt es auf die Art der Geburt ebensowenig an, als auf den Tag und Ort derselben. In dem Menschen Jesus verband sich Gott mit der Menschheit. Eine neue Periode der Menschheitsentwicklung begann. Das ganze Leben Christi bezeugte diese Verbindung. Er, der Gottmensch, verkörperte gleichsam in sich die Möglichkeit einer Einheit Gottes mit dem Menschengeschlechte, und dadurch, daß wir, jeder einzelne, werden wie er, verbindet sich Gott mit uns und wir mit ihm, oder um es mit einem alten Worte auszudrücken: „Gott wird in uns geboren!“

So feiern wir im Weihnachtsfeste nicht allein ein Fest des Lichtes, sondern auch in Wahrheit ein Fest der Kindschaft. Jenes ist es in dem Bilde der neugeborenen Sonne, dieses im Bilde der neugeborenen Unschuld. Christus soll in uns geboren werden, d. h., wie Paulus es ausdrückt, er soll in uns eine Gestalt gewinnen. Das ist für uns die große ernste sittliche Forderung, die das Weihnachtsfest stellt. Gott unser Vater, wir seine Kinder, und jeder Mitmensch unser Bruder! Der Gedanke soll an jedem Weihnachts-

* Evangel. Johannes 1, 14.

feste mehr Leben und Gestalt, Fleisch und Bein gewinnen. Wer kalt und herzlos gegen die Leiden seiner Brüder, nur an sich und seine Vorteile denkt, der hat noch kein rechtes Weihnachtsfest gefeiert, für den ist Christus einst umsonst geboren. Die neue Welt des Christentums mit ihrer Weihnachtsfreude ist ihm noch verborgen, und das große Licht der Liebe ist ihm noch nicht aufgegangen! In dieser neuen Welt herrscht von Anfang bis zu Ende nur eine Gewalt, und diese Gewalt ist die Liebe; die Liebe, die uns in der Geburt des Heilands die göttliche Hand reicht, um uns zu sich in den Himmel zu ziehen, und die Liebe, die nicht allein für sich lebt, sondern die frohe Botschaft von diesem Heilande zur Tat macht, die die Trauernden tröstet, die Mühseligen erquickt und den Bedürftigen spendet.

Von diesem Gedanken der unendlichen Liebe, die der ganzen Welt durch die Geburt des Erlösers widerfahren ist, sind die Liebesgaben, die wir unseren Kindern am Weihnachtsabend bescheren, ein schwaches Abbild. Die ewige göttliche Liebe zieht an jedem Weihnachtsabend in die Herzen hinein, und als beseligende Kindesliebe strahlt sie wieder heraus!

* * *

Wie überall, so war auch auf dem Herrenhofe alles geschäftig. In der Küche wurde gebacken und gebraten, und im Saale schmückte man den Weihnachtsbaum. Es war bereits einige Stunden über Mittagszeit, also keine Zeit mehr zu verlieren. Jeder achtete daher nur auf das Seine und ließ den Nächsten für sich selber sorgen. Aus diesem Grunde kümmerte sich auch niemand um den kleinen Knaben, der in der Hoffnung, von dem einen oder anderen mitleidigen Auge gesehen zu werden, auf dem Korridor stand und neugierig in die halbgeöffnete Tür guckte. Er wartete und wartete, — aber so viele auch ein- und ausgingen, sie hatten alle nach etwas anderem zu sehen, als nach dem kleinen hübschen Knaben mit dem aufgeweckten Gesicht. In seiner dünnen und ärmlichen Kleidung stand er zitternd da und schaute ab und zu auf die leere Tasche, die er in der blaugefrorenen Hand hielt, und die er wahrscheinlich ebenso leer zur armen und kranken Mutter heimtragen mußte, wie er sie am Morgen über den Arm genommen! Wenn doch nur der Herr, der alte Kammerherr kommen würde, der ihm beim letzten Schulexamen so freundlich die Backe gestreichelt und ihm einen

blanken Taler geschenkt hatte — denn er war der beste beim Überhören — wenn doch der nur käme; aber es kam niemand!

O, was war das, was vor seinen Augen flimmerte, als die Saaltür aufging? Äpfel und Kuchen, blinkendes Gold und bunte Fähnlein — nun wars wieder weg; die Tür hatte sich geschlossen, und er mußte endlich unverrichteter Sache fortgehen. Er ging mit schwerem Herzen; er fühlte in diesem Augenblick bitter seine elende Lage, er dachte an die kalte Stube daheim, worin die Mutter und er Weihnacht feiern sollten, und wo die Armut den Tisch deckte. Und hier, wo sie so viel hatten, hier war nicht ein einziger, der auch nur den geringsten Gedanken für ihn hatte oder ein freundlich Wort mit ihm redete! Er fühlte sich so unglücklich, so einsam und verlassen.

„Wie heißt Du?“ Diese Worte von einer schüchternen Kinderstimme gesprochen, rissen ihn aus seinen traurigen Betrachtungen. Ein kleines Mädchen stand in der offenen Haustür und sah die lange Allee, die nach der Landstraße führte, hinauf. Es konnte wohl sieben Jahre alt sein, hatte blaue Augen, aus denen die Weihnachtsfreude seines kleinen Herzens strahlte, es hatte rote Wangen und blondes Haar, das in den Augen des Knaben wie Gold geschienen hätte, wenn er in diesem Augenblick nur den Mut gehabt hätte, diese Augen auch nur zu ihm zu erheben. Die Kleine wiederholte ihre Frage: „Wie heißt Du?“

Nun mußte er doch antworten: Hans heiße er und sei der Sohn der Witwe Kirsten drüben in Neuhaus hinter dem Dorfe.

„Wir bekommen einen Weihnachtsbaum, einen großen Weihnachtsbaum, mit einem Goldstern auf der Spitze, und die Tante kommt und die beiden Cousinen auch!“ jubelte die Kleine.

Ja, das konnte er sich wohl denken, aber er erwiderte nichts. Er war nicht Philosoph genug, um sogleich auf ihre Freude eingehen zu können. Die Kleine hatte wahrscheinlich ein dunkles Gefühl davon, daß es mit dem kleinen Hans nicht so ganz richtig bestellt sei, denn sie bedachte sich ein wenig und fragte ihn darauf: „Wirst Du denn nicht auch einen Weihnachtsbaum bekommen daheim bei Deiner Mutter in Neuhaus?“ Das war dem Knaben zu viel, nun begann er bitterlich zu weinen, drehte sich um und ging mit seiner leeren Tasche in der Hand die Allee hinauf, während er sich ab und zu mit dem Ärmel die Wangen trocknete.

Die Kleine blieb ganz verdutzt auf der Treppe stehen.

„Großvater gibt Dir gewiß auch einen Weihnachtsbaum, wenn er nur erst von seinem Spazierritt nach Hause kommt; ich werde ihn darum bitten,“ rief sie ihm laut nach; aber das konnte er ja nicht mehr hören. Sie blieb vor der Tür stehen, so lange sie den Knaben noch in der Allee sehen konnte, und erst als er in die Landstraße einbog, verließ sie ihren Platz. Als aber die Tante mit den kleinen Cousinen gleich darauf eintraf, so waren der arme Knabe und der Weihnachtsbaum, den er haben sollte, bald beide vergessen, so sehr war sie von dem Augenblick in Anspruch genommen. —

Es war ein stiller Wintertag; über Felder und Wiesen lag eine dünne Schneedecke gebreitet, doch so, daß hier und da die gefrorene Erde hervorlugte, und es den Sperlingen noch ziemlich leicht wurde, ihre Nahrung zu finden. Der Himmel hatte eine bleigraue Farbe, aber an einzelnen Stellen sah man doch ein klares, blaues Stück hervorgucken, gleichsam wie Guckfensterlein, durch die Kinderaugen heute alle Herrlichkeit des Himmels schauen sollten. Von den Häusern stieg langsam der Rauch auf, und es dauerte lange, bis er sich zerstreute. Die Mühlen standen still, teils aus Mangel an Wind, teils damit die Müller Weihnachten feiern könnten, denn die Schatten begannen schon lang zu werden, der Heilige Abend rückte heran. Glockentöne, welche über die stille Landschaft dahin klangen, brachten gerade soeben die Botschaft davon in Schloß und Hütte.

Traurig und mißmutig setzte Hans seinen Weg fort. Ihm war so sonderbar zumute, er war so einsam. Niemand war ihm begegnet als der alte Kammerherr, und von diesem war er in der Dämmerung gewiß gar nicht erkannt worden, und wenn auch, was konnte ihm das jetzt helfen? — Er ahnte nicht, daß der alte Kammerherr soeben an seine Armen und darunter auch an Hänschens Mutter gedacht hatte; er ahnte nicht, daß der Alte, als er soeben an ihm vorbeiritt, sich im Stillen an dem Gedanken erfreut hatte, daß des Knaben Tasche auf dem Herrenhofe mit einem Weihnachtsmahl für die Witwe gefüllt worden sei, denn der alte Herr ahnte ja wiederum nicht, daß seine kleine Enkelin die einzige gewesen, die mit dem kleinen Hans gesprochen!

Hans näherte sich dem Dorfe, aber noch hatte er ein ziemliches Stück Weges bis Neuhaus zurückzulegen. Er war fast den ganzen Tag in der Luft gewesen und fühlte sich nun so schläfrig und matt; er hatte ja auch keine besondere Eile, die leere Tasche bekam die arme Mutter ja ohnehin noch früh genug zu sehen; er konnte sich also wohl einen Augenblick auf der Steintreppe dort ausruhen.

Die Dunkelheit brach an, aber in jedem Hause des Dorfes war Licht und Leben. Durch die geöffneten Türen konnte man es bisweilen auf dem Feuerherde knistern und knastern hören und sehen, wie alles eifrig mit den Zubereitungen zu dem Festabend beschäftigt war. Drüben in der gegenüberliegenden Kirche zündete man gerade die Kerzen an, die Glocken läuteten, und die Leute begannen sich zum Weihnachtsgesang zu sammeln. Das Mädchen setzte gerade dem Kettenhunde seine Mahlzeit hin; es wurde niemand vergessen.

Hans saß auf der Steintreppe. Da überkam ihn eine Müdigkeit, über die er nicht mehr Herr werden konnte, seine Augenlider gingen auf und nieder. Einige Augenblicke hielt ihn der Kettenhund noch wach, der mit lautem Bellen seine Weihnachtsmahlzeit gegen die naseweisen Krähen verteidigte, die von dem Geläute aufgescheucht mit großem Geschrei um die brennende Laterne umherflogen, die das Mädchen neben dem Hunde hatte stehen lassen. Er mußte halbwegs lachen, aber da klang es ihm wieder wie ein Wiegenlied in die Ohren; diesmal war es die Melodie des Liedes:

„Ein Kind ist uns geboren ꝛc.“

die aus der Kirche zu ihm herübertönte, und dabei war es ihm, als ob ihm jemand ins Ohr flüsterte: „Wir bekommen einen Weihnachtsbaum, einen großen Weihnachtsbaum, mit einem Goldstern auf der Spitze, und die Tante kommt und die beiden Cousinen auch!“ Er sah das kleine Mädchen, und sie mußte es ja wohl sein, die ihm einen lieblichen Traum in die kleine Seele lispelte. Was träumte ihm denn? O, vieles, sehr vieles, und alles war lauter Freude und Jubel, denn das Ende des Traumes war, daß die Prophezeiung der alten Nachbarsfrau in Neuhaus in Erfüllung ging. Als er im Schulexamen so schön die Auslegung der Bibelstellen hersagte, hatte die Alte gemeint, „der kleine Hans spräche wie ein Buch und würde gewiß noch einmal Pastor werden.“ Das Schulexamen, die alte Nachbarin, ihre Prophezeiung und deren Erfüllung, alles dies zog mit den Klängen des Weihnachtsliedes an seiner Seele vorüber, und er lächelte still, selig vor sich hin. —

Auf dem Herrenhofe wurde im Saale der große, prächtige Weihnachtsbaum angezündet. Alt und jung, groß und klein umstanden ihn, und die kleinen Kinderäuglein strahlten vor Freude fast ebenso sehr, wie der Stern auf der Spitze des Baumes. Dieser Stern schien nun der kleinen Enkelin grade ins Herz hinein und erinnerte sie daran, was sie dem armen Knaben heute auf der Treppe

versprochen hatte. Sie sprang zum Großvater hin und fragte: „Großvater, willst Du nicht auch noch dem armen Hans in Neuhaus einen großen Weihnachtsbaum mit einem Goldstern auf der Spitze schenken?“ indem sie ihre blauen Augen, denen der Großvater niemals widerstehen konnte, zu ihm aufschlug.

„Wie kommst Du darauf, jetzt an ihn zu denken, mein Kind?“ erwiderte der Alte. Nun erzählte sie, wie sie in der Tür gestanden sei, um zu sehen, ob Großvater noch nicht von seinem Spazierritt heimkäme; da sei der Knabe gekommen, und er habe gesagt, er hieße Hans und sei der Sohn der Witwe Kirsten in Neuhaus, und als sie ihn gefragt, ob er zu Hause nicht auch einen Weihnachtsbaum bekäme, da habe er geweint und sei weggegangen. „Und seine Tasche war ganz leer!“ fügte die Kleine hinzu, als habe sie eine dunkle Ahnung, dieser Umstand müsse ihrer Bitte ein besonderes Gewicht geben.

„Seine Tasche war leer?“ fragte der alte Kammerherr. „Warum habt ihr den kleinen Hans an diesem heiligen Tage mit leeren Händen gehen lassen?“ setzte er in vorwurfsvollem Tone hinzu.

Niemand wußte etwas davon, niemand hatte ihn gesehen.

„Kann nicht Kutscher Jens den Hans und seine Mutter in dem roten Schlitten holen, Großvater? Unser Weihnachtsbaum ist ja groß genug auch für ihn mit.“

„So ist es recht, mein kleiner Liebling,“ sagte der alte Kammerherr, indem er sein Enkelchen aufhob und ihm drei Küsse gab, einen auf den Mund und einen auf jede Backe.

„Und nun soll Jens sich sogleich fertig machen, damit die Lichter auf dem Baume noch so lange aushalten, bis sie kommen,“ befahl der alte Herr. —

Schlittengeläute klang durch die stille Luft vom Herrenhofe daher, und in fliegender Eile näherte sich Jens der Stelle, wo der kleine Hans saß und träumte. Der blendende Schein der Laterne traf sein Angesicht. „Wahrhaftig, da sitzt er selbst leibhaftig! Hans, wach auf!“ rief der Kutscher, knallte mit der Peitsche und hielt die Zügel an. Die Pferde stampften auf die Erde, und die Glocken erklangen heller. Waren dies wieder die Glockentöne, die dem kleinen Träumer zum Weihnachtsgesange läuteten in der Kirche, wo er der Pastor war?

War das Ganze nicht ein Traum? Er saß im Schlitten und war auf dem Wege nach der Mutter und sollte mit ihr nach dem

Herrenhofe und hinter ihm her ertönte aus der Kirche das Lied:

„Ein Heiland ist uns heute geboren."

Was mochte nicht alles dabei in des Knaben Seele hineintönen! Töne, wie sie in einer Kinderseele erklingen können, wenn nur die rechte Saite angeschlagen wird. —

Es ist schon lange, lange her. Der alte Kammerherr schläft schon den langen Schlaf, und der Baum über seinem Grabe ist schon alt geworden, aber er ist nicht vergessen, und an jedem Weihnachtsabend legen der Pastor und seine Frau — der kleine Hans und die kleine Enkelin — einen frischen Kranz der Erinnerung und der Dankbarkeit auf seinen Grabeshügel.

Sylvester.

Der letzte Tag des Jahres, der 31. Dezember, ist dem Papst Sylvester geweiht. Dieser steht mit dem Schlüssel in der Hand als Pförtner am Schluß des Jahres. So wird er auch abgebildet. Wie er gerade an diesen Platz und zu diesem Amte gekommen, ist unklar, wenn man nicht annehmen will, die Legende, er habe den Kaiser Konstantin d. Gr. auf dem Totenbette — also kurz vor dem Torschluß des Lebens —, getauft, sei hierzu die Veranlassung gewesen. Er hatte den päpstlichen Stuhl von 314—335 inne, und sein mutmaßlicher Todestag ist der 31. Dezember. Die Legende berichtet weiter von ihm, daß er von Konstantin d. Gr. für die Taufe desselben die Stadt Rom nebst Umgebung geschenkt erhalten habe, woraus dann später das sog. Patrimonium Petri hervorgegangen sei. Historisch nachgewiesen ist eine solche Schenkung und damit die Begründung der weltlichen Macht des Papstes jedoch erst aus dem Jahre 755 unter der Regierung des fränkischen Königs Pipin. Der erste, der dies Thema wissenschaftlich behandelte, war der 1457 verstorbene Humanist Laurentius Valla. Zwar wurde er zum Widerruf seiner Schrift „De donatione Constantini" gezwungen, aber selbst die späteren Schriftsteller des päpstlichen Stuhls haben die Konstantin'sche Schenkung nur als Sage, nicht als historische Wahrheit verfochten. Mit der Sage von der Schenkung des Kirchenstaates hängt angeblich auch die Gründung des Sylvesterordens zusammen. Der letztere, auch Goldener Sporn genannt, ist aber wahrscheinlich nicht von Papst Sylvester, sondern erst von Paul IV. im Jahre 1557 gestiftet worden. Die jetzigen

Statuten des St. Sylvesterordens stammen sogar erst von Papst Gregor XIV. aus dem Jahre 1841.

Die Zahl der Sylvestergebräuche ist Legion, und sie beruhen größtenteils alle auf dem alten Glauben, daß der Mensch in der letzten Stunde des Jahres eine Frage an das Schicksal frei habe. Wer das letztere über das Glück des nächsten Jahres befragen will, der sticht mit einem Messer aufs Geratewohl in die geschlossene Bibel oder in das Gesangbuch und schließt aus dem durch das Messer getroffenen Vers auf Glück und Unglück, Freud und Leid des kommenden Jahres. Das Wahrsagen oder Losen vermittelst Bücher ist schon eine alte griechische und römische Sitte. Die Sortes Homericae und Virgilianae wurden auch in das Christentum übernommen, erst stillschweigend darin geduldet, dann auf den Konzilen desto lauter verdammt und doch bis heute nicht ganz daraus vertrieben. Wer sich vergewissern will, ob er noch das folgende Jahr an demselben Orte bleibt, der wirft um Mitternacht die Schuhe hinterrücks über den Kopf, und wohin sich die Spitze kehrt, dahin kommt er oder da bleibt er. Der Brauch scheint jüdischen, jedenfalls aber orientalischen Ursprunges zu sein. Wer mit verhülltem Antlitz rückwärts über die Schwelle schreitet, der sieht auf derselben einen Sarg oder eine Wiege stehen, je nachdem ihm in der Familie ein Todesfall oder eine Geburt bevorsteht. In Holstein und Mecklenburg, wo alle drei Bräuche bekannt sind, nimmt man auch zuweilen ein Bettuch über den Kopf und sieht dann Sarg oder Wiege auf dem Dache des Hauses stehen. Man nennt es dort das „Vorüben" des neuen Jahres.

Wer in der Neujahrsnacht um Mitternacht Wasser aus einem Brunnen schöpft für sich und die Seinen, den schützt es das ganze Jahr gegen Krankheit und bringt Glück ins Haus. Der deutsche bezw. altnordische Einfluß ist hier unverkennbar. Die Schicksalsgöttinnen — die Nornen — saßen am Fuße der Lebenseſche am Urdsbrunnen, der Weisheitsquelle, mit deren Wasser sie Blätter und Blüten des Weltbaumes bespritzten, auf daß er nimmer verdorre. Noch eines Sylvesteraberglaubens sei hier erwähnt, er betrifft die Rose von Jericho, eine Blume (Anastatica hierochontica), die in Ägypten, Arabien und Syrien wächst, und die in der mittelalterlichen Heilkunde, in der Traumdeutung und Wahrsagerei eine große Rolle spielte. Sie öffnet sich angeblich in der Neujahrsnacht und zeigt an, ob Korn und Obst im nächsten Jahre gut gedeihe. Stöber (Alsatia, 1851, S. 105) berichtet diese Sage aus Kingersheim bei Mülhausen, sagt aber nicht,

welche Blume dort der Rose von Jericho substituiert ist. Ursprünglich gehört diese Sage zum Weihnachtsfest und ist dort schon erklärt worden. Hier ist sie nur auf die Oktave desselben verlegt worden.

Heiratslustige Mädchen gießen voll banger Erwartung am Sylvesterabend Blei, um aus der Form der ins Wasser oder in den Sand gegossenen Bleistücke die Gestalt und den Beruf des Geliebten zu erkennen, oder sie lassen Lichtchen schwimmen und Flachsfasern brennen, schütteln einen Erbzaun oder treten vor den Spiegel oder stellen sich auf einen Kreuzweg und nehmen einen Besenstiel zur Hand, oder sie streuen Salz oder Asche, kurzum, treiben all den Unsinn, den wir bereits beim Andreasabend angeführt haben.* Die gegossenen Bleistücke können vielleicht auf die in Holz geschnitzten Runen hindeuten, aus denen die weisen Frauen der alten Deutschen die Zukunft weissagten, und das Spiegelschauen erinnert ohne Zweifel an die alte Sage von dem Zauberspiegel. Alle diese Handlungen sind ebensoviel Fragen an das Schicksal, sind Versuche, den undurchdringlichen Schleier der Zukunft zu lüften.

Eine weit verbreitete Sitte ist das Umherziehen der jungen Burschen am Sylvesterabend. Im Elsaß wandert man von Schenke zu Schenke und läßt sich bewirten. In Norddeutschland, besonders in den schleswig-holsteinischen Städten und in Hamburg, fehlt auf keinem Wirtstische der Sylvesterpunsch für die Stammgäste und etwaige Liebhaber vom unbezahlten Trinken. Im mittleren Holstein verkleiden sich die jungen Burschen und ahmen auf einem mit einer Blase überspannten irdenen Topfe die Stimmen verschiedener Tiere nach und erschrecken die Hausbewohner hinter den Fenstern. Dieses trommelartige Musikinstrument heißt „Rummelpott“. Zuweilen singen sie auch Neujahrslieder dazu und benutzen das Instrument nur zur Begleitung. Sie erhalten dann überall kleine Geschenke, besonders Obst, Nüsse und kleines Backwerk. Auch das sog. „Klopfan“ im südlichen Bayern gehört hierher. Dort gingen früher in der Sylvesternacht die armen Leute vor die Fenster der reicheren und sangen allerlei Spott- und Schelmenlieder, die häufig mit den Worten „Klopf an!“ anfingen. Natürlich geschah dies auch in Verkleidung, und das Einsammeln von Gaben war ebenfalls die Hauptsache.**

Daß die Umzüge einerseits an die alten, zu Dämonen herabgedrückten Götter erinnern, die nach altem Glauben zwischen Weih-

* Vergl. Seite 296 ff. ** Vergl. Seite 46.

nacht und Neujahr besonders unheilbringend sein sollen, andererseits auch als Nachahmungen der römischen Umzüge zur Zeit des Jahresschlusses angesehen werden können, versteht sich von selbst. Diese Umzüge haben leider an den meisten Orten zu gefährlichen Auswüchsen geführt. Wir nennen das Neujahreinwerfen und das Neujahrschießen. Beides soll die Freude über das neue Jahr ausdrücken, aber diese verwandelt sich nicht selten in Trauer, und wiederholte Unglücksfälle, die dabei vorgekommen, haben endlich zu scharfen polizeilichen Verboten, besonders des Neujahrschießens, geführt. Das Neujahreinwerfen besteht darin, daß man den Nachbarn alle alten Töpfe, Teller und Scherben an die Türen wirft. Es ist in ganz Norddeutschland bis nach Hessen hinauf in Gebrauch. Besonders arg soll es auf Helgoland und den friesischen Inseln sein. In Hannover und Thüringen glaubt man, Frau Holle, d. i. Freya, gehe am Sylvesterabend um und sähe die Spinnrocken und Webstühle nach, darum läßt niemand Flachs oder Garn und Tuch darauf, denn das bringt Unglück fürs neue Jahr. Ganz aus demselben Grunde nimmt man auch nicht gern irgend eine andere angefangene Arbeit aus dem alten in das neue Jahr hinüber. In Antwerpen soll das umgehende Gespenst Chlungeri heißen, ein Name, der nicht leicht zu erklären zu sein scheint. Dort herrscht auch die Sitte, dasjenige Familienglied, das am Morgen des 31. Dezember zuletzt aufsteht, unter dem Namen Sylvester zu verspotten, wofür es abends etwas zum besten geben muß. Ähnlich ergeht es in Zürich sogar den Schulkindern, die am Sylvestermorgen zu spät in die Schule kommen. Ein paar ganz eigentümliche Gebräuche sind das Sylvesterschlagen in Deutschböhmen und das Wêpelrôtbringen im Saterland. Das erstere besteht darin, sich im Wirtshause in grünausgeschmückter Stube zu versammeln, von dessen Decke ein Kranz herabhängt. Einer der Versammelten stellt eine alte häßliche verlarvte Gestalt dar, die auf dem Kopfe einen Kranz von Mistelzweigen trägt und Sylvester heißt. Diese beobachtet ganz genau den von der Decke herabhängenden Kranz: sobald einer der Anwesenden unter denselben tritt, hat sie das Recht, den Unvorsichtigen zu küssen. Beim Schlage der Mitternachtsstunde fällt aber alles über die Sylvestergestalt her und peitscht sie mit Tannenzweigen zur Tür hinaus. Die Ähnlichkeit dieses Brauches mit der englischen Sitte, am Weihnachtsabend sich unter dem mistletoe zu küssen, ist unverkennbar, und die Erklärung derselben auf Seite 334 gilt auch hier. Der hinausgejagte

Sylvester stellt dabei natürlich das alte Jahr vor, nach abgeworfener Verkleidung kommt er als junger Bursche wieder herein und repräsentiert nun das neue Jahr.

Das Wêpelrôtbringen besteht darin, daß die jungen Burschen ihren Mädchen einen Kranz in Radform mit Speichen, auf einen Weidenstock gesteckt, überreichen, oder wenn sie nicht erkannt sein wollen, ins Haus werfen, wobei sie ein Pistol abfeuern und dann schnell davon laufen. Da der radförmige Kranz gewöhnlich neun Speichen hat, so läßt dies auf Beziehungen zu dem alten germanischen Brauch schließen, um die Zeit der Wintersonnenwende ein solches Rad, das den Kreislauf des Jahres mit seinen neun Wintermonaten vorstellen sollte, anzuzünden. Auch hier ist die Sitte, wie die vorige, vom Weihnachtsabend auf die Oktave desselben, den Sylvesterabend, verlegt worden.

Auch eine Wetterprophetin ist die Sylvesternacht. Bläst in der Neujahrsnacht der Wind von Osten, so hofft man auf ein gesegnetes Obstjahr, bläst er von Süden, so gibt es viel Korn, von Westen verheißt er Milch und Fische, von Norden aber Sturm und Kälte. Natürlich sind solche Prophezeiungen ganz örtlichen Ursprungs und nach Gegend und Lage gänzlich verschieden, in allem aber tritt die Auffassung der letzten Nacht des Jahres als Losnacht für das kommende deutlich hervor. Ganz um derselben Auffassung willen achtet man in manchen Gegenden auch darauf, die Träume in der Sylvesternacht aufzuzeichnen, und es soll wirklich manches in dem kommenden Jahre wahr werden, wie man sagt. Natürlich spielt die Phantasie bei der Auslegung die größte Rolle.

Der Sylvesteraberglaube ist gar mannigfach und oft recht sonderbarer Art, wie nachfolgende Beispiele zeigen mögen: Der Speisezettel am Sylvesterabend lautet auf Haferbrei und Hering. An ihnen erlabten sich schon die altgermanischen Götter. In einigen Gegenden ißt man auch Linsen und Hirsebrei. Sie bedeuten symbolisch Geld und Gold. Um einen Hecktaler zu erlangen verfährt man so: Man steckt eine kohlschwarze Katze in einen Sack, den man mit 99 Knoten zubindet, geht damit in der Sylvesternacht dreimal um die Kirche und klopft dabei jedesmal an die Tür und ruft durchs Schlüsselloch nach dem Küster. Beim drittenmal kommt der Teufel und frägt, was man wünscht. Man antwortet, man wolle ihm einen Hasen verkaufen und fordert dafür einen Taler. Diesen erhält man entweder sogleich oder findet ihn daheim in einer Tasche.

Man muß aber Hals über Kopf nach Hause eilen, denn hat der Teufel die 99 Knoten früher aufgeknüpft, so ist man des Todes. Daher rührt auch die Redensart: die Katze im Sack kaufen. Auf einem Kreuzwege kann man am Sylvesterabend Geister beschwören und die Zukunft ergründen und erfahren, wer im nächsten Jahre sterben wird. In einigen Gegenden ziehen die Bauernmädchen ein paar Hände voll Stroh aus dem Dache und dreschen es. Finden sie einige Körner, so ist dies ein Zeichen, daß sie einst einen Bauern zum Mann bekommen. Sind die Ähren aber leer, so müssen sie sich mit einem armen Knecht begnügen. Die Redensart „Leeres Stroh dreschen“ soll hierin ihren Ursprung haben. Um sich die Liebe einer Person zu erwerben oder zu bewahren, mischt man einige Tropfen Blut und gibt sie derselben am Neujahrsmorgen zu trinken. Jäger gießen in der Sylvesternacht Freikugeln, wozu sie Blei von alten Kirchhofskreuzen nehmen. Um einen nie fehlenden Schuß zu erlangen, gehen sie mit geladener Flinte in die Neujahrsmesse und zielen aus einem verborgenen Platz auf die Monstranz, sobald sie der Priester in die Höhe hebt. Selbst Spitzbuben haben ihren Sylvesteraberglauben: Wer sich in der letzten Nacht des Jahres unbemerkt und rückwärts in ein Haus einschleichen und ein Scheit Holz stehlen kann, dem kann die gefürchtete Polizei das ganze Jahr über nichts anhaben.

Fast überall ist es üblich, den letzten Tag des Jahres in lustiger Gesellschaft bei einem fröhlichen Mahle zuzubringen. Hierbei achtet man genau darauf, daß niemand so zu sitzen kommt, daß sein Schatten nicht an der Wand sichtbar ist, denn sonst müßte er im neuen Jahre sterben. Will man übrigens ganz sicher sein, wer im neuen Jahre sterben wird, so muß man in der zwölften Stunde der Sylvesternacht durch das Schlüsselloch der Kirche sehen, dann ist dieselbe hell erleuchtet, und alle diejenigen, welche den nächsten Jahresschluß nicht erleben, sitzen auf ihren gewöhnlichen Plätzen. Es soll schon vorgekommen sein, daß Leute sich selbst gesehen haben und bald darauf gestorben sind.

Aus solchem Aberglauben blickt der Gedanke heraus, die Scheidestunde des alten Jahres sei eigentlich mehr für eine ernste, als für eine heitere, ausgelassene Stimmung geeignet, und ganz derselbe Gedanke spricht sich auch in der nachfolgenden, nicht allgemein bekannten Sylvestersage aus.

Matje Flor!

Kennst Du, lieber Leser, die kleine Halbinsel Eiderstedt zwischen der Eidermündung und der sog. Lyster Tiefe am äußersten Ende der Westküste Schleswigs? Wenn Du jemals da gewesen bist und an einem fröhlichen Mahle teilgenommen hast, bei dem das dort landesübliche Getränk, der Punsch, nicht fehlte, dann wird Dir dabei auch ein Trinkspruch aufgefallen sein. Ganz sicher aber hast Du diesen Trinkspruch vernommen und auf ihn mit angestoßen, wenn Du jemals einen Sylvesterabend an der schleswigschen Westküste zugebracht hast. Bei jedem Festmahle, das in geordneter Weise verläuft, ganz besonders aber am Sylvesterabend, trinkt man „Matje Flor!“ Das geht so zu: Sobald bei irgend einer Gesellschaft die zartere Hälfte an den Aufbruch mahnt — dies Amt scheint ja allerorten ihr Privilegium zu sein —, so füllt die sorgsame Wirtin noch einmal die leeren Gläser mit dem duftenden Getränk, und falls es wirklich ernst wird mit dem projektierten Aufbruch, erhebt sich irgend ein Mitglied der Gesellschaft, das sich dazu berufen fühlt und ruft laut: „Matje Flor!“ Hierauf erhebt sich alles, stößt an, leert das Glas und — die Gesellschaft ist offiziell geschlossen.

Der Sylvesterabend wird auch im ganzen Norden stets in lustiger Gesellschaft verbracht, und wie man sonst allenthalben, sobald die Uhr aushebt, um die Mitternachtsstunde zu verkünden, „Prosit Neujahr!“ ruft, so erhebt sich bei jener lustigen Gesellschaft auch der Eiderstedter, aber nicht „Prosit Neujahr!“ ruft er, sondern „Matje Flor!“ Wer zum ersten Male diesen Trinkspruch hört, wird sich ohne Zweifel fragen, was er bedeutet, und was die Worte besagen. Die Antwort nach der Bedeutung wird kein Eiderstedter schuldig bleiben, sobald er nur imstande ist, Punsch zu trinken, und das können dort schon die Kinder, also weiß auch jedes Kind, „Matje Flor“ bedeutet: Möge es uns wohl gehen in unseren alten Tagen! Fragt man aber weiter nach der historischen Bedeutung, oder besser gesagt, nach der Beziehung zwischen diesen beiden Wörtern und dem Wunsche, so weiß selten einer eine andere Antwort als die: „Ja, man trinkt eben auf diesen Wunsch immer das letzte Glas, das ist hier so Sitte.“ Daß der Ausdruck „Matje Flor“! eigentlich, wenigstens dem Wortlaute nach, nichts weiter bedeutet als „Jungfer Flor“, wird der Leser wohl schon erraten haben, und warum man in Eiderstedt am Sylvesterabend ihre Gesundheit trinkt, wollen wir ihm hier erzählen.

In ganz Eiderstedt liegen wenig Dörfer, aber desto mehr große Höfe oder Güter, wie man sie auch nennen könnte, wenn dieser Name nicht in der freien Marschgegend so verpönt wäre. Etwa eine Stunde von Tönning, links von der alten, nach Husum führenden Straße, lag früher einer der größten Höfe der dortigen Gegend. Auf ihm wohnte im Jahre 1713, als die Dänen und Russen die Festung Tönning belagerten, der alte Andreas Flor, und nach ihm hieß der Hof Andreashof. Am 6. Mai 1713 kapitulierte die Stadt, nnd die freigewordene dänische Kriegsmacht ergoß sich raubend und plündernd über das ganze Eiderstedt. Das dauerte den ganzen Sommer hindurch und selbst bis zum Beginn des neuen Jahres. Dem greisen Andreas Flor ward auch der letzte Rest seiner beweglichen Habe genommen, und als der Sylvesterabend des Jahres 1714 herankam, war ihm — so berichtet die Sage — von seinem reichen Viehstand nur eine einzige Kuh geblieben. Tags zuvor waren die aus Schleswig abrückenden Dänen wiederum auf dem Andreashofe eingekehrt. Die Kuh ward geschlachtet, um davon das Sylvestermahl zu bereiten, denn der dänische General wollte hier den Beginn des neuen Jahres feiern. Alles, was für den harten Winter noch an eßbaren Vorräten bisher den spähenden Blicken der Feinde verborgen geblieben war, mußte auf den Tisch gebracht werden, und Andreas Flor und die Seinen wurden sogar gezwungen, den General und seine Offiziere zu bedienen und so den völligen Untergang ihres einst so wohlhabenden Hauses mit anzusehen. Das Festmahl artete in ein wüstes Gelage aus, und in zahlreichen Toasten ward das ruhmreiche Dänenheer verherrlicht, wobei man nicht unterließ, den Greis zu verhöhnen und zu verspotten. Endlich trat eine Stockung des Gelags ein, denn niemand wußte so recht einen neuen Trinkspruch auszubringen. Da kam einer der Offiziere auf den Einfall, den Alten zu einem Toaste auf das siegreiche Dänenheer aufzufordern, und jubelnd wurde dieser Vorschlag aufgenommen. Dem Alten war natürlich nicht nach Toasten und Trinken zu Sinne, und er bat, ihn damit zu verschonen. Doch vergebens. Seine Weigerung schien den Verdacht der Sympathie für die Schweden zu bestätigen und war das Signal, ihn von allen Seiten als Dänenfeind zu erklären, und da der Alte nun erst recht vor lauter Angst kein Sterbenswörtchen sagen konnte, so mußte man das Schlimmste erwarten. Da trat seine dreizehnjährige Enkelin, Matje Flor, ins Zimmer und als sie sah, worum es sich handelte,

erhob sie das Glas des Großvaters und rief aus: „Möge es Euch allen wohl gehen in Euren alten Tagen!“ Diese Worte aus Kindesmund beschämten die Trunkenen, und die besseren unter ihnen schützten den Greis vor weiteren Ausschreitungen. Der General aber, der, wie einige meinen, ein junger dänischer Prinz gewesen sein soll, hob die Gesellschaft auf. Die Sage erzählt dann noch weiter von ihm, daß er nach Beendigung des Krieges wiederum auf dem Andreashof erschienen sei, dem alten Andreas die schweren Schäden des Krieges ersetzt, die schöne Jungfer Flor aber mit sich genommen und zu seiner Gemahlin gemacht habe. Sei dem nun, wie ihm wolle; der Trinkspruch aber hat sich eingebürgert und bis auf den heutigen Tag erhalten, und der Name „Matje Flor“ ist gleichbedeutend geworden mit dem Wunsche, durch den seine junge Trägerin einst das Schicksal ihres Hauses gewendet haben soll.

Und nun, lieber Leser:

„Matje Flor!“

Namen- und Sachregister.

